Geschichte

der

Stadt Wien.

Geschichte

der

Stadt Wien.

Von

Karl Weiß,

Archivar und Bibliothekar der Stadt Wien.

Mit zwei Plänen, zwei Ansichten und achtzig Holzschnitten.

(Illustrationen von V. Katzler u. A.)

I. Abtheilung. Die Römerzeit und das Mittelalter.

Wien, 1872.

Verlag von Rudolf Lechner's k. k Universitäts-Buchhandlung.

Vorwort.

Seit dem Erscheinen von F. Tschischka's „Geschichte der Stadt Wien“ (1844) verfloß ein Zeitraum, der eine mächtige Umgestaltung in allen politischen und socialen Verhältnissen der Stadt, gewaltige Veränderungen auf allen Gebieten ihres geistigen Lebens hervorrief und durch eifrige Quellenstudien zum Theil auch neue Gesichtspunkte für die Beurtheilung des inneren und äußeren Entwicklungsganges des ganzen Gemeinwesens eröffnete. In diesen Zeitraum fällt aber noch ein anderer, nicht minder bedeutungsvoller Umschwung. Unter dem Eindrucke der großen Begebenheiten unseres Vaterlandes erscheint uns die Vergangenheit in einem anderen Lichte wie ehedem. Wir blicken mit schärferem Auge auf das, was geschehen, sinnen und forschen nach dem Grunde der Erscheinungen und suchen in ihnen Trost und Belehrung, wenn wir uns inmitten der heftigen Parteikämpfe abmühen, einen Ausblick in die Zukunft zu gewinnen. Gewiß hat daher heute eine neue Bearbeitung der Geschichte Wiens, jener Stadt, die mit der Geschichte des ganzen Reiches so enge verknüpft ist, ihre Berechtigung, umsomehr als sich seit Jahren auch das Bedürfniß zu solch' einem Werke in weiteren Kreisen geltend gemacht hatte.

Demungeachtet lag es mir ferne, in nächster Zeit an die Herausgabe eines solchen Werkes zu schreiten. In meiner Stellung hielt ich es vor allem für meine Pflicht, eine, den heutigen wissenschaftlichen Ansprüchen genügende kritische Ausgabe des schon bekannten, wichtigeren Urkundenschatzes und eine Erweiterung der Hauptquellen der Geschichte Wien's vorzubereiten, in welcher Richtung ich mir schon vor längerer Zeit die Unterstützung des geehrten Gemeinderathes erbat. Zu Anfang des Jahres 1869 drückte mir

jedoch Herr Bürgermeister Dr. Cajetan Felder seinen Wunsch aus, daß ich zunächst mit Rücksicht auf die heutigen Anforderungen und mit Benützung der bisherigen Quellenforschungen eine neue Bearbeitung der Geschichte Wiens unternehmen möge, wobei er vorzüglich auf die Nothwendigkeit hinwies, in dem heranwachsenden jüngeren Geschlechte die Liebe und das Interesse an der Vergangenheit ihrer engeren Heimat zu beleben. In ähnlicher Weise wurde ich von anderen, gleich hochgeachteten Mitgliedern des Gemeinderathes aufgemuntert, so daß mir, um meiner Vaterstadt nützlich zu sein, nichts erübrigte, als den gegebenen Anregungen zu folgen und die sachlichen Bedenken zurückzudrängen.

Bei Abfassung der vorliegenden Geschichte war es nun mein Streben, den Bedürfnissen weiterer Kreise möglichst gerecht zu werden. Eine unbefangene Prüfung des Werkes wird zugeben, daß ich mir dabei die Arbeit nicht leicht gemacht habe. In ihrer anspruchslosen Form beruht die ganze Darstellung auf einer selbständigen Untersuchung der Zustände und Thatsachen mit Zugrundelegung der besten, zum Theil selbst unedirten Quellen. Sie kennt kein anderes Ziel, als die Wahrheit zu berichten, die Stimmungen und Motive unverfälscht zum Ausdruck zu bringen, insoweit dieß die forschende Thätigkeit gestattete und die Erkenntniß des Verfassers reichte. In der Geschichte unserer Tage geschah dieß nicht ohne schmerzliches Widerstreben, ohne Verläugnung persönlicher Gefühle gegen noch lebende Personen. Besondere Aufmerksamkeit schenkte ich dem culturgeschichtlichen Theile des Werkes. Die Mehrzahl der Abschnitte beruht auf sorgfältigen Studien, mit denen ich mich schon in früheren Jahren beschäftigte. Ich hätte diesen Theil des Werkes noch reichhaltiger und vollständiger gestalten können, wenn mir nicht die Rücksicht auf den gegebenen, ohnehin schon überschrittenen Umfang des Buches enge Schranken auferlegt haben würde. Insbesondere bedauere ich lebhaft, daß die Anlage des ganzen Werkes eine eingehendere Behandlung der Geschichte unserer Tage nicht gestattete, so daß diese nur den Werth einer, die wichtigsten Momente berührenden Uebersicht in Anspruch nehmen kann.

Hiebei ist es aber auch meine Pflicht, der Unterstützung zu gedenken, welche mir von verschiedenen Seiten zu Theil wurde. In Bezug auf die topographischen Abschnitte war Se. Excellenz Herr k. k. Feldzeugmeister F. Ritter von Hauslab so gütig, mir die Benützung seiner Pläne über die Entwicklung des römischen und mittelalterlichen Wien zu gestatten, welche

auf einem reichen Wissen beruhend, wichtige Aufschlüsse bieten, deren nähere, sachgemäße Begründung dem geistvollen Autor vorbehalten bleibt. Ebenso stellte mir in dieser Richtung Herr Regierungsrath Albert Ritter von Camesina, dem die Topographie Wien's so werthvolle Beiträge verdankt, seine Materialien freundlichst zur Verfügung. Sowohl diesen beiden verdienten Männern wie auch der k. k. Centralcommission für Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale und dem Wiener Alterthumsvereine, welch' Letztere mir bereitwilligst zahlreiche Holzschnitte zu den Illustrationen überließen, spreche ich hiemit den wärmsten Dank aus.

Möge das Buch, dem ich durch zwei Jahre meine ganze Kraft widmete, den angestrebten Zweck erfüllen, mir aber in nächster Zeit die Gelegenheit geboten werden, durch Herausgabe der älteren Geschichtsquellen Wiens auch die wissenschaftlichen Interessen fördern und damit zugleich einen Theil der vorliegenden Darstellung rechtfertigen zu können.

Wien, im November 1871.

Karl Weiß.

Inhalt der ersten Abtheilung.

Die Zeit der Römerherrschaft.

Erster Abschnitt: **Vindobona**: Einwanderung der Kelten S. 3. — Spuren keltischer Ansiedlung S. 4. — Kimber und Dacker S. 5. — Erstes Auftreten der Römer S. 6. — Kaiser Marc Aurel S. 7. — Marcomanischer Krieg S. 7. — Kaiser Septimius Severus S. 8. — Kaiser Probus S. 8. — Erste Kolonisation deutscher Stämme S. 8. — Auftreten des Christenthums S. 9. — Hunnen und Ostgothen S. 10. — Severin S. 11.

Zweiter Abschnitt: **Ueberreste römischer Kultur**: Kastell und Kastrum S. 14. — Römische Straßenzüge S. 16. — Lage und Entwicklung des Kastells S. 17, — des Standlagers S. 20. — Munizipium Vindobona S. 21. — Wasserversorgung S. 21. — Gewerbliche Thätigkeit S. 22.

Das Mittelalter.

Erster Abschnitt: **Avaren, Ungarn und Slaven auf dem Boden Wiens**: Auftreten der Avaren und Slaven S. 25. — Karl der Große S. 26. — Gründung der Passauer Diözese S. 27. — Rupert- und St. Peterskirche S. 27. — Kirchliche Jurisdiktion der Passauer über Wien S. 28. — Wien unter magyarischer Herrschaft S. 29.

Zweiter Abschnitt: **Anfänge der Ostmark**: Graf Burkhard S. 30. — Leopold von Babenberg S. 31. — Heinrich der Starke S. 31. — Mödling S. 31. — Grenzen der Ostmark S. 32. — Kolonisationen im Viertel unter dem Wiener Wald S. 32. — Die Residenzen Ennsburg, Pechlarn, Tuln und auf dem Kalenberg S. 33. — Die ältesten österreichischen Klöster, — Bruder Heinrich S. 34. — Straßenzüge S. 34. — Zollstätten S. 35. — Wien im Nibelungenlied S. 35. — Der grüne Werd S. 36.

Dritter Abschnitt: **Die Zeit der Babenberger**: Erbliche Uebertragung der Ostmark an die Babenberger S. 37. — Heinrich II. Jasomirgott S. 38. — Erhebung der Ostmark zum Herzogthum S. 39. — Wiedererhebung Wiens S. 40. — Gründung des Schottenklosters S. 40. — Stellung der Stadt zu den Hohenstaufen S. 42. — Herzog Leopold VI. S. 42. — Die Kreuzzüge S. 43. — Richard Löwenherz S. 43. — Leopold VI. Tod S. 45. — Ueberschwemmung, Mißwachs und Seuche S. 45. — Herzog Friedrich I. S. 46. — Herzog Leopold VII. S. 46, — dessen Stellung zu den Bürgern S. 47, — dessen Versuch in Wien ein Bisthum zu gründen S. 50, — dessen Tod S. 50. — Herzog Friedrich II. der Streitbare S. 51, — dessen Stellung zu Kaiser Friedrich II. S. 51, — dessen Krieg mit Ungarn S. 52. — Friedrich verliert Oesterreich S. 53. — Feindliche Haltung der Wiener S. 54. — Kaiser Friedrich II. Einzug S. 55. — Wien eine Reichsstadt S. 55. — Wiedereinsetzung Herzog Friedrichs S. 56, — dessen Tod S. 58.

Vierter Abschnitt: **Uebergang zu einer neuen Dynastie**: Das Interregnum S. 59. — Besitzergreifung Oesterreichs durch Ottokar von Böhmen S. 62. — Flagellanten S. 65. — Bischöfl. Synode S. 66. — Rudolf von Habsburg S. 67. — Verhältniß der Wiener zu Ottokar S. 69. — Belagerung der Stadt durch Kaiser Rudolf und dessen Einzug S. 70. — Paltram vor dem Stephansfreithof S. 69 und 72. — Schlacht im Marchfeld S. 73.

Fünfter Abschnitt: **Die ersten Habsburger**: Kaiser Albrecht I. S. 75, — dessen Beziehungen zu den Wienern S. 75 und 82. — Unruhen S. 76. — Markgraf Andreas von Este S. 77. — Einfall der Ungarn S. 78. — Tod K. Rudolf I. S. 79. — Aufstand in Wien S. 80. — Fürstenversammlung S. 81. — Herzog Rudolf S. 82 und 83. — Herzog Friedrich der Schöne S. 84. — Treue der Wiener S. 85. — Friedrich der Schöne und Otto der Fröhliche S. 88, — deren Tod S. 88 und 90. — Herzog Albrecht II. und dessen Verdienste in Wien S. 89. — Der schwarze Tod S. 89. — Fürstenbesuche S. 90. — Albrecht II. Hausordnung und dessen Tod S. 90 und 91. — Herzog Rudolf IV. S. 91. — Die Hausprivilegien S. 92. — Wien unter Rudolf IV. S. 92, — dessen Tod S. 95. — Die Herzoge Albrecht III. und Leopold III. deren Ländertheilung S. 96. — Albrechts Hebung der Stadt als Handelsplatz S. 97.

— Leopold des III. und Albrecht III. Tod S. 97 und 98. — Streit zwischen Herzog Wilhelm und Albrecht IV. S. 97 und 98, — deren Haltung gegenüber den Wienern S. 99. — Einzug Albrecht IV. S. 99. — König Wenzel's Gefangennahme S. 99. — Albrecht IV. Tod S. 100. — Vormundschaftsstreit zwischen den Herzogen Leopold IV. und Ernst S. 100 und 101. — Parteikämpfe S. 101. — Bürgermeister Konrad Vorlauf S. 103. — Religiöse Zustände S. 106. — Pest S. 107. — Herzog Albrecht V. — Rückschritte in der Entwicklung der Stadt S. 109. — Hussiten S. 110. — Juden S. 110. — Fürstenbesuche S. 111. — Albrechts Krönung in Ungarn S. 112, — dessen Tod S. 112.

Sechster Abschnitt: **Die Zeit Kaiser Friedrich IV**: Ladislaus Posthumus S. 113. — Vormundschaftsansprüche Friedrich IV. und Albrecht VI. S. 113. — Parteistellung der Wiener in dem Vormundschaftsstreit S. 115. — Beginn ihrer Zerwürfnisse mit Friedrich S. 115. — Befreiung des Ladislaus aus der Vormundschaft des Kaisers S. 116. — Einzug des Ladislaus S. 119. — Enttäuschungen über Ladislaus S. 120. — Beginn der Türkennoth S. 121. — Johann Capistran S. 121. — Mathias Korvinus S. 122. — Tod des Ladislaus S. 122. — Streit zwischen Friedrich und Albrecht über die Erbansprüche auf Oesterreich S. 123. — Nothlage der Wiener S. 124, deren Treue gegen Friedrich S. 125. — Kampf an der Stubenthorbrücke gegen Albrecht VI. S. 126. — Zerwürfnisse der Wiener mit dem Kaiser S. 127. — Bürgermeister Wolfgang Holzer S. 127. — Die Wiener belagern Friedrich in der Burg S. 127. — Herzog Albrecht VI. in Wien S. 131. — Neuer Aufstand und Holzers Hinrichtung S. 132. — Betrachtung über die Haltung der Wiener S. 133, — deren Versöhnung mit Friedrich S. 134. — Erzherzog Maximilian S. 136. — Belagerung und Einnahme Wiens durch König Mathias von Ungarn S. 137, — dessen Tod S. 142. — Neuerliche Besitzergreifung Oesterreichs durch König Maximilian S. 143. — Kaiser Friedrich IV. Tod S. 145. — Ausgang des Mittelalters S. 145.

Siebenter Abschnitt: **Die räumliche Entwicklung der Stadt und Vorstädte**: Anfänge der Stadt S. 148. — Erste Periode der Erweiterung S. 148. — Stadtthore, Straßen und Plätze, Kirchen und öffentliche Gebäude der ältesten Anlage S. 151. — Fortschritte der Erweiterung, — das St. Stephans-Viertel und dessen Straßen, Kirchen und öffentl. Gebäude S. 157. — Das Schotten-Viertel, Als- und Ottakringerbach S. 160. — Das Burg-Viertel, dessen Kirchen und sonstige Gebäude und Straßenzüge S. 160. — Ausbau der Stadt S. 163. — Stadtthore, die alten Vorstädte S. 165.

Achter Abschnitt: **Verfassung, Rechtspflege und Verwaltung**: Entwicklung des Stadtrechtes S. 177. — Burgfriede S. 183. — Bürger und Bürgergeschlechter S. 184. — Judenverhältnisse S. 188. — Stadtgericht und Stadtrath S. 190. — Genannte S. 192. — Verwaltung S. 192. — Baupolizei S. 194. — Armen- und Krankenpflege S. 194. — Bettelwesen S. 198 — Frauenhäuser S. 198. — Aerzte und Apotheker S. 200. — Wasserversorgung S. 201. — Stadtbewachung und Bewaffnung S. 202 — Stadtwappen S. 205.

Neunter Abschnitt: **Handel und Gewerbe, Marktwesen, Münz, Maß und Gewicht, Preise**: Entwicklung Wiens als Handelsplatz S. 207. — Das Niederlagsrecht S. 208. — Straßenzwang S. 210. — Jahr- und Wochenmärkte S. 213. — Marktplätze S. 214. — Weinbau S. 215. — Fremde Weine S. 215. — Bier S. 216. — Gewerbe 216. — Zunftsatzungen S. 220. — Geldwesen S. 222. — Wiener Münzstätte S. 222. — Werthverhältnisse der Münzen S. 224. — Maß und Gewicht S. 226. — Preise und Arbeitslöhne S. 226.

Zehnter Abschnitt: **Unterricht und Wissenschaft**: Aelteste Schulen S. 230. — Universität S. 232. — Wissenschaftliches Leben S. 239. — Buchdrucker und Buchhändler S. 241. — Studenten Exzesse S. 242. — Stellung der übrigen Schulen zur Universität S. 243

Eilfter Abschnitt: **Kunstdenkmale**: Romanische Baukunst S. 246. — St. Stephan S 246. — St Michael, — Gothische Baukunst S 247. — St. Stephan S. 249 — Bauhütte S. 254. — Minoritenkirche S. 256. — Augustinerkirche S. 257. — Chor von St. Michael S. 257. — Rathhauskapelle S. 257. — Deutsche Ordenskirche S. 258. — Kirche bei Maria am Gestade S. 258. — Karmeliterkirche S. 260. — Schottenkirche S. 260. — Peterskirche S. 261. — Burg S. 261. — Rathhaus S. 263. — Bürgerl. Wohnhäuser S. 263. — Haus-Schilder S. 262. — Wiener-Maler S. 266. — Wolfgang Rueland S. 267.

Zwölfter Abschnitt: **Hof- und Volksfeste**: Hoffeste S. 272. — Ulrich von Liechtenstein S. 273. — Kirchliche Feste S. 275. — Scharlachrennen S. 276. — Bürgerstechen S. 277. — Sonnenwendfeier S. 277. — Veilchenfest S. 277. — Fastnacht S. 277. — Tanzlust der Wiener S. 277.

Die Zeit der Römerherrschaft.

Erster Abschnitt.

Vindobona.



Lange bevor die Römer, vom Süden und Westen vordringend, die Grenzen ihres weltbeherrschenden Reiches bis an die Donau vorschoben, waren die waldreichen, dichtbelaubten Abhänge der Alpen, welche tief in das heutige Oesterreich hereinragen, von einem stolzen, muthigen Volke bewohnt, das wahrscheinlich den Flüssen, Bergen und Ortschaften ihre Namen gab, die ältesten Straßen anlegte und hieher die ersten Anfänge der Kultur verpflanzte. Geschichtsschreiber der alten Welt erzählen, daß zum Theil aus dem großen Lande zwischen der Donau und Morava, dem adriatischen Meere und dem Inn die Gesandten kamen, welche 336 v. Chr. Alexander den Großen durch ihre Sprache überraschten, jene Hunderttausende von Kriegern, die seit 280 v. Chr. Macedonien, Thessalien, Griechenland und Thracien überschwemmten und in Kleinasien weite Länderstrecken erwarben, daß aus diesem Lande die Kimber hervorbrachen und Mithridates sich um die Freundschaft des hier wohnenden Volksstammes bewarb. Dieses Volk, von seinen Wohnsitzen zwischen der oberen Donau und dem Fuße der Alpen, des Inn und der Leitha Bojer genannt, war ein Stamm des großen Keltenvolkes, das ungefähr zwischen 500—400 v. Chr. von Asien her nach Europa eingewandert war. Tiefer in die Alpen hinein, in Salzburg, Steiermark und

Kärnten, führte es den Namen Taurisker, später Noriker. Ob die Kelten schon bei ihrem ersten Vordringen gegen Westen und Norden, oder ob sie sich erst später, nach ihrer Rückbewegung von Brittanien und Gallien gegen Osten, hier niederließen, ob sie zuerst die Stille und Einsamkeit unserer Thäler und Anhöhen unterbrachen oder wie aus mehreren Funden am linken Donauufer (bei Eggenburg, Engelsdorf, Stockern, Süssenbrunn, Weitersfeld u. s. w.) hervorgeht, ein anderes älteres Volk aus seinen Wohnsitzen verdrängten, darüber fehlt es an jedem schriftlichen Zeugnisse.

Als die Kelten in unser Land einwanderten, geschah es wie an anderen Orten zu dem Zwecke, sich hier feste Wohnsitze zu begründen und, je nach der Beschaffenheit des Bodens, Ackerbau, Viehzucht oder Bergbau zu betreiben. Mit anderen handeltreibenden Völkern des Ostens in stetem Verkehre stehend, um ihren Hang nach Gold und Silber, nach bunten, prunkenden Gewändern, nach Waffen und Schmuck zu befriedigen, setzten sie sich gerne an Orten fest, welche den großen Straßenzügen der alten Welt nahe gelegen waren.

Unter den Ansiedlungspunkten am rechten Donauufer bothen wenige für die ländliche wie handeltreibende Bevölkerung einen so günstigen Boden wie Wien. Inmitten einer breiten, von hohen Gebirgszügen begrenzten Ebene gelegen, deren Wälder und Auen ohne große Schwierigkeiten gelichtet werden konnte, war dieser Punkt für Ackerbau und Viehzucht vortrefflich geeignet. Ein nahe vorbeifließender Strom, welcher die an dem Nordgehänge der Alpen gesammelten Wässer in die Niederungen des Ostens hinabführte, vermittelte zu Schiffe den Verkehr mit anderen Völkern und führte in zwei Stunden zur alten für den Binnenhandel wichtigen Bernsteinstraße, welche, von der Ostsee her durch Polen und das Wagthal kommend, bei Karnuntum die Donau übersetzte und von dort durch Südsteiermark sich zum adriatischen Meer hinzog. Das gegen die Donau abfallende an einzelnen Stellen scharf abgegrenzte Terrain war günstig einer festen Ansiedlung, die gegen feindliche Gefahren Schutz gewähren sollte.

Schon die Lage Wien's spricht daher dafür, daß hier die Kelten festen Fuß gefaßt hatten. Zum Glück erhielt sich aber auch noch der Name der ältesten Ansiedlung; er war, wie aus mehreren schriftlichen Zeugnissen hervorgeht, Vindomina, eine Bezeichnung, deren keltischer Ursprung sich auch nicht in der von den Römern angenommenen Bezeichnung Vindobona verläugnet. Außer diesem sprachlichen Denkmale ist aber kein Fund bekannt geworden, der mit Sicherheit auf den Bestand einer Ansiedlung zur Zeit der Kelten hinweisen würde. Wärend wenige Stunden von Wien deutliche Spuren keltischer Ansiedlung vorhanden sind, hat die römische Cultur jede Erinnerung daran verwischt. Es erging den Kelten auf dem Boden Wien's wie später

den Römern, von deren Dasein die darauffolgenden Geschlechter uns nur spärliche Ueberreste überlieferten.

Bis ungefähr in die Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. blieb der alte keltische Stamm im ungestörten Besitze unseres Landes. Im Bunde mit den Tauriskern bildete er eine ansehnliche gegen feindliche Einfälle gesicherte Macht. Um die erwähnte Zeit drang von Norden her ein kriegerisches Volk an die Donau vor, das mit Weib und Kind, mit Hab und Gut auszog, um sich eine neue Heimat zu gründen. Es waren die Kimber, hohe schlanke Gestalten mit tiefblonden Locken und hellblauen Augen, derbe stattliche Frauen, Kinder mit Greisenhaar, wie die Italiener verwundernd die flachsköpfigen Jungen des Nordlands bezeichneten. Niemand wußte woher sie kamen, nur hieß es, ein außerordentliches Naturereigniß, „ein Erdbeben in Folge dessen das Meer ein Stück Land verschlungen," habe sie von ihrer ursprünglichen Stätte verdrängt.

Nachdem die Kimber längere Zeit an beiden Ufern der Donau herumgeirrt, ohne sich niederzulassen, drangen sie durch das Drauthal in die Alpen, wo sie bei Noreia 113 v. Chr. den ihnen entgegen gerückten Römern unter dem Consul Gnaeus Papirius Carbo eine entscheidende Niederlage beibrachten und sich von dort den Weg auf das linke Rheinufer und über den Jura eröffneten, von wo sie abermals und durch längere Zeit in nächster Nähe das römische Gebiet bedrohten.

Hatten die Kimberzüge die Bojer und Noriker nur vorübergehend berührt, ohne tiefer greifenden Einfluß auf deren Stellung, so trat wenige Jahrzehnte darauf ein Ereigniß ein, das von größerer, entscheidender Bedeutung für deren Zukunft wurde. An der unteren Donau war im Laufe der Jahrhunderte ein großes mächtiges Reich, jenes der Daker, entstanden. Um die Mitte des letzten Jahrhunderts v. Chr. herrschte darüber König Boerebistes, ein eroberungslustiger Fürst, der einen Streit mit den Skordiskern benützend, in das Bojerland eindrang und denselben sowie den Tauriskern (48 v. Chr.) eine so furchtbare Niederlage beibrachte, daß diese bei den griechischen Schriftstellern für gänzlich vernichtet galten.

Sowohl die Kimberzüge als das Vordringen der Daker gegen das norische Alpengebiet waren die unmittelbare Ursache, daß die Römer alle Anstrengungen machten, die Grenzen ihres Reiches bis an den Rhein und die Donau auszudehnen. Sich unsicher fühlend durch die jenseits der Alpen in steter Bewegung befindlichen Barbarenstämme begannen sie ihre Unternehmungen zunächst mit der Bezwingung der an das römische Reich grenzenden Keltenländer. Erst als sie hier festen Fuß gefaßt, war es ihnen möglich an Eroberungen am linken Rheinufer, an der Weichsel und an der Nord- und Ostsee zu denken, wo die Kelten zu jener Zeit bereits von einem anderen

Volke, den aus dem Norden gekommenen Germanen, verdrängt worden waren. Von zwei Seiten wurden die Donau-Kelten in ihren Wohnsitzen bedroht. Die Siege Cäsar's am Rhein gestatteten den Römern unserem Lande von Westen aus näher zu rücken. Die Eroberung Pannonien's durch Kaiser Octavian und seine Feldherren im J. 35 v. Chr. hatte die Besetzung der Flußthäler der Save, der Drau und der Raab zu Folge, welche die östlichen Pforten von Noricum öffneten.

Es war im J. 15 v. Chr., daß die Römer unter Tiberius zum ersten Male am rechten Donauufer erschienen, mit den Bojern und Norikern eine Art Schutzbündniß abschlossen und einzelne wichtige Puncte, die theils ihre Verbindung mit den Rheingegenden, theils mit der unteren Donau sicherten, theils aber auch geeignet waren, die Entwicklung des unter ihrem Einfluße entstandenen markomannischen Reiches an der Elbe und March zu beobachten, an dessen Spitze Herzog Marbod stand, ein ehrgeiziger Jüngling, der am Hofe des Augustus die Kunst, ein freies Volk zu knechten, kennen gelernt hatte. Zu diesen Puncten, deren Besetzung aus militärischen Gründen nothwendig war, zählte sicher auch die an den Ausläufern der komagenischen Gebirgskette gelegene Ansiedlung Vindomina, eine Annahme, welche zwar nicht durch Funde unterstützt wird, aber dem Grenzbefestigungssysteme entspricht, welches die Römer an der Donau einführten, so daß die Anfänge des römischen Wien gleichzeitig mit Arelate bei Großpechlarn und mit Karnuntum bei Petronell in die Zeit des Kaisers Tiberius (J. 14—37 n. Chr.) gesetzt werden dürfen.

Erst unter Kaiser Vespasian (J. 69—79 n. Chr.) betreten wir einen festen Boden zur Beurtheilung der Entwicklung des römischen Wien. Unter ihm hatten die Markomannen im Bunde mit den Quaden, Jazygen und Daciern den Bürgerkrieg zwischen den Soldatenkaisern Galba, Otho und Vitellius (J. 69 n. Chr.) benützt und einen Einfall in Pannonien vorbereitet. Er erkannte das dringende Bedürfniß, die Donaugrenze zu verstärken und die Organisation der Provinzen in dieser Richtung abzuändern. Er schied die Donaustrecke von dem bei Greifenstein an die Donau abfallenden Höhenzuge bis zur Leitha sammt dem entsprechenden Hinterlande von Noricum aus und vereinigte sie mit Pannonien, damit sie wegen ihrer Wichtigkeit gegenüber dem Marchfelde der einheitlichen Leitung des pannonischen Legaten untergeordnet war. Nach Vindobona oder in dessen nächste Umgebung verlegte er eine volle Legion nebst einem Reitergeschwader zum Schutze der offenen Grenze gegen die Markomannen. Die nach Vindobona verlegte Legion war die XIII. gemina; sie hieß auch die doppelte, weil sie aus den Resten zweier älterer Legionen gebildet worden war; das Reitergeschwader bildete einen Theil der ala I Flavia Brittanica civium Romanorum.

Von dem Tode des Kaisers Vespasian bis auf Mark Aurel (J. 161—180) trat kein Ereigniß von hervorragender Bedeutung in Oberpannonien ein. Die Romanisirung der Donauebenen und der Thäler der Nebenflüsse des Stromes, der Fischa, Schwechat, Traisen, Erlaf und Ybbs machte ungehindert Fortschritte, nur tiefer in den Bergen erhielt sich das Keltenthum mit zäher Kraft. Während des dacischen Krieges unter Kaiser Trajan (J. 98—117), geschah es, daß die XIII. Legion Vindobona verließ und an ihre Stelle die X. Legion (pia fidelis) einrückte, ein Truppenkörper, welcher für unsere Stadt dadurch eine Bedeutung erlangte, daß er hier durch mehr als 300 Jahre verblieb, mithin die Hauptaufgabe der Romanisirung des Ortes, die Verschmelzung der noch vorhandenen Ueberreste der keltischen Bevölkerung mit römischen Elementen zu Stande brachte. Es war dieselbe Legion, welche unter Augustus in Spanien, unter Vespasian in Niedergermanien gekämpft und sich den Ruf großer Treue und Tapferkeit erworben hatte.

Bald nach dem Regierungsantritte des Kaisers Mark Aurel brach jene gewaltige Völkerbewegung los, die unter dem Namen des markomannischen Krieges bekannt ist. (J. 165 n. Chr.) Das Volk der Slaven drängte die an der Weichsel und Oder wohnenden germanischen Stämme gegen den Süden. Genöthigt sich neue Wohnsitze aufzusuchen, verlangten Letztere mit den Waffen in der Hand Aufnahme in das römische Reich und als diese ihnen verweigert wurde, übersetzten sie im Bunde mit den Markomannen und anderen Völkerschaften den Strom und ergossen sich, die römischen Ansiedlungen umschwärmend und theilweise auch verheerend, über die Alpen bis nach Aquileja vor, das sie mit einer Belagerung bedrohten. Der markomannische Krieg war die Veranlassung, daß Mark Aurel in Karnuntum sein Hauptquartier aufschlug und während seines vierjährigen Aufenthaltes an der Donau auch wiederholt in Vindobona verweilte, wodurch es gekommen sein mag, daß sich sein Name unter allen römischen Kaisern hier im lebhaftesten Andenken erhielt. Als er zum dritten Male (177 n. Ch.) an die Donau eilte um die Angriffe der Markomannen zurückzuweisen, ereilte ihn noch vor Beendigung des Krieges bei Vindobona der Tod (17. März 180), welchen ihm sein Sohn Kommodus, der spätere Kaiser, durch Gift bereitete. An den Aufenthalt dieses Kaisers an der Donau knüpft sich auch ein schriftliches Denkmal seiner edlen Denkweise: der zweite Theil seiner philosophischen Betrachtungen, die er in Karnuntum schrieb. In Vindobona selbst fanden sich Belege für die ihm erwiesene Verehrung an einem im J. 1493 in der Wipplingerstraße von Schatzgräbern aufgefundenen Gelübdesteine, worin ein Tribun der X. Legion seine Anhänglichkeit an das kaiserliche Haus bezeugt.

Mit Mark Aurel hatte das römische Kaiserreich den Höhenpunct seines Glanzes und seiner Macht erreicht; er war der letzte Imperator, dem es

gelang mit Nachdruck das Ansehen Roms zu wahren, den deutschen Volksstämmen das militärische Uebergewicht fühlbar zu machen. Er und Septimius Severus, welchen die pannonischen Legionen in Karnuntum an die Stelle des Kommodus, dieses unwürdigen Sohnes Mark Aurels, zum Kaiser ausgerufen hatten, vervollständigte noch mit Energie die Grenzbewachung durch die Errichtung neuer und die Erweiterung der bestehenden Kastelle und vorzüglich dem letzteren Kaiser fällt das Verdienst zu, zahlreiche Straßen und Brücken in Pannonien und Noricum umgebaut zu haben. Auch in der Umgebung Vindobona's am Fuße des Wienerberges und bei Kleinschwechat fanden sich an Meilensteinen Spuren seiner Wirksamkeit. Der in der Wipplingerstraße aufgefundene Gelübdestein feiert gleichfalls das Andenken dieses Kaisers.

Zur Zeit der Prätorianer Herrschaft (180—284 n. Chr.) machten die germanischen Volksstämme in den Donauprovinzen neuerdings Einfälle. Nach blutigen Kämpfen gelang es zwar den Römern das Uebergewicht zu behaupten, zuletzt mußten diese den Frieden doch damit erkaufen, daß sie einen Theil von Pannonien den Allemanen einräumten. Ob dies der Landstrich zwischen dem Kahlenberg und der Leitha oder zwischen der Leitha und der Raab war, kann nicht erwiesen werden, so wenig sich ein Zeitpunkt angeben läßt, wann diese Strecke wieder in die Hände der Römer fiel. Nur wahrscheinlich ist es, daß Kaiser Aurelian (J. 270—275 n. Chr.), der staatskluge und glückliche Wiederhersteller des Reiches, die Germanen wieder auf das linke Donauufer verwies.

Die dauernde Ansiedlung deutscher Stämme in Pannonien und Noricum fällt in die Regierungszeit des Kaisers Probus, desselben Imperators, der auch nach Pannonien die Weinrebe verpflanzt hatte, wie bildliche Darstellungen auf den Trümmern eines römischen Grabes bei Parendorf vermuthen lassen. (J. 276—282 n. Chr.) War es die durch die unausgesetzten blutigen Kriege der letzten Jahre eingetretene Entvölkerung der Grenzprovinzen oder Gründe der Politik, um nämlich bei der Ohnmacht des Reiches eine Verschmelzung der Barbaren mit der einheimischen Bevölkerung anzubahnen — gleichviel Kaiser Probus vollführte das Werk der ersten, festen Kolonisirung deutscher Stämme auf unserem Boden. Welcher dieser Stämme in Vindobona seinen Sitz aufschlug, wissen wir nicht. Die Völkernamen aus den Anfängen unserer Geschichte waren in dieser Zeit verklungen; neue Namen tauchten auf, die nicht mehr einzelne kleine Gemeinden, sondern größere Stammverbindungen bezeichnen. Die suevischen Stämme am Main und an der oberen Donau hießen Allemanen und aus ihrer Mitte mag auch eine Kolonie sich in dem Becken des heutigen Wien festgesetzt haben.

Wenn auch die Einwanderung deutscher Colonien in den römischen Grenzprovinzen nicht ohne Einfluß auf den Charakter der Bevölkerung bleiben

konnte, so ist es doch nicht wahrscheinlich, daß dadurch römische Sitte und Bildung tiefer berührt wurde. Die Begriffe von Staat, Recht und Gesetz, welche Rom in besseren Zeiten den unterjochten Völkern aufgeprägt hatte, konnten nicht so leicht zerstört werden. Gewaltiger in den Geist des Volkslebens vermochte auch in unseren Gegenden blos das Christenthum einzugreifen. Wann in Pannonien und Noricum die christliche Lehre Wurzel gefaßt, darüber besitzen wir kein untrügliches Zeugniß. Geheime Anhänger desselben mögen auch hier schon frühzeitig gelebt haben, aber so lange sich ihre Bekenner versteckt halten mußten, war es eben auch nicht möglich sich von deren Vorhandensein Kenntniß zu verschaffen. Eine vereinzelte Spur der Verbreitung des Christenthums in der unmittelbaren Nähe Vindobonas findet sich am Schlusse des dritten Jahrhunderts. Sie besteht aus einem Inschriftsteine, gefunden in Inzersdorf, bezieht sich auf einen christlichen Soldaten der X. Legion und bestätigt die Wahrnehmung, daß in den Grenzprovinzen die römischen Soldaten zuerst die Kunde verbreiteten, nicht Jupiter, sondern Gott, sein Sohn und der heilige Geist habe die Welt geschaffen.

Bevor aber das Christenthum die Macht gewann, den Geist des Volkslebens in unseren Gegenden umzubilden, traten noch andere Ereignisse ein, welche den Einfluß der römischen Cultur schwächten. Bald nach dem Tode Konstantin des Großen († 337 n. Chr.) waren die Quaden in Pannonien von Norden her eingefallen (J. 374 n. Chr.) um die Ermordung ihres Königs zu rächen. Sie eroberten und zerstörten das früher glänzende Karnuntum, so daß der Hauptsitz der militärischen Macht und der Donauflottille nach Vindobona verlegt werden mußte. Der Glanz Vindobonas als Hauptsitz der Römerherrschaft in Oberpannonien war aber nur von kurzer Dauer. Um das Jahr 380 n. Chr. hatten sich die Westgothen, germanische Stämme, die seit längerer Zeit als Grenznachbarn der Römer an der unteren Donau saßen, in Pannonien festgesetzt. Kaiser Theodosius (J. 379—395) zu schwach, sie über die Donau zurückzuwerfen, räumte ihnen Angesichts der in der Pontusebene aufgetauchten Hunneneinbrüche, Landstrecken ein und suchte sie für die Annahme des arianischen Christenthums und die römische Kriegsordnung zu gewinnen. Die Gothen entwickelten aber bald durch ihre Führer in Konstantinopel so mächtigen Einfluß, daß gothische Sitten jene der Einheimischen verdrängten, ein Gothe, Stilicho, Minister des Kaisers wurde und nach dem Tode Theodosius, des letzten Soldatenkaisers, nachdem das römische Reich bleibend in das morgenländische und abendländische getheilt wurde, derselbe Gothe unter dem minderjährigen Kaiser Honorius die Verwaltung des Ostreiches der Römer erhielt.

Durch ein halbes Jahrhundert behaupteten sich die Westgothen in Pannonien. Sie waren sich ihrer Stärke gegenüber dem entnervten Römer-

thun bewußt, sie suchten deßhalb wiederholt ihre einstigen Gönner zu unterwerfen und drangen unter Alarich, dem jugendlichen Besieger von Griechenland, und unter Ataulf seinem Schwager zweimal bis vor die Thore Roms. Sie plünderten (410 n. Chr.) die Weltstadt und eroberten (412 n. Chr.) das südliche Gallien und Spanien, während Burgunder und Franken das östliche Gallien besetzten.

Diese Eroberungszüge fremder Völker auf römischem Gebiete, dieses Hin- und Herwogen der verschiedensten Volksstämme in Europa, nahm unter Kaiser Valentinian III. (425—455 n. Chr.) immer gewaltigere Dimensionen an. Der Ruf von dem Gelingen der Besitzergreifung cultivirter Länderstrecken reizte nun auch die Begierde der barbarischen Völker in den von den Römern besetzten Gebieten Afrika's und es gelang dem Führer der Vandalen Geiserich dort (429 n. Chr.) ein großes Reich zu begründen.

Zu diesen furchtbaren Angriffen auf allen Linien des einstigen römischen Weltreiches kam nun, daß auch die Hunnen in den mongolischen Steppen sich neuerdings gegen Europa in Bewegung setzten. Attila, ein kühner unternehmender Führer vereinigte in seiner Hand die Herrschaft über alle Horden und die ihnen unterworfenen Stämme. Er überfluthete mit überwältigender Macht fast das ganze Abendland und es hatte einen Augenblick den Anschein, als sollte Europa den Hunnen gehören. Zum Glück umfaßte Attila's Schreckensherrschaft nur wenige Jahre (445—453). Wie ein Meteor tauchte sie am nächtlichen Himmel auf und verschwand ohne eine Spur ihres Daseins zurückzulassen. Für uns hatte aber diese weltgeschichtliche Erscheinung, gefeiert in den Jahrbüchern der Römer und den deutschen Heldenliedern, deßhalb eine große Bedeutung, weil in Folge des Hunnenzuges Pannonien für immer der römischen Herrschaft verloren ging. Nach der Rückkehr desselben in die Steppen Asiens theilten sich in den Besitz des Landes die Gepiden und Ostgothen. Erstere besetzten das Land zwischen der Theiß, der Donau und der Karpathen; die Länder von Sirmium bis Vindomina, wie nun neuerdings unsere Stadt hieß, die Ostgothen (J. 454).

Welche Schicksale in dieser Epoche der Umwälzung aller Völker und Staatenverhältnisse, Vindobona erlitten, davon läßt sich nur schwer eine Vorstellung machen. Hunnen und Ostgothen zogen an den Mauern des Kastells vorüber, brandschatzten die Bewohner des Municipiums, stürzten das in den Tempeln aufgerichtete Kreuz und nöthigten die Bewohner, sich tief in die Berge zurückzuziehen. Römer und Germanen lebten in dieser Zeit ohne Zweifel schon gemischt auf demselben Boden unter den Trümmern des römischen Gemeinwesens, erstere der Mehrzahl als Anhänger der christlichen Lehre, letztere an den Sitten und den Glauben ihrer Stämme festhaltend. An der Stelle der römischen Götter, sahen die Einheimischen in dichten von

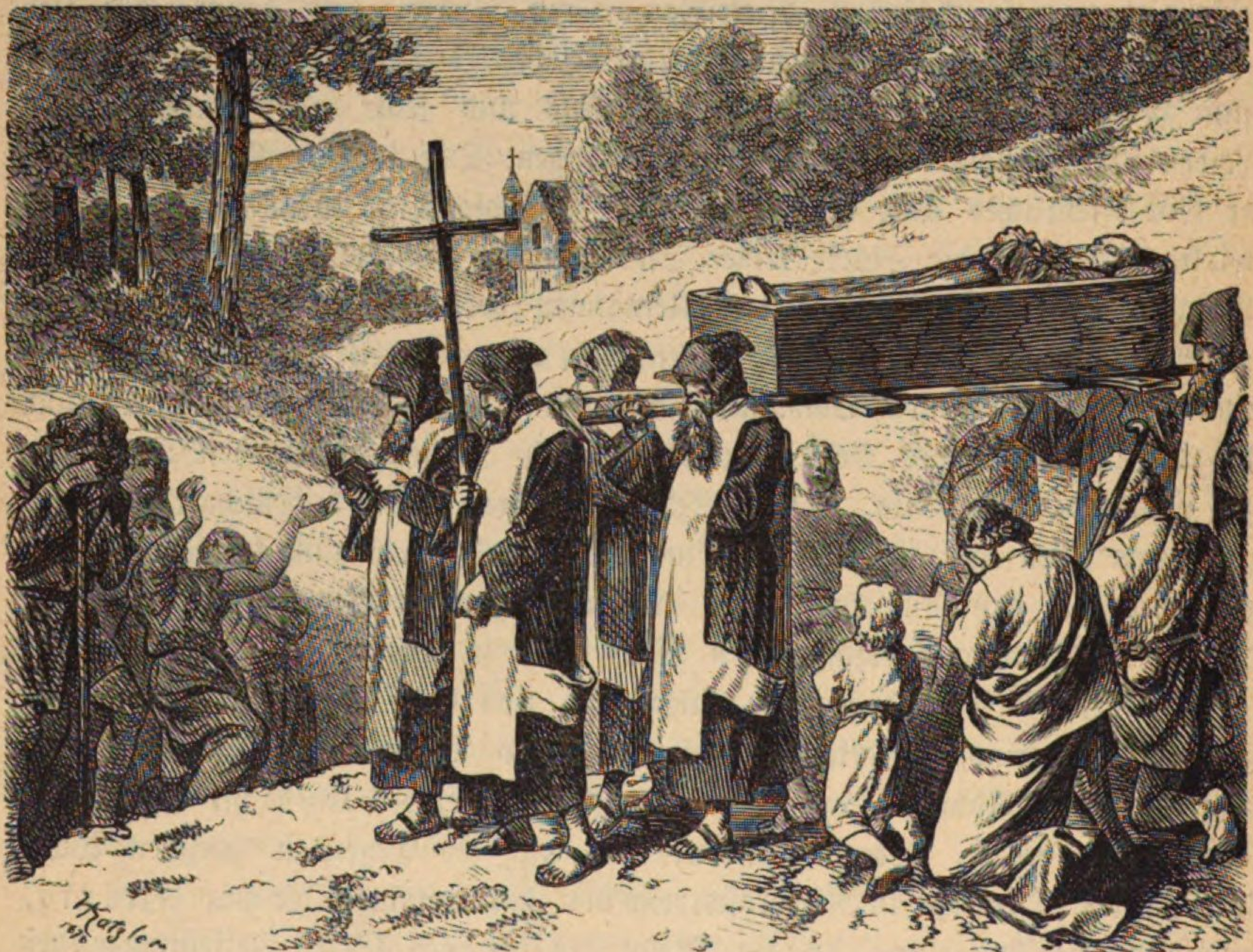
keiner Axt berührten Wäldern, bei frisch sprudelnden Quellen und auf freien Bergeshöhen die Opfer der Germanen, den Dienst des Wodan und Thor, der Hulda und Freia, vor denen die Anhänger des Christenthums scheu zurücktreten oder hinter verschlossene Thüren sich flüchten mußten. Mindestens zeigt sich darin der Einfluß germanischer Sitte, daß schon in dieser Zeit bei uns die Johannisminne, der Trunk der dem Scheidenden gebracht wurde, in Uebung war.

Ein Jahr nach Attila's Tode (J. 454) erschien, vom Oriente kommend, an dem Uferlande von Pannonien und Noricum ein Allen unbekannter Mann, welcher nach Art der griechischen Anachoreten ein einfaches, ja dürftiges Leben führte. Er nannte sich Severinus; seine kleine, abgemagerte, bärtige Gestalt, welche aber kräftig genug war, die größten Entbehrungen muthig zu ertragen, erregte Anfangs Mitleiden. Sein Zweck gieng dahin, den tief gesunkenen Muth der Bevölkerung neu zu beleben, den entschwundenen Gemeinsinn zu heben und im Hinblick auf Christus und seine Lehre standhaft alle Leiden und Verfolgungen männlich zu ertragen. Der schlichte Mann, wiewohl er kein öffentliches Amt bekleidet und die Bischofswürde zurückgewiesen hatte, wirkte bald durch die Stärke seiner Seele und die Hingebung an seinen Beruf Wunder. Ein trotziger Fürst der Alemannen bekennt, vor Severinus allein gebebt zu haben, ein Fürst der Rugen, der an der Stelle der Markomannen und Quaden am linken Donauufer saß, nimmt seinen Rath in Anspruch, um die Vernichtung seines Volkes durch die nach Italien drängenden Ostgothen zu verhüten, und Gisa, dessen Schwiegertochter, eine leidenschaftliche und grausame Frau läßt sich durch ihn zur Milde und Versöhnung bewegen. Rasch verbreitet sich sein Ruf und wo er auftritt, fassen die Bewohner der Kastelle Muth, den Barbaren erfolgreichen Widerstand zu leisten.

Durch diese und ähnliche Züge, die uns Eugipp, der Schüler und Biograf Severins, hinterlassen, gewann dieser Mann für Oesterreich das Ansehen eines Apostels, wiewohl seine Mission keine vorbedachte war. Die Wirksamkeit des h. Severin erstreckte sich auf die Gegenden zwischen Wien und Passau. Der erste in Niederösterreich von ihm besuchte Ort war Asturis, eine römische Ansiedlung an der Stelle des heutigen Ortes Zeiselmauer bei Tulln. Von hier trat er seine Wanderungen nach Lorch, Salzburg, Passau an; am häufigsten verweilte er in Fabiana.

Durch den Umstand, daß seit dem 12. Jahrhundert Fabiana gleichbedeutend mit Vindobona gehalten wurde, entstand die Meinung, daß der h. Severin Wien zum Mittelpuncte seines erhabenen Wirkens gemacht habe. Den Ursprung dreier Kirchen in und um Wien, jener zu St. Johann am Alserbach, zu Sievering und Heiligenstadt, rückte man in die Zeit dieses christlichen Wohlthäters hinauf und hüllte die Nachricht in den Schleier der Sage.

Darnach war die Klause und Kapelle in dem abseits gelegenen Thale am Fuße des Ausläufers des cetischen Gebirgszuges, das einsame Sievering, sein Lieblingssitz, Heiligenstadt die Pflanzschule seiner Schüler, und St. Johann an der Als ein großes Kloster, in dessen Kirche Severin seine Bekehrungspredigten hielt. Sowie aber schon im verflossenen Jahrhundert einzelne Gelehrte (Lambecius und Eichhorn), bezweifelten auch in jüngster Zeit Forscher (Böcking, Blumberger, Aschbach, Büdinger u. s. w.) die Identität des Ortes Fabiana mit Vindobona und einer dieser Männer wies sogar nach, daß Fabiana an der Stelle des heutigen Traismauer stand. Dadurch fiel aber auch die Glaubwürdigkeit der Nachricht von einer hervorragenden Wirksamkeit des h. Severin in Wien, wiewohl nicht zu zweifeln ist, daß er auch in diesem Orte öfter verweilte.

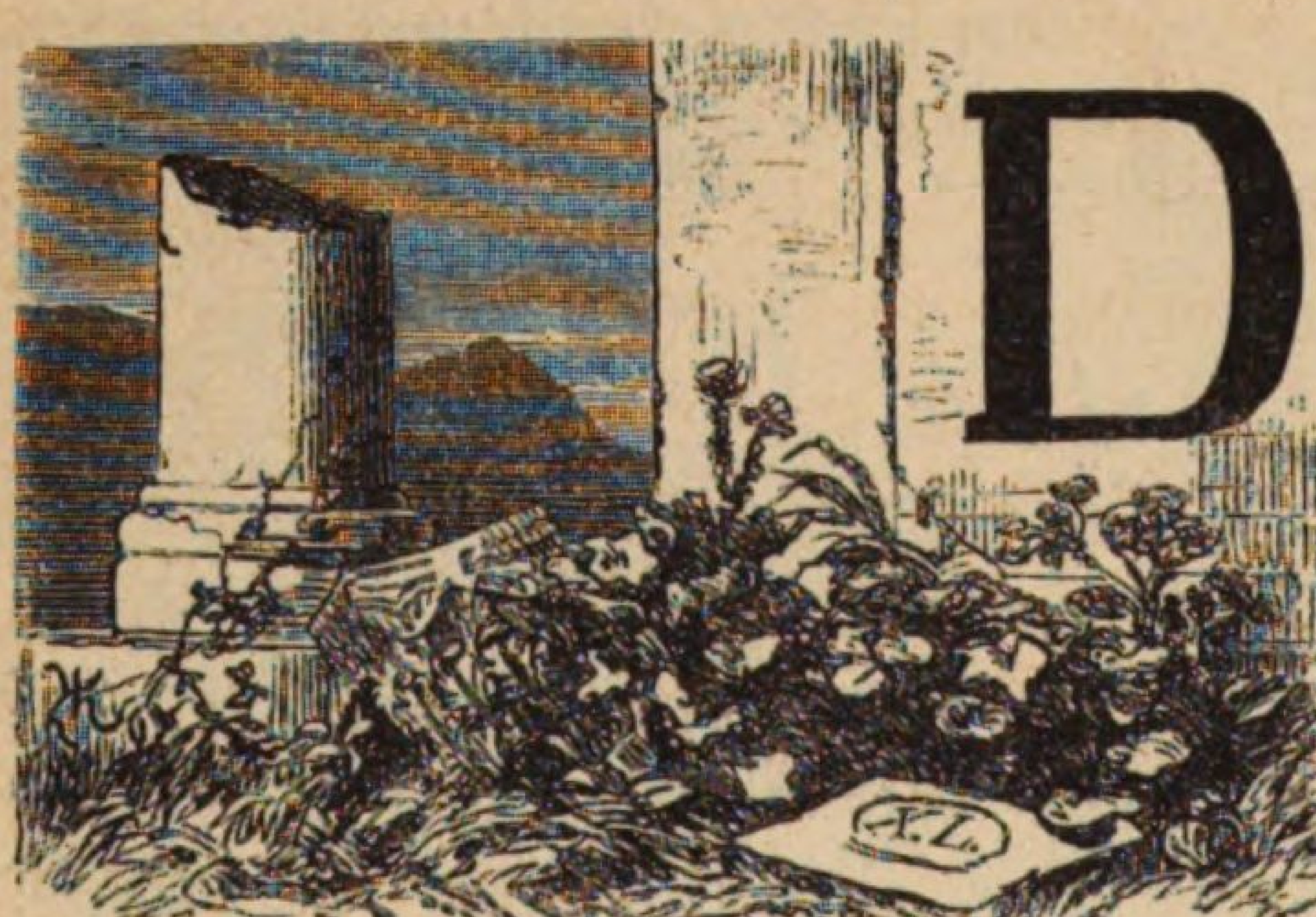


Severin war der letzte große Vertreter römischer Kultur in unserem Lande. Als er am 8. Jänner 482 starb und seine Schüler die Leiche nach Italien brachten, als ein Heiligthum, welches sie nicht dem von deutschen Volksstämmen besetzten Boden anvertrauen wollten, brachen mit ihm und seinen Mönchen die letzten Stützen des gewaltigen Kulturbaues in Pannonien und Noricum zusammen und nur in dem Gedächtnisse der kommenden Geschlechter hielt sich noch lange die Erinnerung an die römische Herrschaft fest. Vindobona trat aus der Reihe der Orte zurück, welche in dem Kulturleben der alten Welt

eine Bedeutung besaßen und nur zu Anfang des sechsten Jahrhunderts taucht er bei Jornandes, als eine der Städte der Ostgothen noch einmal auf. Für dieses Zeugniß des Fortbestandes spricht ein im Jahre 1663 bei dem Baue des Leopoldinischen Tractes der Hofburg aufgefundenes Amulet, dessen von Herrn von Karajan enträthselte Inschrift darauf hinweist, daß das Grab Völkerstämmen wie den Ostgothen, Rugen oder Longobarden angehörte, von denen es bekannt ist, daß sie sich in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts auf ihren Wanderzügen hier niedergelassen hatten.

Zweiter Abschnitt.

Ueberreste römischer Kultur.


Durch vier Jahrhunderte waren die Römer im unbestrittenen Besitze Vindobona's. Als sie zuerst die Alpen überschritten, standen sie auf dem Höhepuncte ihrer Macht, in der vollen Blüthe einer reichen Kultur. Nachdem sie dem Strome der Völkerwanderung gewichen, war der Riesenbau dieses Weltreiches schon längst zusammengestürzt. Nur einzelne Trümmer desselben ragten empor zwischen den Bildungen eines neuen Völkerlebens, zu welchem sie in Sprache und Sitte, in Recht und Verwaltung, Bausteine abgaben.

Das Wesen der römischen Kultur auf dem Boden Wien's in klaren, festen Zügen zu erkennen, wird dadurch erschwert, daß so spärliche Ueberreste auf uns gekommen sind. Der Mangel an Funden trägt die Schuld, daß wir nicht einmal über die wichtigste Frage, den Standort und die Ausdehnung des Kastells und des Kastrums, viel weniger über jene des Municipiums vollständig im Klaren sind, daß die Einen das Kastell und Kastrum als eine zusammenhängende Anlage behandeln, während die Andern und, wie uns scheint, mit größerem Rechte, jeder dieser militärischen Ansiedlungen einen verschiedenen Standort anweisen.

Wenn es richtig ist — und es besteht darüber auch kein Zweifel — daß militärische Gründe nur für die erste römische Ansiedlung auf dem Boden Wien's maßgebend waren, so kommen bei Untersuchung der Frage über den Standort des römischen Wien auch in vorderster Linie die militärischen Gesichtspuncte in Betracht. Aus diesen ergibt sich nun, daß nach der ganzen Terrainbildung

Römische Anlagen bei Vindobona.



Zu Weiss's Geschichte der Stadt Wien.

Gez. v. Hauslab.

Lith. Anst. v. F. Köke in Wien.

St. Marx aus bog ein Straßenzug über den Rennweg ab, der sich bei der Mondscheinbrücke mit der durch die Herrengasse führenden Straße verband. Von dem Kastelle aus führte eine Straße durch die Bräunerstraße an das linke Wienflußufer zu den dort gelegenen Landhäusern, Ziegeleien und in den Wiener-Wald. Von militärischer Wichtigkeit blieben aber immer nur die Reichshauptstraße an der Donau und die von Oedenburg und Baden herlaufenden Straßen und die Art ihrer Vereinigung und Trennung, ihrer Führung bei Vindobona weist eben darauf hin, daß auf der Belvederehöhe ein Standlager errichtet war. Für die Anlage eines Lagers bei dem Belvedere sprechen aber auch die zahlreichen von der ältesten bis in die neueste Zeit gemachten Funde, theils am Rennweg theils am Wiener Berge; ja letztere Gegend war seit jeher die ergiebigste Fundstelle für römische Alterthümer auf dem Boden der Stadt Wien.

War der Standort des römischen Kastrums auf dem Plateau des Belvedere, so kann das Kastell, die stabile Militärstation, nicht jenen Umfang gehabt haben, welchen man ihm bisher gab. Wir müssen vor Allem betonen, daß bisher bestimmte Anhaltspuncte für die räumliche Ausdehnung des Kastells nicht zu gewinnen waren, ja es ist fraglich, ob dieß je gelingen wird, weil der Boden, auf dem mit Sicherheit die Anlage des Kastells vermuthet werden kann, zu oft im Laufe späterer Jahrhunderte durch Neu- und Umbauten jeder Art durchwühlt wurde. Gerade hier trat niemals ein Stillstand in der geschichtlichen Entwicklung unserer Stadt ein, hier war stets der Ort häufiger baulicher Veränderungen, der Mittelpunkt des ganzen bürgerlichen Gemeinwesens vom frühen Mittelalter bis auf unsere Tage. Alle gemachten Funde sind nicht entscheidend für die Beurtheilung dieser Frage, alle namentlich durch Wolfgang Lazius auf uns gekommenen schriftlichen Ueberlieferungen zu schwankend für eine strengere Beweisführung.

Worin bestanden die bisherigen als maßgebend erkannten Funde? Im Jahre 1845 stieß man bei unterirdischen Bauten im Hause Orient.-Nr. 6 in der Wipplingerstraße, quer über die Salvatorgasse streichend, auf ein Stück Mauer aus Steinen in der Dicke von 6′ mit festem Mörtel; in der Nähe lagen Ziegel der XIV. und X. Legion. Bald darauf entdeckte man beim Bau der Häuser Orient.-Nr. 4 und 2 in der Wipplingerstraße abermals Spuren einer 9′ tief in den Lehmboden eingesunkenen Mauer aus Sieveringer-Schleifstein, wobei sich Ziegel mit den Stämpeln der XIII. und X. Legion fanden. Endlich will man Mauerspuren im Fischhof, ferner auf dem Bauernmarkte gegen die Kramergasse hin entdeckt haben. Würden wir eine genaue Zergliederung der Bestandtheile und des technischen Verbandes dieser Mauerüberreste und verläßliche Messungen über die Stärke der Mauern an allen Fundorten besitzen, so ließe sich einiges Gewicht darauf

legen. Nachdem wir aber eben darüber im Unklaren sind und der Umstand, daß in der Nähe eines Mauerüberrestes Legionsziegel gefunden wurden, für diese Frage ohne alle Bedeutung ist, so wagen wir nicht weitgehende Folgerungen aus diesen Funden zu ziehen.

Noch unsicherer lauten die Ueberlieferungen des W. Lazius. Dieser behauptet, daß sein Haus (der Lazzenhof) in die alte Stadtmauer gebaut, und der Dämpfingerhof (Orient.-Nr. 4, Seitenstettergasse) ehemals das Kastrum der Stadt gewesen sei. Bei den geringen Kenntnissen jener Zeit über römische Fortificationen und dem Umstande, daß sich die Umfassungsmauer des Kastells gegen die Donau aus militärischen Gründen bis zur Ruprechtsstiege ausgedehnt haben muß, ist diese Angabe nicht überzeugend. Mit der Bezeichnung des Dämpfingerhofes als Kastrum der Stadt in dem Sinne, wie Lazius hier dieses Wort gebraucht, steht übrigens im directen Widerspruche der in eine weit ältere Zeit hinaufreichende Bestand des „Berghofes" (Orient.-Nr. 2, hoher Markt), wohin man schon zur Zeit der Babenberger das Kastell — mit Kastrum hier gleichbedeutend — verlegte, und hinter dem, wie bei dem Hause Nr. 1 am Ruprechtsplatz, gleichfalls noch am Schlusse des XVI. Jahrhunderts, der Ueberrest eines großen mit Zinnen gekrönten Thurmes stand, dessen Form auf römischen Ursprung hinweist. Weder aus Funden, noch aus schriftlichen Ueberlieferungen lassen sich daher für die räumliche Entwicklung des Kastells bestimmte Anhaltspuncte gewinnen. Wir können uns in Vindobona nur in Umrissen die verschiedenen Perioden der Entwicklung des Kastells vergegenwärtigen und müssen auf eine in Einzelnheiten genaue Grenzbestimmung verzichten. Versuchen wir auf Grund der Hauslab'schen Studien diese Umrisse näher zu bezeichnen.

Die erste Beobachtungsstation der Römer an der Donau bestand Anfangs sicher nur aus Erdwällen und Pallisaden, falls ihnen nicht schon die Anlagen der dort wohnenden Kelten den nöthigen Schutz gewährt hatten. In die nicht bedeutende räumliche Ausdehnung dieser Station fiel der kleine Beobachtungsposten bei dem Hause Orient.-Nr. 1 am Ruprechtsplatz. Als die Römer an eine dauernde Sicherung der Donaugrenze dachten und den Grenzwall errichteten, entstand in Gestalt eines Kastells eine permanente Befestigung, welche für den Fall, als das rückwärts gelegene Standlager von Truppen theilweise oder ganz verlassen war, den ersten feindlichen Anprall auszuhalten und einzelne Streifzüge der jenseits des Flußes wohnenden Volksstämme zurückzuweisen vermochte. Die Entstehung dieses Kastells setzen wir in die Zeit des Kaiser Vespasian. (S. 69—79 n. Ch.) Die Grundform bildete ein Quadrat, dessen Grenzen gegen Norden wahrscheinlich an dem Steilrande zunächst der Donau, gegen Süden längs der Rückseite des Sina'schen Palais am hohen Markte Orient.-Nr. 2 und des Fischhofes, gegen Westen

in der Krebsgasse, und gegen Osten in der Rothgasse zu suchen sind. Die Thore dieses Kastells lagen im Westen an dem Punkte, wo die Krebs-, Stern- und Salzgasse zusammentreffen, im Osten am Ende der Seitenstettergasse, im Süden nahe der Ausmündung der Judengasse auf den hohen Markt. Schon der Lauf der noch heute bestehenden Straßenzüge innerhalb der Grenzen dieses Kastells, wie sie concentrisch in der Mitte des letzteren zusammenstoßen, weist uns an, innerhalb dieses Raumes die älteste Anlage zu suchen. Mit dieser Gestalt des Kastells steht nicht im Widerspruche, daß Kaiser Vespasian von Pettau nach Wien die XIII. Legion und einen Theil der ala I. Flavia Augusta verlegte, weil der Standplatz dieses Truppenkörpers am Belvedere war, und dasselbe an das Kastell nur die zur Besatzung erforderliche Abtheilung abgab. Man fand Ziegel dieser Legion nicht bloß auf dem Boden der inneren Stadt sondern auch auf der Landstraße, am Belvedere und Rennweg, ebenso, was nicht ohne Bedeutung ist, in Klosterneuburg, mithin auch auf einem andern Punkte der zu dem Standlager in Vindobona gehörigen Kastelle.

Die Erweiterung des Kastells fiel entweder in die Zeit des Kaisers Mark Aurel's, wo im großen Markomanenkriege der Landstrich zwischen dem Kalenberge und der Leitha zu den wichtigsten Schauplätzen der alten Welt gehörte und die militärische Bedeutung Vindobona's gegenüber dem Marchfelde am mächtigsten hervortrat, oder in eine noch spätere Epoche, nämlich in jene des Kaisers Aurelian (270—275 n. Ch.) welcher mit den Alemanen um den Besitz des Ufer-Pannonien harte Kämpfe zu bestehen hatte. Die Mauern dieses Kastells dürften im Westen bis zur Fischerstiege und Jordangasse, im Osten bis zur Rothgasse und im Süden bis zur Landskrongasse gereicht haben. Für dieses erweiterte Kastell, welches der Hauptstraßenzug der Donaulimes durchschnitt, bieten gleichfalls die Straßenzüge innerhalb der Festung bestimmte Anhaltspuncte. Die via principalis mündete nun in den hohen Markt ein, wohin der Schwerpunct der ganzen Anlage drängte, und die Seitenstraßen führten an solchen Punkten zu den Umfassungsmauern, wo die Anlage von Thürmen und Eingangsthoren vom militärischen Gesichtspunkte am zweckmäßigsten war, wie im Westen bei der Wipplinger- und Rosmaringasse, im Osten bei der Seitenstettergasse, dem Fischhof und Lichtensteg, und im Süden unter den Tuchlauben, bei der Vorlaufgasse und am Bauernmarkt. In diesem Kastelle lag im Berghof (Sina'sches Palais) das Praetorium, und diesem gegenüber das Forum; in dieser Epoche gelangte der hohe Markt zu seiner ersten Bedeutung.

Nach dem Entwicklungsgange aller derartiger Niederlassungen bestand auch in Vindobona neben dem militärischen Kastelle ein größeres Gemeindewesen. Wir wissen, daß die ausgedienten römischen Soldaten zugleich mit

dem ehrenvollen Abschiede das römische Bürgerrecht, das Konnubium, das ist die staatsrechtliche Anerkennung der schon geschlossenen oder noch zu schließenden Ehen mit einheimischen Mädchen und Anweisungen auf Ländereien in den Grenzländern erhielten. Bei der prekären Lage der Donauländer gegenüber den Barbaren ist es natürlich, daß die Ansiedler am liebsten die Nähe des Kastells und des Standlagers aufsuchten, um unter dem Schutze desselben sich ihren friedlichen Beschäftigungen widmen und den Handelsverkehr mit den Grenzvölkern unterhalten zu können. Noch schwieriger aber wie bei dem Kastelle ist zu bestimmen, wo dieses bürgerliche Gemeinwesen lag, weil fortificatorische Rücksichten nicht gestatteten, daß es sich unmittelbar an das Erstere anschloß. Nur die Hauptzugänge zu dem Kastelle, die Hauptstraßenzüge konnten die Richtung der dichteren Gebäudeanlagen bestimmt haben und unter dieser natürlichen Voraussetzung haben wir daher Bestandtheile derselben auf dem Raume zwischen der hohen Brücke und der Freiung, dann vom letzteren Orte bis gegen den Stephansplatz zu suchen; die südwestliche Grenze bildete wahrscheinlich der Michaelerplatz und die Burg. Andere zerstreut gelegene Anlagen mögen sich auch zwischen den Bodenkulturen zu beiden Seiten des Wienflußes, insbesondere in der Nähe des heutigen Künstlerhauses, und des Ottakringer und Alserbaches ausgebreitet haben, da Funde fast an all' diesen Orten gemacht wurden.

Besser unterrichtet sind wir über die Größe des Standlagers, da für die Anlage desselben bestimmte Normen aufgestellt waren. Da wir bestimmt wissen, daß in Vindobona zeitweise eine vollständige Legion mit Reitergeschwadern lag, so kann man mit Rücksicht auf die Größe des Standlagers zu Enns annehmen, daß es eine beiläufige Länge von 300 Klaftern und eine Breite von ungefähr 240 Klaftern besaß. Die Fronte, das ist die Schmalseite des Lagers, lag gegen die Wien zu, die Breitseiten kehrten sich dem Rennweg und der Wieden zu. Die äußerste Grenze gegen die Wien war der Flächenraum, worauf sich heute das Belvedere erhebt. Die am Wienerberge bei Inzersdorf und tief am Rennweg herab gegen den Wienfluß gemachten Funde stehen nicht im directen Zusammenhange mit dem Standlager sondern mit den Bauten, die sich aus den Bedürfnissen der Besatzung des Lagers entwickelten. Daß auch das Kastrum im Laufe der Jahrhunderte mannigfaltige Veränderungen erfuhr, vielleicht auch nach der Zeit der dauernden Ansiedlung deutscher Volksstämme in Pannonien (Ende des 3. Jahunderts n. Chr.) gänzlich aufgelassen wurde und in der Epoche der Hunnenstürme und Gothen keine Bedeutung hatte, ist nicht unwahrscheinlich, weil ja die Fronte des Kriegsschauplatzes in diesen Zeiten einem wiederholten Wechsel unterlag.

Vielfach beschäftigt hat die Gelehrten in neuester Zeit die Frage, welchen Rang das bürgerliche Vindobona einnahm, ob es in die Reihe der Kolonien

oder der Municipien gehörte. Einen schriftlichen Beleg für die Entscheidung dieser Frage fand man nur in einem Votivsteine, worin C. Marcianus als decurio des Municipiums Vindobona bezeichnet wurde. Es wurden aber gegen die Echtheit dieses Steines, namentlich der durch Lazius auf uns gekommenen Inschrift, so zahlreiche Gründe geltend gemacht, daß er für die Forschung keine ganz sichere Stütze bildet. Man mußte sich deßhalb beschränken, im Allgemeinen aus der Stellung, welche Vindobona zu anderen Orten wie Karnuntum, Bregaetium und Cetium einnahm, den Schluß zu ziehen, daß unsere Stadt den höhern Rang eines Municipium behauptete.

So wenig die aufgefundenen Ueberreste für die räumliche Ausdehnung des Kastells und des Standlagers maßgebend sind, ebenso dürftig ist das Bild, welches wir aus den bisherigen Funden über die Entwicklung des Kulturlebens gewinnen. Daß alle Denkmale in Beziehung stehen zur militärischen Besatzung beweist, daß die ganze Bedeutung Vindobona's in seiner militärischen Entwicklung lag. Die zahlreichen römischen Ziegel, welche in allen Theilen des Bodens des heutigen Wien ausgegraben wurden, verrathen durch die Legionsstempel, daß sie militärischen Zwecken dienten. Nur am Rennweg fand man bei den Ueberresten eines kleinen gewölbten Baues, dessen Bestimmung nicht näher angegeben werden kann, die Stempel von Privatfirmen. Die beim ehemaligen St. Jacobskloster, auf der Brandstätte, zu beiden Seiten der Herrngasse, am Franzensplatz, bei der Stallbnrg, auf der Seilerstätte, beim Kapuzinerkloster aufgefundenen Grabsteine, die Votivsteine im Stadtgraben, beim Schottenthor, bei der Stallburg, in der Wipplingerstraße und im Lazzenhof, endlich eines der bei dem Baue des neuen Opernhauses aufgedeckten römischen Gräber, bezogen sich auf militärische Würdenträger und Soldaten. Nur die am Stephansfreithof und am Eingange in die Marokanergasse ausgegrabenen Steine gehörten der Bevölkerung des Municipiums an. Aus den zwei Steinsarkophagen in der Nähe des alten Fleischmarktes (aufgedeckt im Jahre 1759) konnte man nicht mit Bestimmtheit ersehen, welchen Personen die Leichen angehörten.

Ueber die Versorgung Wien's mit Wasser zur Zeit der Römer ist aus den bisherigen Funden zu erkennen, daß zwei Quellwasserleitungen bestanden, von denen die eine über Liesing, Atzgersdorf und Mauer und die zweite von Hernals her nach Vindobona führten. Spuren der Wasserleitung selbst fanden sich im Trattnerhofe, in der Wipplingerstraße, Landskrongasse und Seitenstettergasse, dann bei dem Kapuzinerkloster am neuen Markte. Ueberreste eines Hypokaustums wurden im Berghofe am hohen Markt und eines römischen Bades in der Wipplingerstraße entdeckt. Von Bädern in der Nähe Wien's kannten die Römer das Meidlingerbad und die Heilquellen Badens. Ersteres ist festgestellt durch den im J. 1853 in Obermeidling

gemachten Fund eines Inschriftsteines, letzteres durch die Ausgrabung eines Hypocaustums, mehrerer Legionsziegel und andere Funde.

Ueber die gewerbliche Thätigkeit in Vindobona wissen wir nicht mehr, als daß hier zwei kaiserliche Metallfabriken und mehrere Ziegeleien bestanden. Auch eine bürgerliche Zunft von Metallarbeitern scheint hier bestanden zu haben, vorausgesetzt, daß der darauf hinweisende Inschriftstein echt ist. Die Metall-Funde, wie die Theile eines Panzers, bestehend aus gepreßten Blättchen, und eines Schmuckes, welche beim Baue der neuen Oper (1862) gemacht wurden, mehrere Fibeln und eine Amphora, ausgegraben am Wienerberge, sind nicht derart, daß wir sie mit Beruhigung als Erzeugnisse dieser Metallfabriken bezeichnen könnten. An Töpferwaaren sind nur einige Schalen, Krüge, Urnen und Töpfe, herrührend von Ausgrabungen am Burgplatze (1822) und beim Statthaltereigebäude (1845) auf uns gekommen. Die Sculpturen an den Grabdenkmalen und ein männlicher Torso, gefunden bei St. Marx, sind ohne erheblichen künstlerischen Werth.

Mit diesen Belegen ist Alles erschöpft, was auf Ueberreste römischen Kulturlebens hinweist. Die Hauptquelle des Wohlstandes der Bewohner des Municipiums bildeten Ackerbau und Viehzucht, mit deren Producten sie an dem Verkehre nach Aquileja und Rom theilnahmen. Der Hauptsitz der industriellen Thätigkeit für die oberen Donauprovinzen ist in Karnuntum zu suchen, wo auch die römischen Imperatoren zeitweise einen glänzenden Hofstaat entfaltet hatten.

Das Mittelalter.

Erster Abschnitt.

Avaren, Slaven und Ungarn auf dem Boden Wiens.



Nach dem Zurückweichen der Römer von den Gestaden der Donau bedeckt durch Jahrhunderte ein dichter Schleier die Schicksale unserer Stadt. Während andere, längs des römischen Grenzwalles gelegene Orte bald nach dem Stillstande in dem Strome der Völkerwanderung und der Bildung nationaler Staaten an die Ueberlieferung des römischen Kulturlebens anknüpfen und bereits in den Anfängen der deutschen Geschichte eine hervorragende Rolle spielen, taucht der Name Wien's erst nach mehr als sechs Jahrhunderten wieder auf.

Der Grund zu dieser Lücke von dem Tode Severins bis auf Heinrich Jasomirgott wurzelt in den mit der Lage Wiens verknüpften, ganz eigenthümlichen Geschicken des Landes. Es war der Schauplatz großer, weltgeschichtlicher Kämpfe, von deren endgiltigem Ausgange es schon damals abhing, ob unsere Stadt deutsch, slavisch oder magyarisch werden sollte.

Zuerst überflutheten die von den Ufern des kaspischen Meeres gekommenen A v a r e n ganz Pannonien und Norikum und hatten durch mehr als

200 Jahre das Tiefland der Donau von der Ausmündung der Theiß bis an die Enns in ihrer Gewalt. Nur mühsam gelang es, die Avaren wie die Slaven aus ihren Wohnsitzen zu verdrängen oder sie mindestens der christlichen Cultur zu unterwerfen. Oder ist es nicht für das Schicksal der Länder zwischen der Enns und der Leitha bezeichnend, daß schon in Salzburg und Regensburg, Passau und Freising Bischofssitze waren, St. Florian vom Neuen aufblühte und in Mondsee und Kremsmünster Benedictiner von Monte Cassino und Niederaltaich einzogen, während sich hier noch die Einheimischen vor den Götzenbildern avarischer Despoten ehrfurchtsvoll beugen mußten.

Erst als an die Spitze des fränkischen Reiches ein Mann mit großen Plänen zur Gründung einer Weltmonarchie trat, kam auch für die Donauländer die Zeit der Befreiung aus der Gewalt der Avaren. Karl der Große hatte im Jahre 788 Herzog Tassilo II. von Baiern, seines Thrones für verlustig erklärt und das Herzogthum seinem Reiche einverleibt. Durch dieses Ereigniß waren die Grenzen des großen fränkischen Reiches bis an die Enns vorgerückt. Als seine Grenznachbarn, die Avaren, sich Einfälle erlaubten und eine Verhandlung mit ihnen zur Regulirung der östlichen Grenzen erfolglos blieb, brach er drei Jahre nach der Einverleibung Baierns, im Jahre 791, mit gewaltiger Zurüstung in das avarische Gebiet ein und eroberte in 52 Tagen das Land bis zur Raab. Er selbst zog mit einer Heeresabtheilung und unterstützt von einer Flotte am rechten Donauufer hinab; die Franken Thüringer und Sachsen folgten am linken Ufer. Sein Sohn Pipin kam auf dem Marsche über die julischen Alpen zu Hilfe. Am Kampflusse, dort wo das linke Ufer der bis dahin von Bergen eingeengten Donau eine zum Widerstande geeignete Fläche für ein Reitervolk darbietet — es ist dies ein Theil desselben Schlachtfeldes, wo die Oesterreicher unter General Schmidt in den Befreiungskriegen sich den Franzosen entgegenstellten — stieß Karl der Große auf die erste, am rechten Donauufer bei Tulln auf die zweite Verschanzung der Avaren. Wien, welches Karl der Große bei diesem Anlasse berührt haben muß, scheint jedoch kein Stützpunkt der Avaren gewesen zu sein. Fünf Jahre später (J. 796) stürmte Herzog Erich v. Friaul unter der Führung Pipin's, des Sohnes Karl des Großen das Hauptbollwerk der Avaren zwischen der Donau und Theiß, so daß die Macht derselben dauernd gebrochen, das Land von der Raab bis zur Enns, mithin auch Wien, unter die Herrschaft Karl des Großen gelangt war. Oesterreich unter der Enns hörte auf, einen Theil von Avarien zu bilden und wurde die östliche Grenze des karolingischen Reiches. Die Avaren verschwanden, wie sie gekommen waren, ohne eine Spur ihrer Herrschaft zurück gelassen zu haben.

Für die späteren Schicksale Wien's war es nicht ohne Bedeutung, daß Karl der Große nach Besitzergreifung der Länderstriche an der mittleren

und unteren Donau die Grenzen des römischen Pannonien wieder herstellte, so daß gegen Westen das ganze Gebiet bis zum Wiener Walde zu Oberpannonien gerechnet und unter eine politische Verwaltung gestellt wurde, während die Strecke von Tulln bis zur Enns in das Gebiet eines für sich bestehenden Verwaltungsbezirkes, der eigentlichen Ostmark, fiel. Beide Theile standen aber allerdings unter obersten Leitung eines Markgrafen, jenes des „Ostlandes" (orientalis marchia, orientalis pagus, wie es in schriftlichen Aufzeichnungen jener Zeit genannt wird). Der erste karolingische Markgraf des Ostlandes, war Gerold, Führer des bairischen Heerbanns, dem aber bereits im Jahre 799 Audulf, Graf der böhmischen Ostmark gefolgt war. Als Eigenthümer des Landes betrachtete sich Karl der Große, welcher bedeutende Landstrecken durch die königliche Kammer verwalten ließ. Nur einzelne Gebiete verschenkte er an Große seines Hofes, berief deutsche, namentlich bairische Ansiedler in das Land, welche die Slaven zum großen Theil vom Stromufer verdrängten, so daß diese genöthigt waren, sich tiefer in das Binnenland zurückzuziehen.

Eine fortschreitende, friedliche Einnahme des Landes wäre aber durch die militärische und politische Organisation kaum ausführbar gewesen, wenn nicht zugleich die christliche Kirche, deren Beschirmung Karl dem Großen den Rechtstitel zu all' seinen Kriegen gegen die heidnischen Völker lieh, sich vor Allem eifrigst bemüht hätte, zu ihrem eigenen Vortheile sowie zum Heile der Besiegten in dem neu erworbenen Gebiete ihre Herrschaft fest zu begründen. Gleich nach der Besiegung der Avaren im Jahre 797 forderte daher auch Karl der Große den mit dem erzbischöflichen Pallium von Rom zurückgekehrten Arno von Salzburg auf, sich selbst in die Lande der Avaren und Slaven zu begeben und den Samen des Christenthums auszustreuen.

Ueber das Land von der Raab aufwärts bis zur Enns scheint zu dieser Zeit bereits das Bisthum P a s s a u die kirchliche Jurisdiction ausgeübt zu haben. Dafür spricht wenigstens die Entscheidung des König Ludwigs des Deutschen vom 18. November 829 in dem Streite zwischen dem Erzbischofe Adalram v. Salzburg und dem Bischofe Reginhard v. Passau, durch welche Letzterem das ganze Uferland des Ostlandes als ein Theil seiner Diöcese verblieb und insbesondere im Viertel unter dem Wienerwalde der Schwarzafluß als Grenze der Diöcese zwischen den Bischöfen von Salzburg und Passau aufgestellt wurde — eine kirchliche Gebietseintheilung, welche bis zum Jahre 1782 unverändert fortbestand. Ist die alte Tradition begründet, daß in Wien um das Jahr 740 durch zwei Schüler des heil. Rupert ein am Kienmarkte gestandener heidnischer Tempel in eine dem h. R u p e r t zu Ehren geweihte Kirche umgewandelt worden und Karl der Große selbst an der Gründung der Kirche betheiligt gewesen sei, so würde dies darauf hinweisen, daß in dieser Epoche in unserer Stadt das Erzbisthum Salzburg pfarrliche Rechte ausgeübt habe. Eine glaubwürdige

Bestätigung dieser Ueberlieferungen ist aber nicht auf uns gekommen und der von W. Lazius beigebrachte Beleg, um das hohe Alter dieser Kirchen urkundlich zu belegen, war eine grobe Fälschung. Die alte schon im XIII. Jahrhundert auftauchende Tradition ist demungeachtet nicht zu verwerfen, da das Bisthum Passau (nach unserer Auffassung der bekannten Urkunde vom Jahre 1137, worin Wien zum ersten Male genannt wird) wirklich erst im XII. Jahrhundert die kirchliche Jurisdiction über Wien erwarb.

Gar lebhaft dürfen wir uns indeß keineswegs die Kolonisation der Karolinger am rechten Donauufer in dem heutigen Viertel unter dem Wienerwalde vorstellen. Wenn davon die Rede sein kann, so erstreckte sich dieselbe hauptsächlich auf das Gebiet, das jenseits des Schwarzaflußes gelegen, zur Salzburger-Diöcese gehörte und in welches die Kolonisten über den Hartberg eindrangen. Hiemit stimmt auch die Thatsache überein, daß von mehr als 40 Orten, die in Urkunden des neunten Jahrhunderts auf uns gekommen, nur 10 im Viertel unter dem Wienerwalde, alle übrigen dagegen an der Traisen, Ybbs, Erlaf und Enns, daß blos zwei Orte, Wildungsmauer und Berg nahe an der Donau, Schönesbrunn am Leithafluß liegen, während die anderen Orte wie Lanzenkirchen, Ternberg, Schwarzenbach, Edlitz, Zebern und Minigkirchen am Eingange der Gebirgsthäler nahe der steirisch-ungarischen Grenze sich ausbreiten. Aus der unmittelbaren Nähe von Wien wird nicht eine Oertlichkeit genannt. Die Karolinger legten das meiste Gewicht auf den Besitz der Donaustrecke von Tulln bis Enns, was auch daraus hervorgeht, daß aller Handel und Verkehr von Regensburg und Passau aus sich auf diese Gegenden beschränkte und das Gebiet zwischen dem Kahlenberge und der Leitha durch feste Punkte noch nicht gesichert war. In dieser Epoche besaß Tulln unzweifelhaft die größte Bedeutung im Lande, es war der zeitweilige Sitz des karolingischen Ostmarkgrafen, die Landes-Hauptstadt, wie sie Jans in seinem Fürstenbuche bezeichnet.

Wen kümmerte auch im Reiche zu jener Zeit die Sicherung der östlichen Grenzen, wo das staatliche und kirchliche Leben einer der gewaltigsten Umgestaltungen entgegenging! Die große Idee, das Abendland unter der höchsten Gewalt der römischen Päpste zu vereinigen, das karolingische Erbkönigthum zu stürzen, und an dessen Stelle ein Wahlkönigthum zu setzen, bei dem Roms Einfluß von überwiegender Bedeutung war, hatte einen glänzenden Sieg errungen. Es entstanden im fränkischen Reiche eine Reihe von Wahlkönigen, wodurch das karolingische Reich, welches seit dem Verduner-Vertrag vom J. 843 ohnehin schon in ein fränkisches und deutsches Reich geschieden war, noch mehr zerbröckelt wurde. Diese innere Schwäche entging nicht den inneren und äußeren Feinden. Vom scandinavischen Norden stürzten die Dänen und Normannen in den Kampf gegen das westfränkische Reich (J. 890—891),

im Osten erhoben sich die Slaven unter Swatopluk gegen die deutsche Herrschaft, um ein neues selbstständiges Reich zu begründen, (891—899) und von den Steppen zwischen dem Don und Dnieper kamen Völker von wilder Tapferkeit, die Magyaren, ähnlich den verwegenen Reiterschaaren der Avaren, um sich an der Donau neue Wohnsitze und reiche Beute zu suchen.

Um das Jahr 862 näherten sich die Magyaren zuerst den östlichen Grenzen Deutschlands. Im Jahre 892 überschritten sie, von König Arnulf dem damaligen Herzoge von Kärnten und Pannonien im Kriege gegen Swatopluk von Mähren zu Hilfe gerufen, das erste Mal die March, durchzogen auf ihren schnellen Rossen weite Länderstrecken, erschlugen Alles was wehrhaft war und schleppten Kinder und Weiber mit sich in die Gefangenschaft. Durch Arnulf's verhängnißvollen Schritt wurden die Ungarn gereizt, ihre Raubeinfälle zu wiederholen. Unbekümmert darum, wessen Land sie betraten, stürmten sie bald darauf auch über die Leitha gegen Süden und Westen vor, bis es unter Ludwig dem Kinde, dem letzten Karolinger, zu dem großen Entscheidungskampfe an der Enns kam. Am 28. Juni 907 erlitten die Baiern in der erwähnten Gegend eine furchtbare Niederlage. Der bairische Markgraf Luitpold und mehrere Bischöfe blieben auf dem Platze, der größte Theil des Heeres wurde vernichtet. Durch diesen Unglückstag war das Schicksal der Ostlande auf ein halbes Jahrhundert hinaus besiegelt.

Ob die Ungarn in der Zeit von 907—955 das Land vom Wiener Walde bis nach Enns dauernd besetzt, oder nur durch Streifzüge beunruhigt, ob sie namentlich Melk in Besitz genommen oder nicht, ist in jüngster Zeit wieder Gegenstand gelehrter, sich gegenseitig bekämpfender Untersuchungen geworden. Nur darüber herrscht kein Zweifel, daß das Gebiet zwischen der komagenischen Gebirgskette und der Leitha, mithin das ganze Viertel unter dem Wienerwalde, in der Gewalt der Magyaren war. Erst der glänzende, hochgefeierte Sieg der Deutschen über die Ungarn am Lechfelde bei Augsburg (10. August 955) eröffnete unserem Lande eine neue, bessere Zukunft, er legte den Grund zu einer dauernden Vereinigung mit dem deutschen Reiche, zu dem Oesterreich, das in späteren Jahrhunderten zu so großer Macht, zu so hohen Ehren heranwuchs. Die Ungarn, durch die erlittene blutige Niederlage furchtbar gedemüthigt, standen von weiteren Raubzügen in das Herz von Deutschland ab und wichen immer weiter von der oberen Donau zurück.

Zweiter Abschnitt.

Anfänge der Ostmark.



Wahrscheinlich kurz nach dem Siege auf dem Lechfelde übertrug K. Otto I. die Verwaltung der Ostmark **Burkhard**, Burggrafen von Vogenburg und Grafen im Unterdonaugau. Diesem gelang es die Grenzen der Ostmark am linken Donauufer bis zum Kampfluße, am rechten Ufer ungefähr bis zur Erlaf-Mündung zu behaupten, und die verödete Gegend durch bairische Ansiedler zu beleben. In der Feste **Pechlarn**, einer alten Regensburger Besitzung, wohin das Nibelungenlied den Sitz von Wuotan's treuem Begleiter, den sagenhaften Markgrafen Rüdiger v. Pechlarn verlegt, hatte auch Burkhard wahrscheinlich seine Residenz aufgeschlagen.

Nach dem Tode des Kaiser Otto I. († 7. Mai 973) verlor aber Burkhard die Verwaltung der Ostmark. Er nahm an dem ausgebrochenen bairischen Aufruhre Theil,

wodurch sich Kaiser Otto II. bestimmt haben mag, ihn seiner Würde zu entsetzen und die Ostmark einem Manne anzuvertrauen, dessen Treue und Anhänglichkeit an ihn und sein Haus jede Besorgniß ausschloß, daß die Befestigung und Erweiterung der östlichen Grenzen einem anderen als dem Reichsinteresse dienen konnte.

Die Wahl des Kaisers fiel auf die Brüder Leopold und Berthold, Grafen v. Babenberg, Nachkommen eines alten fränkischen Geschlechts, das in dem romantischen Thale der Regnitz seinen Stammsitz besaß, und dessen Burgen von dem Fichtelgebirge bis zur Donau sich ausdehnten. Ersterer erhielt im J. 976 die Ostmark nebst dem Donaugau und dem Traungau, letzterer den Nordgau, eine neugebildete Mark am Böhmerwalde. Nach einer Ueberlieferung, deren Quelle in das XII. Jahrhundert zurückreicht, war Leopold v. Babenberg eines Tags dem Kaiser auf der Jagd im Dickicht ganz allein gefolgt. Um ein wildes Thier zu schießen zog der Kaiser den Bogen so stark an, daß er brach. Rasch schob der Jüngling dem Rathlosen seinen eigenen Bogen in die Hand und der Fürst fand, nachdem er das Wild erlegt, an der Geistesgegenwart des Jünglings solchen Gefallen, daß er ihm mit königlichen Worte das nächste offen werdende Land versprach.

Durch die Uebertragung der Ostmark an die Babenberger geschah für die Zukunft des Landes der wichtigste und entscheidendste Schritt. Es läßt sich kaum voraussehen, welches Geschick die Ostmark betroffen hätte, wenn die Babenberger nach dem Beispiele anderer Reichsfürsten eine schwankende, nur die Vermehrung ihrer Hausmacht im Auge behaltende Politik verfolgt hätten. Sie blieben aber unwandelbar treu dem Kaiser und Reiche, und was sie an Hausbesitz erwarben, war der Tribut der Dankbarkeit der Ersteren für geleistete Dienste. Kühn und ausdauernd in all ihren Unternehmungen kannten sie nur ein Ziel: Sicherung und Erweiterung der Grenzen der Ostmark bis an die Niederungen der Donau, die Befestigung der Wehrkraft durch die Anlage starker zur Vertheidigung geeigneter Städte und Burgen.

Dem ersten Babenberger gelang es noch, die Ungarn über den Kalenberg zurückzudrängen, so daß schon im J. 985 Pilgrim von Passau einen Plan zur neuen Kolonisirung der von den Ungarn verwüsteten Länder entwerfen konnte. Und der Sohn Leopold des Erlauchten, Heinrich der Starke, erhielt bereits am 1. November 1002 durch des Kaisers Gnade im Viertel unter dem Wienerwalde, ein Gebiet zwischen der Liesing und Triesting zum Geschenk. Es war dieß der erste Allodialbesitz der Babenberger im Viertel unter dem Wienerwalde und gibt uns Aufschluß, wie es gekommen, daß ein Zweig derselben zuerst in Mödling seine Residenz aufschlug, wo eine von den Slaven erbaute Ortschaft Medelicha bestanden haben soll. Es ist aber auch wahrscheinlich, daß zu jener Zeit oder kurz darauf das Dreieck zwischen der Liesing, Donau und der komagenischen

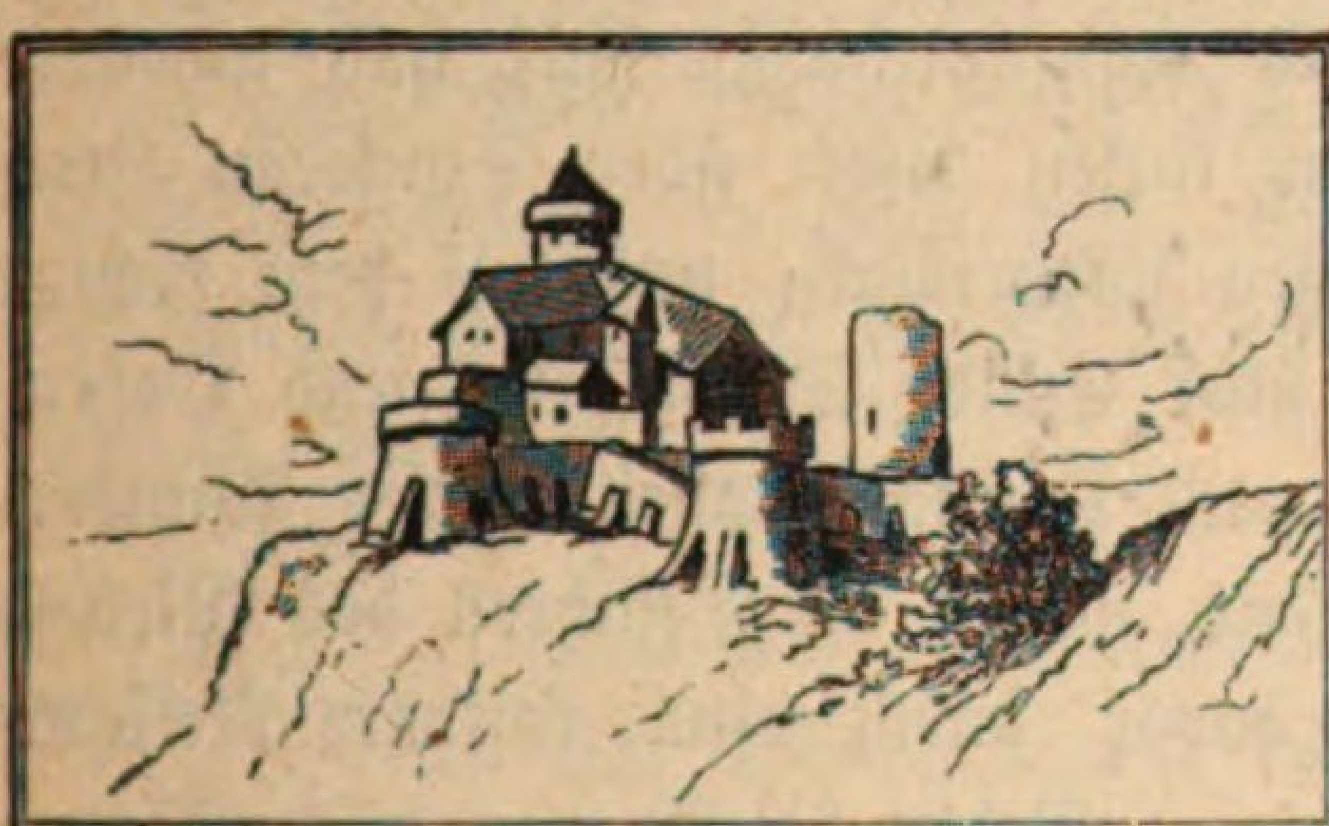
Gebirgskette — in welches Wien hineinfällt — in den Besitz der Babenberger kam, da Letztere wahrscheinlich schon im XI. Jahrhundert Mönche nach Klosterneuburg führten. Im Jahre 1035, nach den gegen Polen und Ungarn glücklich geführten Kriegen des Markgrafen, überließ den Babenbergern Kaiser Konrad II. das Gebiet zwischen der Triesting und Piesting, womit für lange Zeit die Grenze der Ostmark gegen Süden festgestellt wurde. Demungeachtet scheint aber erst unter dem Markgrafen Adalbert dem „Siegreichen", der die Grenzfestung Heimburg (1043—1051) erbaut und die Grenzen der Ostmark bis an die March und die Leitha ausgedehnt, auch in diesem Gebiete die Macht der Ungarn dauernd gebrochen worden zu sein.

Die Babenberger waren aber nicht blos die starken, kraftvollen Grenzhüter des Reiches, sie trugen auch mit staatsklugem Sinne in das von ihnen verwaltete Land die Fackel der Cultur, sie brachten Licht und Leben in die verödeten, von wilden, beutegierigen Naturvölkern besetzten Landschaften. Durch die Schenkungen an Grundbesitz von Seite der deutschen Kaiser, die aber nicht blos in das Viertel unter dem Wienerwalde, sondern in eben so großem Umfange in die Viertel ober dem Wienerwalde und ober und unter dem Manhartsberg fielen, wurden sie die größten Grundbesitzer im Lande und hatten ein nahe liegendes Interesse im Vereine mit dem Grundbesitze der Bisthümer Passau, Freising, Salzburg und Regensburg, dann der bairischen Abteien, Metten, Nieder-Altaich und Ebersberg, dessen Verwaltung als Lehen ihnen zum Theil übertragen worden, durch eine rasche Kolonisation den Werth und die Bedeutung derselben zu erhöhen. Während noch bei Beginn der Babenberger-Herrschaft das Viertel unter dem Wienerwalde ganz dünn mit Landgütern und Höfen besetzt war, mehrten sich dieselben bereits im eilften Jahrhundert längs des Donaustromes selbst tief im Gebirge, wozu nicht unwesentlich auch die Verfügung des Kaiser Otto III. vom 30. September 985 beigetragen haben mag, daß alle Kolonisten in den zum Passauer Bisthume gehörigen Ortschaften von den Abgaben des königlichen Fiscus und der persönlichen Kriegsdienstleistung der Markgrafen enthoben wurden.

In der unmittelbaren Nähe Wien's begegnen wir bei Simmering (J. 1028), am Alsbache (J. 1040—1044), in Kirling (J. 1083), Fischament (J. 1083), Schwechat (J. 1040), Mannswörth (J. 1058), Gehöften mit Aeckern und Wiesen. Weiterhin treffen wir Ansiedlungen in Sarasdorf an der Leitha (J. 1044), Reisenberg an der Fischa (J. 1045), Wopfing (J. 1035), Traiskirchen (J. 1060—1065), Bruck an der Leitha (J. 1073), Haslau an der Leitha (J. 1073), Petronell (J. 1083), Höflein (J. 1083), von denen die weitaus größte Zahl neu, nicht an der Stelle römischer Fundorte entstanden. Noch dichter wie in der Ostmark oder in Ostarrichi (seit 996 so genannt) lagen die

Kolonisationen jenseits der Piesting in dem Gebiete der Grafen von Pütten, welche aber als eine ganz selbstständige — vom nördlichen Theile des Viertel unter dem Wienerwalde unabhängige Gruppe zu betrachten sind.

Je weiter die Kolonisation sich gegen Osten ausbreitete, je mehr diese Widerstandskraft der Gebiete gegen feindliche Einfälle stieg, desto mehr rückten auch die Markgrafen mit ihren ständigen Wohnsitzen vor. Burkhard, der erste Markgraf nach der Schlacht am Lechfelde, residirte noch abwechselnd in der Ennsburg und Pechlarn, (J. 956—975). Erst Leopold I. aus dem Hause Babenberg verlegte (J. 984) seine Residenz in die Feste Melk, deren starke Mauern vor den mit der Kunst der Belagerung noch nicht betrauten Magharen hinreichend Schutz gewährten. In Melk verblieben noch die Markgrafen Heinrich I., Adalbert und Ernst; nur in friedlichen Zeiten stiegen sie von ihrer festen Burg herab und hielten in Tulln ihre Hoftage und sonstigen Versammlungen ab, wiewohl schon das Gebiet unter dem Wienerwalde bis zur Leitha durch den Friedensvertrag mit Ungarn (J. 1043) bleibend ihrem Fürstenthume einverleibt und durch den Markgrafen Adalbert im Auftrage seines kaiserlichen Lehensherrn in Heimburg an die Stelle der abgebrochenen Hunnenburg eine neue Grenzfestung errichtet worden war. Möglich ist es demungeachtet, daß schon um das Jahr 1002 die Babenberger sich auch in Mödling einen festen Wohnsitz erbaut hatten. Erst Leopold der Heilige baute sich nach seinem Regierungsantritte (J. 1096) eine Burg auf dem Kahlenberge*), gleichfalls als äußersten nördlichen Flankenpunct der festen Burgen, welche um diese Zeit an allen Thaleingängen des Wiener Beckens bis zum Fuße des Schneeberges (bei Mödling, Rauhenstein, Starhemberg u. s. w.) zum Schutze gegen kleinere Streifzüge der Ungarn entstanden.



Die Babenberger geizten nicht mit dem erworbenen Grundbesitze. Durch großmüthige Schenkungen der deutschen Kaiser bereichert, waren sie auch freigebig gegen ihre Freunde und Anhänger, gegen die Kirche zur Vermehrung der Pflanzstätten des Glaubens und der Bildung im Lande. St. Florian, St. Pölten und Kremsmünster bestanden bereits seit längerer Zeit; an diese reihte Altmann von Passau, Göttweih (J. 1072—1083). Aus den Mitteln der ersten Babenberger gingen Melk (J. 1089), Klosterneuburg (J. 1107) und Heiligenkreuz (J. 1136) und später Lilienfeld

*) Der nebenstehende Holzschnitt veranschaulicht die alte Anlage der Burg, wie sie noch zu Ende des XV. Jahrhunderts erhalten war.

(J. 1202) hervor, noch heute die größten und angesehensten Klöster des Landes. Aus den engen, düstern Mauern dieser Klöster drangen schon damals Klagen ernster und frommer Männer in die Welt über das sündige Treiben der Menschen, es entstanden, im Gegensatze zu den im Munde des Volkes fortlebenden national-heidnischen Liedern, geistliche, auf einer idealen Auffassung des Christenthums beruhende Dichtungen. So lebte zwischen den Jahren 1090—1120 im Kloster Göttweih ein Laienbruder Namens Heinrich, der in zwei Dichtungen seiner Zeit einen häßlichen Spiegel vorhält. Er tadelt die Mißbräuche der verschiedenen Stände: dem Priester wirft er frevelhaften Handel mit geistlichem Gut, den Rittern und Frauen ihre Hoffahrt, den Bäuerinnen ihren Hang vor, sich den Töchtern reicher Männer gleichstellen zu wollen. In Melk entstanden bald darauf das schöne Marienlied, die Hymne auf den heiligen Geist und die Sequenz auf die Jungfrau Maria. In demselben Kloster schrieb der Abt Erchenfried (um J. 1125) die Lebensgeschichte des daselbst bestatteten Märtyrers Koloman und legte die ältesten Klosterannalen in Oesterreich an. Wenige Jahre später (um 1130) schrieb in Göttweih ein ungenannter Klosterbruder das Leben des im Lande hochgefeierten Bischofes Altmann von Passau.

Zu der fortschreitenden Kolonisation der Ostmark, trug aber nicht gering der Umstand bei, daß sie inmitten der großen Handels-Verkehrslinie zwischen dem Westen und Osten lag. Seit Kaiser Theodorich bewegten sich zu bestimmten Zeiten des Jahres von Regensburg bis Konstantinopel auf und abwärts Karavanen von Kaufleuten, die auf dem linken Ufer über Stockerau durch das Marchfeld mit einer Abzweigung gegen Lundenburg und auf dem rechten Donauufer, auf der alten Römerstraße über Enns, Strengberg und Oedenburg nach Ungarn und von dort weiter nach Konstantinopel, dieser Wunderstadt des frühen Mittelalters, führten. Jene, welche die Gefahren des Wirbels und Strudels nicht scheuten oder sich davor durch eine kostbare Reliquie geschützt glaubten, benützten die Wasserstraße. Weder die Avaren noch Slaven störten diese Handelsbewegung; im Gegentheile benutzten sie die Vortheile derselben, wie und wann immer es möglich war.

Im wohlverstandenen eigenen Interesse wachten daher auch die Babenberger sorgfältig über den geregelten Verkehr mit dem Hauptemporium Süddeutschlands, der Stadt Regensburg, und bothen den Kaufleuten kräftigen Schutz gegen jede Bedrohung ihres Eigenthums. Während in der Karolingischen Zeit die Regensburger, wie aus der Mauth- und Zollordnung vom Jahre 905 hervorgeht, ununterbrochen Handel nur bis Enns trieben, während von dort weiter nach Osten die Ennser die Waaren verführten, so läßt sich annehmen, daß in der zweiten Hälfte des XI. Jahrhunderts die Regensburger directe bereits bis Heimburg verkehrten und in kleineren am Ufer

gelegenen Zwischenstationen wie in Mautern, Tulln und in Wien Niederlassungen begründet hatten.

Ueber Wien gleiten ungeachtet dieser vorgeschrittenen Handelsbewegung alle urkundlichen Denkmale schweigend hinweg und erst vor wenigen Jahren will ein deutscher Geschichtsforscher (Giesebrecht) dem Namen unserer Stadt in Kloster-Annalen aus der ersten Hälfte des XI. Jahrhunderts begegnet sein, eine Entdeckung, deren Werth aber noch kritisch erwogen werden muß. Nur im Munde des Volkes lebte die Ueberlieferung fort, daß unsere Stadt auch nach dem Zurückweichen der Römer, insbesonders zu Zeit der Avarenherrschaft eine wichtige Rolle gespielt hatte. Darauf weist die älteste vorhandene Fassung des Nibelungenliedes hin. An mehreren Stellen wird darin der Stadt gedacht; die wichtigste aber enthält die XII. Aventiure: „Wie Etzel mit Kriemhilde brûte". Nach dem Tode seiner Gemahlin Helche riethen dem Könige Etzel (Attila) seine Freunde, die schöne Kriemhilde zu freien. Er sandte den Markgrafen Rüdiger v. Pechlarn mit reichem, glänzenden Gefolge nach Burgund als Werber und es gelang diesem auch, ungeachtet des Widerstrebens der Großen des Hofes, die Zustimmung Kriemhildens zu erwirken. Zu Tulln erwarteten König Etzel und seine aus fernen Landen geladenen Gäste die mit reichen Schätzen nach Ostarrichi gekommene Braut, von wo sie der König am nächsten Morgen nach Wien zu führen gedachte, um hier das königliche Beilager zu feiern. Zahlreiche Frauen empfingen in Wien mit Ehren des Königs Etzel's Weib. Alles freute sich des Hochzeitsfestes und da die Zahl der geladenen Fremden so groß war, daß Markgraf Rüdiger besorgte, sie nicht unterbringen zu können, so bath er die Einheimischen, auf dem Lande eine Herberge zu suchen.

„Diu hohzit was gefallen an einen pfinxtac,
dâ der Künec Etzel bi Kriemhilde lac
in der stat ze Wiene".

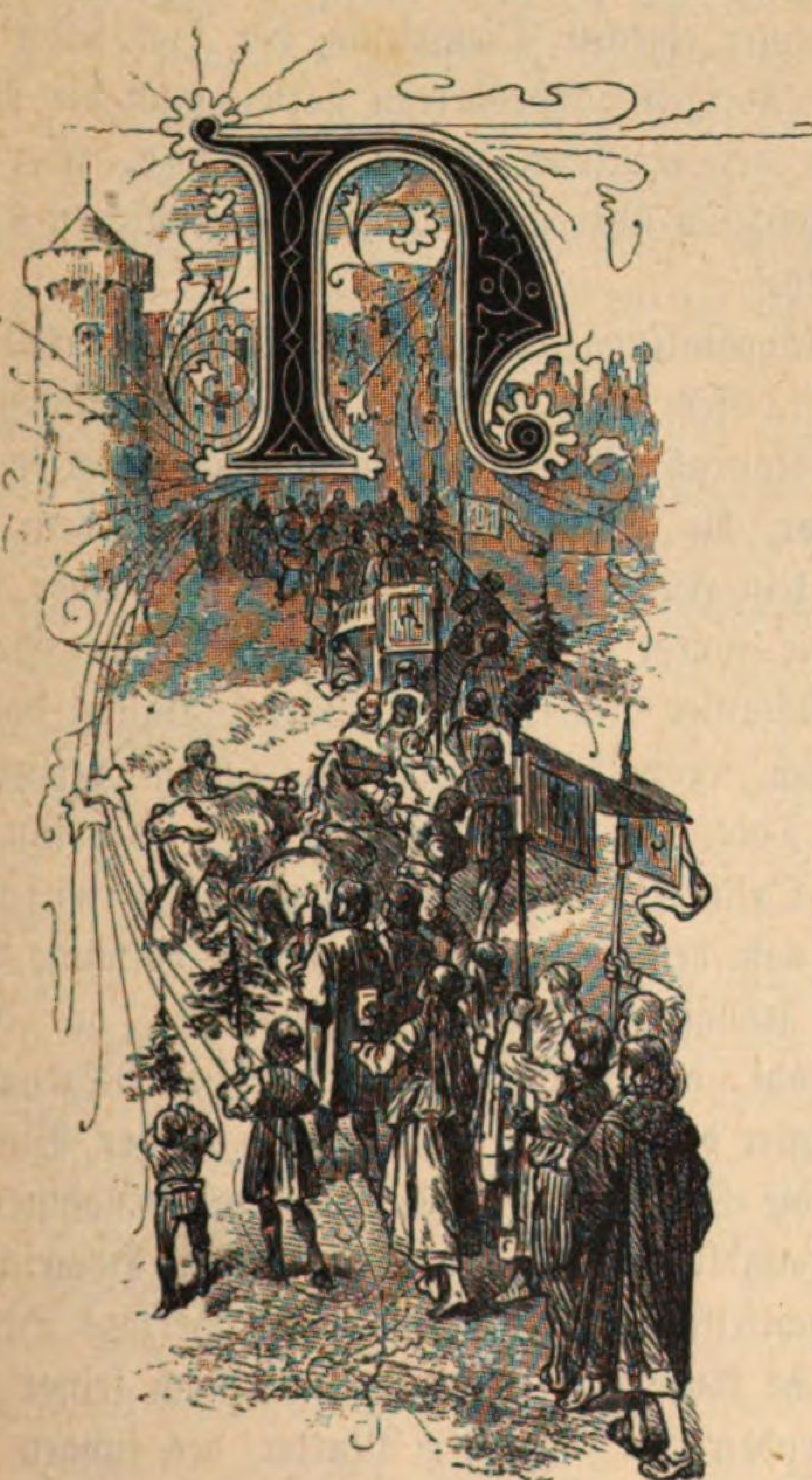
Kriemhilde wußte durch ihre Erscheinung alle Herzen, selbst Jener zu bezaubern, die ihrem ersten Manne nicht freundlich gesinnt waren. Sie machte sich durch Geschenke mit solchen bekannt, welche sie bisher nicht kannten. „Durch siebenzehn Tage dauerte die Hochzeit; von keinem Könige konnte man sagen, daß seine Hochzeit großartiger gewesen wäre."

Wie viel der Dichter der Heldensage in dieser Schilderung den zu seiner Zeit gesungenen Liedern oder der ihm wie jedem Andern bekannten mündlichen Ueberlieferung entnahm, läßt sich wohl kaum mehr ermitteln; aber daß die Verlegung des Beilagers nach Wien im Allgemeinen eine Erfindung des Dichters war, läßt sich wohl kaum annehmen. Erhielt sich ja auch in dem

durch mehr als ein Jahrhundert später lebenden Wiener-Chronisten Jans, dem Verfasser des anziehenden Fürstenbuches aus Oesterreich und Steierland, die Tradition von dem Fortbestande Wien's nach der Römerzeit. Durch ihn erfahren wir, daß schon zur Zeit der „Heiden“ Wien ummauert war, im Perichhof (Berghof) der Heide seinen Sitz hatte und „daß nach dem Tode desselben die Christen das Kirchlein zu Ehren des heil. Rupert erbauten, welches nirgends eine schönere Augenweide besaß, wie an dem Orte, wo sich vor ihr der grüne Werd in seiner ganzen Pracht ausbreitete.“

Dritter Abschnitt.

Die Zeit der Babenberger.



Nach den siegreichen Kämpfen Ernst's des Tapferen entwickelten sich rasch die Keime deutscher Bildung und Sitte in der Gegend zwischen der Leitha und dem Wiener Walde. Demungeachtet würde aber Wien vielleicht noch lange nicht aus seinem Stillleben hervorgetreten sein, wenn sich nicht um die Mitte des XII. Jahrhunderts durch ein bedeutendes politisches Ereigniß die Stellung der Babenberger zu Oesterreich verändert hätte. Bis zum Jahre 1156 übertrugen die deutschen Kaiser das Amt eines Markgrafen von Oesterreich zwar ununterbrochen auf die Babenberger, die Söhne folgten den Vätern des Hauptstammes, jedoch das erbliche Recht des Fürstengeschlechtes war durch kein Gesetz ausgesprochen. Die Markgrafen besaßen die Eigenschaft von Reichsbeamten, welche an der Spitze des Heeresbannes, der Gerichtsbarkeit und Verwal-

tung des Landes standen, als solche über bestimmte königliche Regalien verfügten. Eine persönliche Gewalt hatten sie aber nur über die ihnen ergebenen Dienstleute (Ministeriale), über jene Personen, die mit Babenbergischem Grund und Boden belehnt waren. Daneben blieb ein nicht geringer Theil der Bevölkerung reichsunmittelbar, wie die Ansassen auf den kirchlichen Freigründen ausländischer Hochstifte, ferner die in der Mark mit Reichslehen begabten Ausländer und endlich einzelne nur dem Reiche unterstehende Landesherren. Es fehlten den Markgrafen alle Rechtstitel, welche sie zu Herren der gesammten Mark gemacht, die Macht der Landeshoheit, welche alle im Lande ansäßigen Grafen, alle Freien und Unfreien verpflichtete, die Markgrafen als ihre unmittelbaren Gebieter, ihre Schirm- und Schutzherren anzuerkennen. Dieser Stellung entsprechend, bewegte sich daher auch ihr äußeres Auftreten im Lande in enggezogenen Schranken. In ihrem Gefolge, an ihrem Hofe erschienen regelmäßig nur ihre eigenen Dienstleute, der Hof selbst mied Glanz und Prunk und wie die übrigen Landesherren hatten auch die Markgrafen sich an allen Hoftagen der deutschen Kaiser einzufinden, über ihre Verwaltung Rechenschaft abzulegen, sich über alle dagegen eingelaufenen Klagen und Beschwerden zu rechtfertigen.

Den Anlaß zu dieser Umgestaltung der staatsrechtlichen Verhältnisse gab der Kampf zwischen den Stauffen und Welfen. Kurz nach seinem Regierungsantritte verlangte K. Konrad III. von Heinrich dem Stolzen, der über Baiern und Sachsen gebot, die Abtretung Sachsens unter dem Vorwande, es sei Reichsrecht, daß kein Fürst zwei Herzogthümer in einer Hand vereinige. Da dieser sich weigerte, wurde er durch Fürstenspruch beider Herzogthümer entsetzt, Sachsen dem Askanier Albrecht dem Bären, Baiern dagegen dem Markgrafen von Oesterreich, Leopold V., verliehen. Wohl beeilte sich Leopold V. und nach dessen Tode († 18. Oktober 1141) sein jüngerer, mit der Markgrafschaft von Oesterreich belehnter Bruder Heinrich II. (später Jasomirgott genannt) von dem neu erworbenen Herzogthume Besitz zu ergreifen; aber sie fanden lebhaften Widerstand im Lande, vor Allem hielten die Bürger der Hauptstadt, des mächtigen einflußreichen Regensburg, treu zu den Welfen; sie bedrohten den Markgrafen Leopold in der Burg, so daß dieser, um sich zu retten, die Stadt in Brand steckte und benahmen sich später eben so kühl und unfreundlich gegen den Markgrafen Heinrich II., wiewohl dieser nach der Verzichtleistung des jungen Welf, Herzogs Heinrich des Löwen, auf Baiern rechtliche Ansprüche erworben und nach seiner wenn auch nur wenige Monate dauernden Ehe mit der Mutter des jungen Welf nahe verwandtschaftliche Bande angeknüpft hatte.

Würde es den Babenbergern gelungen sein, sich in dem Besitze des Herzogthums Baiern zu behaupten, so wäre unstreitig der Schwerpunkt ihrer

Macht dahin verlegt, und die Markgrafschaft Oesterreich mit dem Herzogthume gänzlich verschmolzen worden sein. Das Interesse der Babenberger hätte es gefordert, an der Bedeutung Regensburgs als wichtigsten Handelsplatz des östlichen Deutschlands nicht zu rütteln, und deren Rechte und Privilegien nicht zu schmälern. Vielleicht hätten sie auch nicht jene zähe Ausdauer in der Ausbreitung und Befestigung der östlichen Reichsgrenze gegenüber den Ungarn, jene Thatkraft in der Kolonisation und Hebung der Kultur der Ostmark entwickelt, wenn sie nicht für ihre Macht, für ihren Besitz an der mittleren Donau neue Hilfsquellen gefunden haben würden.

K. Friedrich Barbarossa nahm gegen die Welfen eine andere Haltung wie Konrad, sein Vorgänger, ein. In gleichem Grade verwandt mit beiden um Baiern streitenden Parteien, mit voller Seele aber an dem Gedanken festhaltend, das gesunkene Ansehen der Kaiser in Italien wieder zu heben, war Friedrich darauf bedacht, die Welfen, welche dort in großem Ansehen und mit den Päpsten in gutem Einvernehmen standen, an sich zu fesseln. Dieß konnte er am Besten durch die Entscheidung über Baiern erreichen. Gleich auf dem ersten von ihm abgehaltenen Reichstage zu Regensburg kam die Angelegenheit zur Sprache, und Heinrich Jasomirgott sollte dort erscheinen, um seine Besitzansprüche nachzuweisen. Als dieser den an ihn ergangenen wiederholten Vorladungen nicht entsprach, wurde ihm auf dem Reichstage zu Goslar das Herzogthum Baiern abgesprochen und Heinrich der Löwe damit belehnt. Weder die Haltung Konrads noch jene Friedrich Barbarossa's befriedigte aber das Rechtsgefühl der Reichsfürsten, und da Heinrich Jasomirgott ungeachtet der erwähnten Vorgänge sich als faktischer wie rechtlicher Besitzer Baierns betrachtete, so wurde im Herbste 1156 auf dem Reichstage zu Regensburg über die ganze Angelegenheit noch einmal verhandelt und dieselbe in einer beiden Parteien genügenden Uebereinkunft zur endlichen Entscheidung gebracht. Baiern erhielt Heinrich der Löwe, die Ostmark, vergrößert durch drei im heutigen Oberösterreich gelegene Gaue, erhob der Kaiser zu einem selbstständigen Herzogthume und belehnte mit dem Rechte der männlichen und weiblichen Erbfolge Heinrich Jasomirgott und seine Gemalin Theodora. Durch den darüber ausgestellten Freiheitsbrief vom 17. September 1156 wurden die Babenberger zugleich ausschließende Gerichtsherren in ihrem Lande, der Verpflichtung enthoben, andere als die kaiserlichen Hoftage in Baiern zu besuchen und bei einem anderen als dem an den Grenzen Oesterreichs entbrannten Reichskriege Heeresfolge zu leisten; sie erwarben ein beträchtliches, reich an Naturprodukten gesegnetes Gebiet und zur Befestigung der Landeshoheit eine sichere Grundlage.

Heinrich Jasomirgott kehrte in sein neues Herzogthum zurück. Hatte der getroffene Ausgleich auch seine kühnen Hoffnungen nicht befriedigt, so

zeigte er doch zu viel Klugheit und Mäßigkeit, um nicht den politischen Verhältnissen Rechnung zu tragen und den großen Gewinn für sich und sein Haus aus dem empfangenen Privilegium zu verkennen. All sein Sinnen und Streben blieb nunmehr darauf gerichtet, den Wohlstand des Landes, das er sein Eigen nennen durfte, zu heben, die Landesherren und Ritter an sich zu ziehen und in den Städten durch den Schutz des Handels und der Gewerbe das Bürgerthum zu kräftigen.

Schon in den Tagen, wo Heinrich Jasomirgott mit genauer Noth der Gefangenschaft der Ungarn entgangen, hatte er an den Bewohnern Wiens, des kleinen am Donaustrande gelegenen Städtchens, kräftigen Schutz gefunden, sie standen ihm und den Seinen in einem gefahrvollen Augenblicke treu zur Seite — im Gegensatze zu den Regensburgern, welche ihm und seinem Bruder feindlich entgegengetreten waren. Kannte er schon dadurch den Werth des von Mauern und Verschanzungen umgebenen Ortes, so wurde ein Jahr später (1147) die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland auf Wien neuerdings dadurch gelenkt, daß sich hier die am zweiten Kreuzzuge theilnehmenden Fürsten versammelten. Von diesem unglücklich beendeten Zuge wieder nach Oesterreich zurückkehrend (1149), hielt er mit seiner Gemalin Theodora, der Nichte des griechischen Kaisers, um deren Hand er sich in Konstantinopel beworben, hier einen feierlichen Einzug, und verlebte in ungetrübter Freude eine Reihe festlicher Tage in den Räumen des markgräflichen Hofes, den schon einer seiner Vorgänger außerhalb der Ringmauern der Stadt in westlicher Richtung — an der Stelle, wo heute das Gebäude des Reichskriegsministeriums steht — erbaut hatte. Noch zu der Zeit, wo Heinrich Jasomirgott als Herzog von Baiern in Regensburg residirte, hatte er Handwerker und Kaufleute bestimmt, nach Wien zu übersiedeln und hier Kaufläden zu eröffnen, damit das Geld, welches die aus den Bergen und vom flachen Lande herbeiströmenden Käufer bezahlten, im Lande selbst verblieb. In Regensburg war es auch, wo Herzog Heinrich jene irischen Mönche kennen gelernt, die mitten unter den Bürgern lebend, nebst ihren religiösen Obliegenheiten und dem Unterrichte der Jugend auch Handel mit verschiedenen Artikeln trieben. Er verpflanzte sie (1155) nach Wien, baute ihnen auf seinem Grund und Boden (in predio suo) ein Kloster und wies ihrem Bezirke in dem 1161 ausgestellten Stiftbriefe die Kapellen Maria am Gestade, St. Peter, St. Ruprecht und St. Pankraz zu*). Die geistliche Jurisdiktion über die ganze Stadt lag aber schon seit 1137 in den Händen des Bischofs von Passau.

*) Die Echtheit des Schottenbriefes vom J. 1158 in der vorliegenden Fassung wurde in neuester Zeit von Wattenbach in seiner Abhandlung: „Die Kongregation der Schottenklöster in Deutschland" (Zeitschrift für christl. Archäologie und Kunst, 1. Jahrg. S. 50) verworfen.



Stiftung des Schottenklosters.

In der zur selben Zeit schon vollendeten Mutterkirche zu St. Stephan, die in entgegengesetzter Richtung vor der Stadt stand, übte ein passauer'scher Geistlicher als Pfarrer seine Rechte aus. Alle Umstände sprachen dafür, nach Wien die Residenz zu verlegen, zudem die Stadt auf herzoglichem Grund und Boden stand und der Landesfürst aus den Vortheilen des Aufblühens der Stadt selbst Nutzen ziehen konnte.

Es ist daher kein Zufall, daß Wien erst um die Mitte des XII. Jahrhunderts wieder in den Vordergrund tritt. Sein Wiedereintritt in die Geschichte steht mit einem wichtigen Abschnitte in der Entwicklung des Landes, mit dessen veränderten Stellung zum Reiche, mit der neu gewonnenen Grundlage der Macht der Landesfürsten im innigsten Zusammenhange. Das neue

Herzogthum erforderte einen bestimmten Mittelpunkt, in dem die Fäden des politischen Lebens zusammenliefen, von wo aus die Babenberger ihre Reichs- und Hauspolitik leiten konnten. Hiezu fand sich kein geeigneterer Ort als unsere Stadt, die durch ihre Lage mit dem Weltverkehre in steter Berührung war. Auch für die Politik der Babenberger in Bezug auf ihr Verhältniß zu Ungarn, Böhmen und den südlichen Marken des deutschen Reiches, wie Steiermark und Kärnten, bot die Lage der Stadt entschiedene Vortheile. Alte und neu angelegte Straßenzüge liefen schon zur Zeit Jasomirgotts aus diesen Ländern in konzentrischer Richtung nach Wien. Insbesonders gegen Ungarn hatte sich das kleine Städtchen wiederholt fest erprobt. Wie sehr mußte daher den Babenbergern daran gelegen sein, sich dieser Vortheile zu bedienen, sowohl im Frieden als im Kriege!

Für die weitere Entwicklung Wiens war es von großem Vortheile, daß die Babenberger treu den Hohenstauffen anhingen, ihre Interessen mit jenen ihrer Lehensherren nie in Widerstreit geriethen. Dadurch wurde der Entwicklungsgang nicht gewaltsam gestört, die Stadt durch Jahrzehente hindurch von den Verheerungen des Krieges verschont. So oft es die Reichsangelegenheiten gestatteten, weilt daher auch Heinrich Jasomirgott in der Herzogenburg zu Wien und beschäftigt sich mit Schlichtung von Streitigkeiten und anderen gerichtlichen Akten. Nur wenn der Ruf des Kaisers an ihn ergeht, zieht er an der Spitze seiner Fähnlein aus seiner Residenz, um zum Schutze des deutschen Ansehens und der deutschen Kaisermacht sich den Zügen Friedrich Barbarossa's nach Italien anzuschließen. Er eilt über die Alpen und hilft im Jahre 1158 das stolze Mailand besiegen; er reist im Jahre 1167 mit diplomatischen Aufträgen nach Konstantinopel, um den griechischen Kaiser abzuhalten, den abenteuerlichen Plänen des Papstes Alexander III., des heftigsten Gegners der Stauffen, Gehör zu schenken und die abendländische Kaiserkrone anzunehmen.

Nach dem Tode des Herzogs Heinrich II. (13. Jänner 1177) belehnte der Kaiser dessen älteren Sohn Leopold VI., genannt der Tugendhafte, mit dem Herzogthume; es war ein Fürst, dessen Seele von den Ideen des damals zu edelster Blüte entfalteten Ritterthums voll erfüllt war. An den Wiener Hof zogen zu jener Zeit aus allen Theilen des Landes mit Vorliebe Jene, welche in abenteuerlichen Ritterfahrten, in Minne und Sang die höchste Befriedigung fanden; die Milde und Freigebigkeit des Fürsten wurde in ganz Deutschland hoch gefeiert. Walther von der Vogelweide setzte in seinen Gesängen dem Herzog ein Denkmal seiner ritterlichen Tugenden.

Zur Zeit Leopold VI. erreichte die Begeisterung für Jerusalem ihren Höhepunkt. Sobald die günstigere Jahreszeit eintrat, zogen Schaaren von Pilgern die Donau hinab, um unter den größten Beschwerden und Gefahren das heilige

Grab zu erreichen. Sie genossen freien Durchzug in Oesterreich und fanden namentlich in Wien, am Hofe Leopold's, stets einen gastlichen Empfang. Es war Pflicht der Bürger und Schottenmönche, für deren Unterkommen Sorge zu tragen, zu welchem Zwecke vor den Thoren Herbergen errichtet wurden. Hatte kein reicher Erntesegen das Land beglückt, so mußten aus entfernten Gegenden Lebensmittel zugeführt und an die Pilger zu mäßigen Preisen verkauft werden. Der Herzog selbst und in seiner Abwesenheit seine Mutter und Kinder vertheilten an die Armen Geschenke an Wein und Brot oder an anderen für die Reise zweckmäßigen Gegenständen.

Die Eroberung Jerusalems durch Sultan Saladin, ein Ereigniß, welches das ganze Abendland in Bewegung setzte, bestimmte im Jahre 1188 Kaiser Barbarossa ungeachtet seines hohen Alters sich selbst an die Spitze eines neuen Kreuzzuges zu stellen. Um die Fasten 1189 brach das gewaltige Heer von Regensburg auf. Während der größere Theil desselben zu Lande sich in Bewegung setzte, fuhr der Kaiser mit einem glänzenden Gefolge zu Schiffe bis Wien. Mit Jubel begrüßten Leopold und die Landesherren sowie die Bürger der Stadt den Mann, der Deutschland zu einer seit Karl dem Großen nicht erreichten Stufe des Glanzes und der Macht gehoben hatte. Zum ersten Male bot sich für Wien die Gelegenheit, das Gefühl seiner Zusammengehörigkeit mit dem stolzen Träger deutscher Ehre durch Freudenfeste lebendig zu bethätigen.

Es ist bekannt, welch unglücklichen Ausgang der Kreuzzug für den Kaiser nahm. Barbarossa sah sein Reich nicht wieder; er verlor am 10. Juni 1190 beim Uebergange des Heeres über den Fluß Saleph sein Leben. Herzog Leopold, zurückgehalten durch Grenzstreitigkeiten mit Ungarn in Bezug auf die Erwerbung der Steiermark, brach erst zwischen 15. bis 25. August 1190 von Wien zum Kreuzzuge auf. Angelangt vor Accon (Jean d' Acre) im Frühjahre 1191 wurden er und die Deutschen vom König Richard von England schimpflich behandelt. Dazu kam, wie spätere Chronisten erzählen, daß Richard Löwenherz, nachdem Accon durch Vertrag in den Händen der abendländischen Ritter war, das herzogliche Banner von dem Pallaste des Herzogs herabreißen ließ, eine Schmach, die in ganz Deutschland tiefe Entrüstung hervorrief.

Fast hatte es den Anschein, als ob der ganze Vorfall ohne weitere Folgen bleiben würde. Herzog Leopold's Aufmerksamkeit nahm ein anderes für sein Haus wichtiges Ereigniß in Anspruch. Durch den Anfangs Mai 1192 eingetretenen Tod des Herzogs Ottokar von Steier fiel ihm auf Grund eines am 17. August 1186 zu Enns abgeschlossenen Erbvertrages Steiermark zu, und bereits 24. Mai wurde er von Kaiser Heinrich VI. in einer feierlichen Versammlung zu Worms damit belehnt.

Das Unglück wollte es aber, daß Richard Löwenherz, durch heftige Stürme gezwungen, in Pola landen mußte. Ein Feind der Stauffen und des Herzogs von Oesterreich, hatte er seine Gründe, sich als Tempelritter zu verkleiden, um unerkannt durch Deutschland nach England zu gelangen. Wiewohl den König schon Graf Meinhard von Görz auf seiner Flucht durch Friaul verfolgte, so kam er doch glücklich bis Wien, von wo aus er bei dem lebhaften Verkehre der Stadt durch Böhmen und das ihm nicht gefährliche Sachsen die Meeresküste zu erreichen hoffte. Wie uns die Zwettler Chronik berichtet, fand Richard in einer Herberge zu Erdberg, nach dem Briefe Kaiser Heinrichs VI. an König Philipp August von Frankreich (28. Dezember 1192) in dem ärmlichen Hause eines Wien benachbarten Maierhofes (juxta Wiennam in villa viciniori in domo despecta) ein Unterkommen, wo ihn die Wächter des Herzogs gefangen nahmen. Nach einer älteren Ueberlieferung erkannte den König ein herzoglicher Diener an seinem Ringe in dem Augenblicke, als er in der Küche des herzoglichen Hofes ein Huhn am Bratspieße drehte, und in neuester Zeit knüpfte man an diese Sage noch die Erfindung, daß das Rüdenhaus in Erdberg (Dietrichgasse 16) jener Hof sei, wo die Gefangennehmung stattfand.

Dem österreichischen Herzoge erwuchsen aus diesem Vorfalle nicht geringe Verlegenheiten. Um sich so rasch wie möglich des Gefangenen zu entledigen, führte er ihn persönlich nach Regensburg zum Kaiser. Da er sich aber, wie es scheint, über die Bedingungen der Auslieferung nicht einigen konnte, so setzte er ihn auf der seinem Ministerialen Albero v. Khuenring gehörigen Veste Dürrenstein an der Donau mit aller gebührenden Rücksicht auf seinen hohen Rang in Haft. Erst nach zwei Monaten (23. März 1193) kam Leopold in die Lage, seinen Gefangenen gegen Zusicherung von 20000 Mark Silber und Stellung von sieben Geißeln Kaiser Heinrich VI. übergeben zu können, von welchem der König am 4. Februar 1194 nach Zusicherung aller Forderungen entlassen wurde.

Aller Zorn über die erlittenen Demüthigungen traf den Herzog. Es wurde ihm der Vorwurf gemacht, daß er Richard wie einen Farren oder Esel an den Kaiser verkauft hatte, und der Papst hielt es für angemessen, von Leopold die Auslieferung der Geißeln und Rückerstattung des bedungenen Lösegeldes zu fordern. Er belegte Oesterreich mit dem Interdikte und da im Lande in Folge der vorausgegangenen Ueberschwemmungen eine große Hungersnoth ausgebrochen war, so blieb der Bannstrahl des Papstes nicht ohne tiefere Wirkung auf die Gemüther. Wie frommen Sinnes aber auch Leopold war, so ließ er sich dadurch im Bewußtsein seines Rechtes nicht einschüchtern, und er bedrohte Richard mit dem Tode der Geißeln, wenn er meineidig den Vertrag nicht erfüllen würde. Jans von Wien erzählt in seinem Fürstenbuche, daß

Leopold das Lösegeld zur Befestigung Wiens und anderer österreichischer Städte verwendet, die Geißeln zur Ausfüllung des alten Stadtgrabens verhalten habe. Selbst als er bald darauf schwer krank darniederlag, änderte er nicht seine Haltung und starb, bevor der Streit geschlichtet war, an der Amputation eines Fußes, am 31. Dezember 1194 zu Gratz; seine Leiche wurde seinem Wunsche gemäß nach Heiligenkreuz übertragen. Sterbend hatte Leopold verfügt, daß Friedrich, sein älterer Sohn, in Oesterreich, Leopold der jüngere in Steiermark folge. Auf den Burgen des Adels wie in den Städten der Bürger beklagte man tief den Tod dieses geliebten Fürsten. „Was bedarf ich der Sonnenwonne," sang Reimar, die Nachtigall von Hagenau, „seit aller Freuden Herre Liupold in der Erde liegt, den ich nicht einen Tag traurig sah. Es hat die Welt an ihm verloren, daß ihr nie an einem Manne solcher Schade geschah. Sei ihm gnädig Herre Gott, denn ein tugendhafterer Gast kam in dein Ingesinde nicht."

Traurige Tage brachen nach dem Tode des ritterlichen Leopold über Wien und Oesterreich an. Schon die große Ueberschwemmung des Jahres 1194, deren verheerende Gewalt bei Klosterneuburg Menschen mit ihren Häusern wegspülte, hatte in den Niederungen längs der Donau Aecker und Gärten so beschädigt, daß im darauffolgenden Jahre alle Feld- und Obstfrüchte mißriethen. Im Jahre 1195 zog ein dichter Heuschreckenschwarm, von Osten kommend, über das Land, so dicht, daß er die Sonne verfinsterte und das Marchfeld sowie die Gegend bei Wien wie in einen Nebel einhüllte. Auch diese Landplage hatte unermeßlichen Schaden bereitet. Dazu kam, daß im Jahre 1195 der Mißwachs sich nicht nur auf das Donaugebiet, sondern in Folge ungünstiger Witterungsverhältnisse über ganz Deutschland und Ungarn erstreckte, wodurch die Zufuhren an Lebensmitteln ausblieben, und der Mißwachs auch im Jahre 1196 anhielt. Nicht genug damit, so brach im Jahre 1197 eine verheerende Seuche unter Menschen und Thieren aus, welche die Kreuzfahrer aus dem Oriente eingeschleppt hatten. Alle diese sich hart auf dem Fuße folgenden Unglücksfälle löften alle Bande der gesellschaftlichen Ordnung. Der Adel, welcher, auf seinen Burgen und Höfen sitzend, nur von dem Ertrage der Giebigkeiten seiner Unterthanen lebte, glaubte berechtigt zu sein, das Land zu brandschatzen. Gierigen Wölfen gleich, erzählt eine alte Chronik, fielen die Ritter an allen Orten über das schutzlose Volk her. Da gab es keinen Damm mehr gegen die wild fluthende Zügellosigkeit. „Untreu hält Hof und Leute, Gewalt fährt aus auf Beute, so Fried als Recht sind todeswund" singt Walther von der Vogelweide voll tiefen Unmuths über die trostlosen Zustände seines Vaterlandes. Wie tief Wien von all diesen Ereignissen berührt wurde, darüber besitzen wir zwar keine Nachrichten, aber es läßt sich leicht ermessen, welch tiefe Wunden auch sie dem Wohlstande und dem Frieden unserer Stadt schlugen.

Als ob der neue Herzog, Friedrich I., das tausendfache Elend beschwören wollte, beschloß er an dem neuen, von Papst Cölestin gepredigten Kreuzzuge Theil zu nehmen. Verschiedene Umstände verzögerten die Ausführung des Planes. Im Jahre 1197 endlich brachen die deutschen Fürsten von Sizilien aus, dem gemeinsamen Sammelpunkte, zum Zuge auf, der leider ein klägliches Ende nahm. Friedrich sollte sein Land nicht mehr erblicken, indem er, von einer schweren Krankheit ergriffen, in Palästina (16. April 1198) starb.

Friedrich hatte schon bei seinem Aufbruche in das heilige Land seinen Bruder Leopold zum Regenten über Oesterreich eingesetzt. Als die Nachricht von dem Tode des Herzogs eintraf, erwirkte Herzog Leopold VII. von Philipp, der nach dem Tode Heinrich VI. am 8. September 1198 von der stauffischen Partei zum Könige gekrönt worden war, rasch die Belehnung mit Oesterreich, so daß die Vereinigung mit der Steiermark wieder hergestellt war. Der Tradition seines Hauses getreu, blieb auch Leopold VII. ein warmer Freund der Hohenstauffen — ja gerade in den Tagen der größten Gefahr, der durch eine zwiespaltige Königswahl hervorgerufenen traurigen Zerklüftung Deutschlands, vertraten die Babenberger mit aller Energie die Interessen der Stauffen. Umgeben von welfisch gesinnten Gegnern, den Königen von Böhmen und Ungarn, aufgefordert von Papst Innocenz III., davon abzulassen, bedroht im eigenen Lande durch feindliche Einfälle, hielt Leopold unerschüttert an Philipp, und nahm mit stattlicher Macht an allen Feldzügen des Königs gegen die Welfen Theil.

Wie hätte aber Leopold so furchtlos allen aus seiner entschiedenen Parteinahme für die Stauffen erwachsenen Gefahren entgegentreten können, wenn ihm nicht die Liebe seines Volkes einen festen Rückhalt geboten hätte! Leopold VII., von der Nachwelt „der Glorreiche" genannt, stand noch in einem sehr jugendlichen Alter, als er 1198 die Regierung der vereinigten Lande Oesterreich und Steiermark antrat. Von überaus anmuthiger Gestalt, mit einem hellen, durch eine vortreffliche Bildung geschulten Geiste ausgestattet, von festem aber milden Charakter und einem sehr leutseligen Benehmen, begrüßte das ganze Land seinen Regierungsantritt mit inniger Freude, als hätten die Menschen geahnt, daß nach den Jahren bitterer Noth, nach rauhen eisigen Winternächten ein warmer sonniger Frühling anbrechen werde.

Galt der Vater für den Stolz und die Blume des Ritterthums, den Freund und Liebling der Dichter, so wurde sein Sohn als der Schirm und Schutz des noch in zarter Blüte stehenden Bürgerthums gefeiert. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß nicht auch Leopold den schönen Künsten freundlich gesinnt war, wie sein Vater. Wenn glänzende Feste in der Herzogenburg gefeiert, Turniere der Ritter, Wettkämpfe zwischen Minnesängern abgehalten wurden, schüttete er das Füllhorn seiner Freigebigkeit bis auf die Neige aus, und wie

die poetische Sage vom Sängerkrieg auf der Wartburg bezeugt, war der Wiener Hof nächst jenem des Markgrafen von Thüringen in Deutschland am meisten gefeiert. Dabei behielt aber Leopold in allen seinen Handlungen auch ein offenes, scharfes Auge für andere Erscheinungen seiner Zeit. So entging ihm nicht, daß das Ritterthum nebst seinem idealen Sinne für Frauendienst und Waffenspiele schon damals auch rauhere, ihm als Landesherrn wenig zusagende Eigenschaften zu entwickeln begann. Bei seinem entschiedenen Streben zur Stärkung der Landeshoheit mußte es ihm mißfallen, daß Manche noch immer ihre Reichsunmittelbarkeit betonten und wider den Willen des Herzogs einen schweren Druck auf ihre Unterthanen ausübten. Selbst seine Dienstleute zeigten sich in Erfüllung ihrer Lehenspflicht widerspänstig, zu Akten der Willkür und brutalen Gewalt gegen die Bürger und Grundbesitzer des flachen Landes geneigt. Ebenso nahmen Stifte und Klöster fort die volle Verfügung über ihre Grundholden in Anspruch und beschränkten durch die immer größere Ausbreitung des Besitzes seine Machtsphäre. Bei diesem fortgesetzten Kampfe auf dem Boden der realen Lebensverhältnisse entging es Leopold nicht, daß ihm die Bürger der Städte allein die Kraft geben konnten, die Landeshoheit zu schützen. Auf seinen Zügen nach Italien, am Rhein, am Neckar und Main, ja selbst oben an der Donau, sah er eine Reihe von bischöflichen und Reichsstädten in vorgeschrittener Blüte, deren Bürger, mächtig und angesehen, den Stauffen wichtige Dienste leisteten; er machte die Erfahrung, welch reiche Hilfsquellen anderen Fürsten aus dem Wohlstande der Städte erwuchsen, wie tief Handel und Gewerbe in den Wohlstand des ganzen Landes eingriffen, und so hatte ihm sein durchdringender Verstand, sein warmes Herz, sein rechtlicher „tugendhafter“ Sinn das rüstige Weiterschreiten auf jener Bahn vorgezeichnet, die schon sein Großvater Jasomirgott erfolgreich betrat.

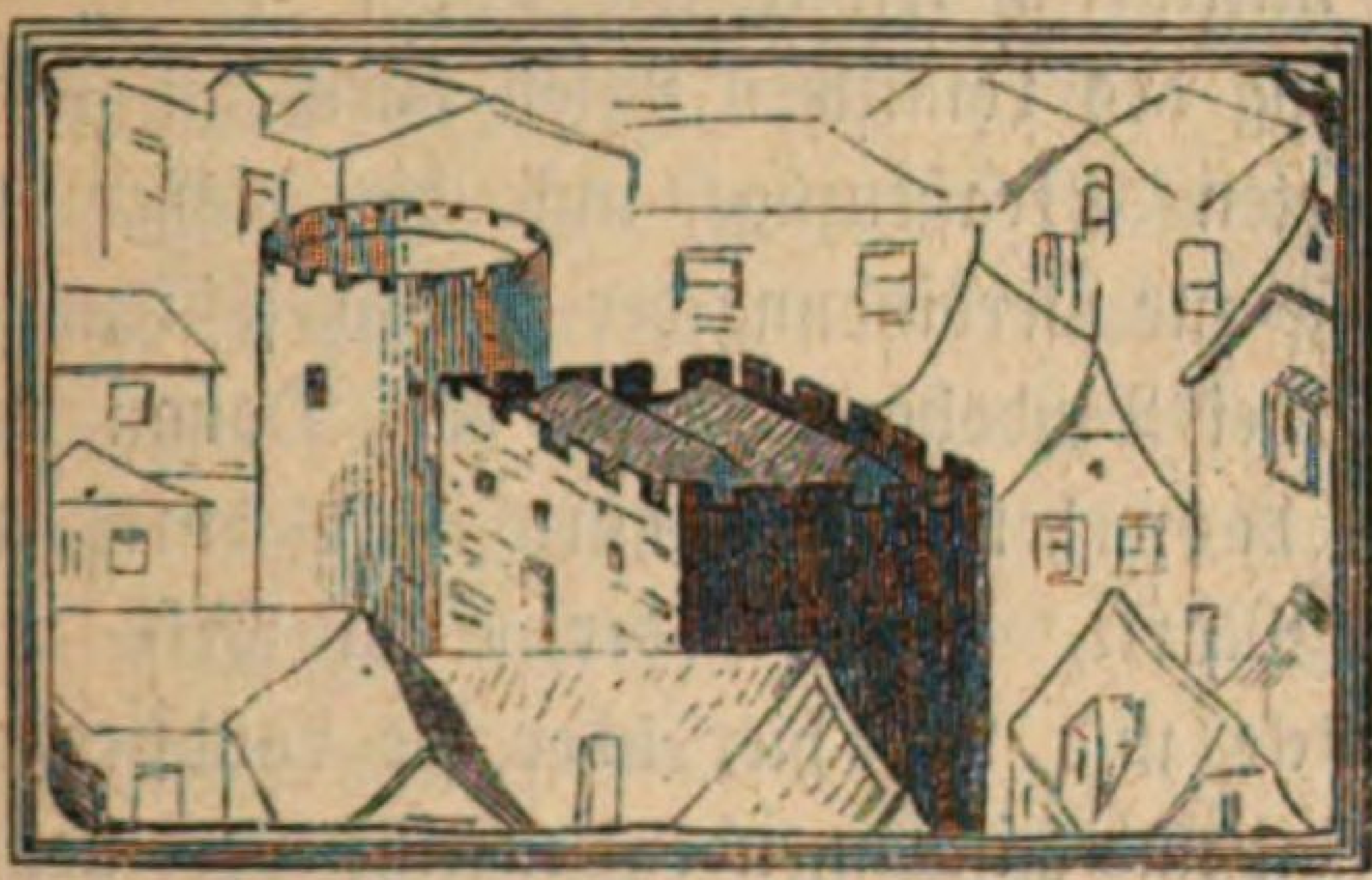
Dieser Grundzug der Regierung Leopold VII. spricht sich am klarsten in seinem Verhältniß zu den Wienern aus, wovon uns der Chronist Jans ein lebendiges anschauliches Bild entwirft. Jans lebte in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts und stand mithin den Ereignissen aus der Zeit Leopolds nahe. Manche seiner Zeitgenossen mögen noch die glücklichen Tage Leopolds erlebt und ihm unmittelbar Zeugniß von dem damals herrschenden Geiste abgelegt haben. Gegenüber der bewegten, zum Theile trüben Epoche, in der Jans gelebt, würdigten die Bürger Wiens erst recht den Werth und die Bedeutung Leopolds, so wie uns erst der hohe, menschenfreundliche Geist Kaiser Josef II. vollkommen klar wurde. So macht wohl das Bild, das uns der Chronist entwirft, nicht den Eindruck strenger historischer Treue, aber man fühlt heraus, daß seinen Erzählungen und Gesprächen Thatsachen zu Grunde liegen; es bekundet die Erkenntniß, zu der die Bürger unter an-

deren, minder günstigen Verhältnissen über die segensreichen Bestrebungen Leopolds gelangt waren.

Zu der Zeit Leopold des Glorreichen war einer der ausgezeichnetsten Bürger Wiens Dietrich. Er saß im Rathe des Herzogs, bekleidete wiederholt das Amt eines Stadtrichters und Münzmeisters, und hatte einen bedeutenden Grundbesitz, so namentlich einen großen Maierhof sammt Aeckern und Weingärten in Zaismannsbrunn (der früheren Vorstadt St. Ulrich), wo er auch im Jahre 1200 auf seine Kosten eine Kirche zu Ehren des h. Ulrich bauen ließ. In seinem Hause, gegenüber der Kirche Maria am Gestade, hielt der Herzog häufig Gerichtstage ab, und stellte eine Reihe wichtiger Urkunden aus. Eines Tages sandte Leopold, wie Jans erzählt, zu dem „unmassen reichen" Dietrich und sprach zu ihm: „Ich bin der Stadt mit Treue hold, und auch die Bürger sind mir nicht gleichgiltig. Ich will sie dazu bringen, mir etliche Dienstleute (Ministeriale) zu bezwingen. Wer mir nicht will unterthan sein, wer sich mir widersetzet, muß geschädigt werden. Ich mache sie (die Bürger), dies sollen sie wissen, reich an Ehren und Gut." Darauf erwiderte Dietrich: „Eurer Vortrefflichkeit ist nichts zu vergleichen. In der Stadt ist mancher Mann, der jetzt viel erwerben kann, wenn ihr ihm zu Liebe euer Vermögen herleihet." „Nehmt mein Gold und Silber", sprach der Herzog, „ich will den Kaufleuten 30000 Mark leihen, damit sie des Nützlichen genug haben. Sag Allen, die arbeiten können, wie sehr ich ihnen mein Gut gönne; es ist bei ihnen so wohl bewahrt, als wäre es in meiner Kammer versperrt, und bringt so viele Zinsen wie eine gute Steuer." Wie der Herzog sprach, so geschah es; er lieh den Bürgern seinen Schatz, und sie verdankten ihm, daß sie von ihrer Armuth befreit wurden.

Kurze Zeit nach diesem Vorgange ritt Leopold in die Stadt, um hier fröhliche Weihnachten zu halten. Die Bürger, voll Dankbarkeit gegen ihren so wohlwollenden jungen Fürsten, bereiteten ihm große Ehren und boten ihm Geschenke in großer Zahl. Die kleinen und großen Hausgenossen (Münzer und Goldschmiede) übergaben ihm lange breite silberne Borten, silberne Becher, Ringe mit Edelsteinen besetzt und goldene Spangen; die Kaufleute ihre kostbarsten Kleider, grünen, braunen und blauen Scharlach, und zur reichen Kleidung die Wiltwerker (Kürschner) Hermeline; die Krämer seidene Gewänder, Gewürze und Zendal. Die Fleischer führten ihm mehr als dreißig Rinder, die Bäcker trugen Kipfel und Flecken von so weißem Mehl vor, daß Hermelin und Schnee nicht weißer sein könnten. Gerührt von diesem festlichen Empfange sprach Leopold: „Ihr habt mich wohl geehrt, wofür ich euch immer dankbar bleiben werde. Sagt mir, was Euch Allen, Arm und Reich, gleich vom Nutzen ist." Da gingen die Bürger und beriethen sich mit dem Weisesten unter ihnen über den Gegenstand ihrer Bitte. Seinem Rathe folgend,

der mittlere hart an der Donau gelegene Hügel, worauf heute der älteste Theil der inneren Stadt liegt, sicher von den Römern zur Anlage eines Kastells benützt wurde. Es bildete ein Glied jener Kette von Befestigungswerken, aus denen die Donaulimes zusammengesetzt war. An der Stirnseite des Kastells erhob sich der Beobachtungsthurm, von dem aus die Bewegungen des Feindes in der unmittelbaren Nähe des Kastells beobachtet werden konnten.



Für diesen Thurm gab es keinen günstigeren Standort als den Flächenraum des Hauses (Orient.) Nr. 1 am Ruprechtsplatz, den äußersten Vorsprung gegen den Donauarm. Ein Ueberrest dieses durch seinen quadratischen Grundriß charakterisirten römischen Wartthurmes stand noch am Schlusse des XVI. Jahrhunderts auf dem Flächenraume des erwähnten Hauses.

Alle diese kleineren, einen Bestandtheil des Grenzwalls bildenden Castelle und Thürme waren, insolange sich die Römer an der Donau in der activen Defensive hielten, das heißt den Zweck verfolgten, hinter den Grenzbefestigungen ihre Heere in concentrirter Bereitschaft aufzustellen, um aus denselben zeitweilig auf das jenseitige Ufer zur Verfolgung des Feindes bis in's Innere seines Landes hervorzubrechen, nur zur Aufnahme militärischer Beobachtungsposten bestimmt. In dieser Eigenschaft konnten sie keine selbstständige Stellung einnehmen, mithin nicht ohne Deckung durch einen größeren Waffenplatz bestehen, in welchen sie sich im Falle der Noth zurückziehen oder von dem aus sie sich mit Verstärkungen an Truppen und Proviant versorgen konnten.

Betrachtet man nun die Stromlinie in ihrer ganzen Ausdehnung von Klosterneuburg bis Petronell, innerhalb welcher aufwärts von Vindobona bei Klosterneuburg, und abwärts bei Simmering (Villagai), Klein-Schwechat (Alanova) und Fischamend (Aequinoctium) Grenzkastelle standen, so gab es keinen militärisch geeigneteren Punct, von dem aus diese Kastelle beobachtet und mit denen durch telegraphische Signale verkehrt werden konnte, als die Gegend des heutigen Belvedere. Nur von dieser das ganze Wiener Becken beherrschenden Anhöhe war es möglich die Bewegungen des Feindes tief in das Marchfeld hinein zu beobachten, und eine nicht gefährdete Verbindung mit der Hauptstadt des römischen Oberpannonien, mit Karnuntum und Scarabantia (Oedenburg), dem Knotenpuncte der römischen, nach der mittleren Donau hinführenden Heeresstraßen zu unterhalten. Auf dem Belvedere haben wir daher auch das Standlager (castrum) zu suchen; hier breiteten

sich die römischen Legionen aus, denen die Aufgabe zugefallen war, die Grenzkastelle auf der Linie von Klosterneuburg bis Fischamend in Kriegszeiten zu decken, hier war der Ansammlungspunct der Truppen, wenn es galt aus dem Grenzwalle auf das jenseitige Ufer hervorzubrechen. Das Lager auf dem Belvedere, durch Gräben und Erdwälle befestigt, und im Innern mit leichten Bauten zur Unterbringung der Soldaten versehen, bildete in der ersten Epoche des Römerthums den militärisch wichtigsten Punct*).

Unterstützt wird diese Entwicklung des römischen Wien durch die später je nach den Bedürfnissen ausgebildeten Straßenzüge und die bisher gemachten Funde. Die Reichshauptstraße zur Verbindung der Grenzbefestigungen lag am Grenzwalle selbst. Sie lief bei Vindobona längs der Donau von Klosterneuburg über Döbling und das ehemalige Thurybrückl durch die Wipplingerstraße über den hohen Markt, zwischen der Sonnenfels- und Bäckerstraße über die Stubenthorbrücke und von hier über die Landstraßer-Hauptstraße nach Simmering, Schwechat und Fischamend. Um eine Verbindung der Grenzkastelle mit den Waffenplätzen im Innern des Landes herzustellen, führten von Baden (Aquae) und Oedenburg (Scarabantia) zwei Straßen nach Vindobona, welche sich unmittelbar hinter der Anhöhe des Belvedere vereinigten. Würde nun dieser Punkt nicht militärisch besetzt gewesen sein, so lag gar kein Grund vor, daß der vereinigte Straßenzug sich dort spaltete und die Belvederehöhe einfassend in doppelten Abzweigungen sich gegen die Donau fortsetzte. Die eine Straße ging parallel mit der heutigen Schmöllerl- und Alleegasse in gerader Linie durch die Herrengasse auf die Währingerstraße zu, und vereinigte sich dort mit der Reichshauptstraße; der zweite Zug nahm seinen Lauf durch die Fasan- und Ungergasse, übersetzte an einem heute nicht mehr bestimmbaren Puncte den Donauarm und führte über Florisdorf ins Marchfeld und von dort nach Böhmen. Diese Hauptstraßenzüge wurden bei Vindobona noch durch andere Straßen zur Erleichterung des Verkehrs verbunden. So zweigte von der früheren Mondscheinbrücke (im Mittelalter Heubrückl genannt) eine Straße ab, welche durch die Riemerstraße ihren Lauf gegen den Donauarm nahm und sich mit der daselbst aus dem Kastell durch die Seitenstettergasse herabführenden Straße vereinigte. Von

---

*) Diese Ausführung über die Anlage des römischen Vindobona unterscheidet sich von den bisherigen Darstellungen insbesonders von der Auffassung des Dr. Fr. Kenner in seiner übrigens sehr belehrenden archäologischen Untersuchung „Vindobona" (Berichte des Wr. Alt. Ver. IX., 151—198). Erstere beruht auf Studien Sr. Exzellenz des Herrn Feldzeugmeisters Franz Ritter v. Hauslab, welcher sich durch eine lange Reihe von Jahren mit dieser Frage beschäftigte. Er gestattete mir seine sämmtlichen, leider noch nicht veröffentlichten, Studien über die Anlage und Erweiterung Wien's von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart zu benützen und war auch so freundlich mir den diesem Werke beigelegten Situationsplan zur Verfügung zu stellen.

wandten sie sich mit folgenden Worten an den Herzog: „Wenn Ihr uns eine Gnade gewähren wollet, so bitten wir: Verkündigt in allen Märkten und Städten, daß die Ritter uns bezahlen, was sie uns von eurem Gelde schuldig sind.“ Als Leopold in ihre Briefe Einsicht genommen und sich von der Gerechtigkeit ihrer Forderungen überzeugt, gab er allen Gerichten im Lande Befehl, die Forderungen der Bürger an seine Lehensträger mit aller Strenge einzutreiben.

Aber nicht blos in solchen Zügen, wie sie sich im Herzen einer späteren Generation eingeprägt, auch in den Zeugnissen von Zeitgenossen bricht sich die Begeisterung für die edle Erscheinung des Herzogs Bahn. Im Jahre 1203 feierte Leopold in Wien seine Vermälung mit der griechischen Prinzessin Theodora. Eine glänzende Versammlung, darunter König Philipp mit mehreren Reichsfürsten, die ersten und angesehensten Bürger der Stadt wohnten dem Feste bei. Walter von der Vogelweide, wiewohl er vor wenigen Jahren den Ort verließ, wo er seine Jugend verlebt, seine schönsten, freudevollsten Tage zugebracht hatte, weil er nicht Leopolds Gunst besaß, war von dem stauffischen Hofe doch nach Wien geeilt, um Zeuge der herrlichen Feste zu sein. Wie rühmt er nicht trotz der erlittenen Kränkungen die Freigebigkeit des Fürsten, der nach der Sitte jener Zeit Gold, Silber und Gewänder schenkte, als wären sie gefunden, den nach Lohn verlangenden Spielleuten und Sängern Pferde sammt den Futtersäcken gibt, als ob sie Lämmer wären, und ihre Schulden in den Herbergen bezahlte. „Daz war,“ meint Walter, „ein minneclicher rat“ (ein liebevoller Entschluß). Zwanzig Jahre später wird in Wien ein ähnliches, eben so glänzendes Fest abgehalten. Leopold vermälte seine Tochter Agnes mit Bernhard von Sachsen. Hier ist es Ulrich von Liechtenstein, im Lenz seiner von Lust und Frohsinn überströmenden Jugend stehend, der uns ein Bild der prachtvollen Hochzeit entwirft. An dritthalbhundert junge Edelleute empfingen den Ritterschlag; an tausend Grafen und Dienstmannen gab der Herzog Gold, Silber, Pferde und Kleider, an fünftausend Ritter saßen an der gastlichen Tafel, nahmen an den Tänzen und Ritterspielen Theil. Bei diesem Feste sah er auch seine Herrin, in deren Dienst er seine Knabenjahre verlebt, der er seine Ritterschaft zu widmen gedachte, ohne aber ein Wort mit ihr gesprochen zu haben.

Wenn wir nach dem Grunde dieses Verhältnisses zwischen dem Herzoge und den Wienern forschen, so lag er wohl zunächst in den von Ersterem neu eröffneten Quellen des Wohlstandes, in seinen zur Hebung der Hauptstadt unternommenen Schritten. Leopold war es, welcher den Wienern zuerst Niederlagsrechte gegenüber fremden Kaufleuten gewährte und den oberdeutschen Donaustädten den Weg nach Ungarn versperrte, welcher den Markt von Haimburg nach Wien verlegte und den grundbesitzenden Bürgern in einem besonderen Stadtrechte ihre Privilegien bestätigte.

Lebhaft beschäftigten auch Leopold die Beziehungen seines Landes zum Passauer Bisthume. Letzteres übte dadurch, daß es die kirchliche Jurisdiktion über die ganze Ostmark besaß, einen bedeutenden Einfluß; insbesondere sagte es dem Herzoge nicht zu, daß Passau die pfarrlichen Rechte über den größten Theil seiner Residenz ausübte, und dadurch der Ausübung seiner Landeshoheit engere Schranken zog, zudem als das Bisthum ihm später selbst das Recht der landesherrlichen Obervogtei über St. Stephan bestritt. Unter dem Vorwande, daß die große Ausdehnung des österreichischen Theiles der Diözese die pfarrliche Seelsorge beeinträchtige, bat Leopold im Jahre 1206—1207 Papst Innocenz III., für das Herzogthum Oesterreich einen eigenen Bischof aufzustellen mit dem Sitze in Wien, einer Stadt, welche, wie er bemerkt, nach Köln eine der bedeutendsten Städte Deutschlands, an einem angenehmen Fluße gelegen und von Bürgern stark bevölkert sei. Um die Rechte des Bischofs von Passau nicht zu beeinträchtigen, sollte die Grenze der neuen Diözese nur den dritten oder vierten Theil des Landes (etwa das Viertel unter dem Wiener Walde) umfassen. Der Herzog und die Gemeinde der Stadt Wien wollten zusammen aus ihrem Vermögen dem neuen Bisthum 1000 Mark jährlicher Einkünfte überlassen. Zum Sitze des Bischofs wurde das Schottenkloster bestimmt gegen Entschädigung und anderweitige Unterbringung der schottischen Mönche. Ungeachtet Papst Innocenz III. dem Plane des Herzogs nicht abgeneigt war, zerschlugen sich die Verhandlungen an dem Widerstande des Bischofs Manegold und führten auch unter Herzog Friedrich II. (dem Streitbaren), der sie neuerdings aufnahm, zu keinem günstigeren Ergebnisse. Von diesem Gesichtspunkte aus hatte die Gründung der Hofpfarrkirche St. Michael im Jahre 1221 eine gewisse Bedeutung, weil dadurch der Ausbreitung der Pfarre St. Stephan Schranken gesetzt wurden.

Der letzte politische Akt Herzogs Leopold VII. war seine Vermittlung zwischen Kaiser Friedrich II. und Papst Gregor IX. Ohne aber den endlichen Friedensschluß zu erreichen, starb Ersterer zu San Germano (28. Juli 1230) und wurde in dem berühmten Kloster Monte Cassino begraben. Seine Gebeine hatte man ausgesotten und nach dem von ihm (1201—1206) gestifteten Cisterzienser Kloster Lilienfeld zur Bestattung gebracht. Mit lebhaftestem Mitgefühle strömten aus allen Städten und Märkten die Leute herbei, um den sterblichen Ueberresten des geliebten Fürsten das letzte Geleite zu geben. Solcher Klage, schreibt Jans, gab es noch nie in Oesterreich. Am lautesten klagten die Wiener. „Wer befreit uns von den Dienstmannen, wer singet uns nun vor auf dem Chor, als er oft gethan, wer stiftet uns nun Raien im Herbst und im Maien, wer leiht uns Silber und Gold, wer ist uns mit Treue hold; wer schafft uns nun guten Frieden, wer bestraft die Räuber und alle ungerechten Leute, wer freit so die Städte, als er gern gethan.“

Von seinen drei Söhnen, die ihm Theodora gebar, überlebte den Herzog nur der jüngste, Friedrich II. der Streitbare genannt. Wie sein Vater, übernahm auch Friedrich II. noch in sehr jugendlichem Alter die Regierung und empfing gleichfalls erst zwei Jahre nach seinem Regierungsantritte (2. Februar 1232) in der Schottenkirche die Ritterwürde. Ungeachtet des Alters von 19 Jahren war der Herzog schon zum dritten Male und zwar mit Agnes, Tochter des Herzogs Otto I. von Meran, vermält; seine erste Gemalin, Gertrud von Braunschweig, starb nach einjähriger Ehe im Jahre 1226; seine zweite Gemalin, Sophia, Tochter des griechischen Kaisers Theodor Lascaris und Schwester von Bela's Gemalin Maria, hatte er im Jahre 1229 verstoßen. Trat uns Leopold in einer Erscheinung voll ungetrübten Glanzes entgegen, blieb sein Schild hell und blank, ohne den Hauch eines Makels bis an sein Lebensende, so ist der Charakter seines Sohnes nicht frei von schwer zu lösenden inneren Widersprüchen. Insbesondere ist es schwierig, den Schlüssel zu der auffallenden Stellung der Wiener gegenüber dem Herzoge, dem Sohne ihres innig verehrten Fürsten, aufzufinden. Dichtung und Wahrheit fließen hier wie Farben auf einem Bilde ineinander, und lassen uns nicht erkennen, wie viel Friedrich verschuldet, daß nun über Oesterreich zum ersten Male die Schrecken eines Bürgerkrieges hereinbrachen.

Kaum hatte Friedrich das Erbe seiner Väter angetreten, so begann eine sehr unruhige Zeit. Unter dem Adel gab es zahlreiche Mißvergnügte, welche sich durch den Machtzuwachs des Bürgerstandes in ihren Rechten und Einkünften bedroht fühlten. An der Spitze der Mißvergnügten stand Heinrich von Kuenring, der oberste Landmarschall, dem man schon zur Zeit Leopolds zur Last gelegt, daß er seine Stellung eigennützig ausgebeutet hatte. Er und sein Bruder bemächtigten sich des herzoglichen Schatzes in der Wiener Burg und flüchteten sich nach Zwettl, wo sie sich verschanzten und das ganze jenseits der Donau gelegene Land von ihren Schlössern aus beunruhigten. Während Friedrich damit beschäftigt war, sich der beiden Chuenringe zu bemächtigen, was ihm nach einer späteren Chronik durch List gelang, wurde er in den großen Streit zwischen Kaiser Friedrich II. und seinem Sohne Heinrich verwickelt. Des Kaisers langjährige Abwesenheit in Deutschland, sein gewaltthätiger, phantastischer Charakter, die Politik der Päpste, welche schon in der zarten Jugend des Sohnes den Haß gegen den Vater großgezogen, und die am Wormser Reichstage (1231) gereiften Pläne der deutschen Territorialfürsten, an die Stelle der Monarchie einen Bundesstaat zu setzen, hatten für Heinrich VII. eine große mächtige Partei geschaffen. Auch Friedrich II., damals einer der bedeutendsten deutschen Fürsten, gehörte dieser Partei an, ungeachtet ihm Heinrich VII. anfangs feindlich gegenüberstand weil Ersterer ihm die Mitgift seiner Frau, Margaretha von Oesterreich, nicht ausfolgen wollte.

Zweimal erließ der Kaiser an den Herzog die Aufforderung, vor ihm zu erscheinen und den Lehenseid zu leisten, aber trotzig verweigerte er stets sein Erscheinen und ließ sich in Begleitung anderer Fürsten zu diesem Schritte erst im Sommer 1232 in Pordenone herbei, wo der Kaiser im Schlosse des Herzogs einen Hoftag abhielt.

Zurückgekehrt von dieser Reise, die keinen anderen Erfolg gehabt, als daß sich beide Friedrich noch abgeneigter wie früher gegenüberstanden, wurde er in einen Krieg mit Böhmen und Ungarn verwickelt. Die Fürsten beider Länder verfolgten den Zweck, den Herzog aus Oesterreich und Steiermark zu vertreiben (1233). König Wenzel I. wollte sein Reich vom Norden her bis an die Donau erstrecken, der zweite über die Leitha vordringen, wo noch immer die Grenzstreitigkeiten nicht geschlichtet waren. In dieser bedenklichen Lage zeigte Friedrich großen Muth und rasches entschlossenes Handeln. Ende Juni 1233 rückte Friedrich gegen die für unbezwingbar geltende Grenzfeste Bötau und eroberte sie, worauf sich ihm noch andere feste Plätze ergaben. König Wenzel, angeblich eingeschüchtert durch die Größe des Heeres, zog sich zurück, ohne einen entscheidenden Schlag zu wagen und ließ seinen ungarischen Bundesgenossen im Stich. Um die Zeit des Festes Allerheiligen eröffnete König Andreas den Krieg. Er rückte, durch Feuer und Plünderung mehrere Orte verwüstend, bis Höflein und Theben vor. In der von Truppen entblößten Steiermark stellte sich den Ungarn zwar ein von Edelleuten geführter Landsturm entgegen, dem aber durch einen Hinterhalt der Ungarn eine volle Niederlage beigebracht wurde. Da erschien, kaum genesen von einer Krankheit, Friedrich mit seinem Heere und schlug die Ungarn an der Leitha so nachdrücklich, daß diese den Frieden anboten. Andreas, durch die Unverläßlichkeit des böhmischen Königs bloß gestellt, schloß mit Friedrich ein Freundschaftsbündniß und folgte ihm nicht nur in die Neustadt, sondern lud ihn auch ein, nach Ungarn zu kommen. Welche Haltung Wien in dieser Lage einnahm, darüber schweigen die Chronisten. Wenn wir aber den Umstand in Betracht ziehen, daß Friedrich den ungarischen König nicht nach Wien sondern nach Neustadt führte, um dort das Versöhnungsfest zu feiern und daß Ersterer gleich in dem darauffolgenden Jahre das Beilager seiner Schwester Konstantia mit dem Markgrafen von Meißen — ein Fest, dem die Könige von Ungarn und Böhmen, der Markgraf von Mähren, die Herzoge von Sachsen und Kärnten, die Bischöfe von Passau, Freising und Salzburg beiwohnten — wegen verdächtiger Treue der Wiener, wie ein allerdings nur vereinzelt dastehender Chronist bemerkt, gleichfalls nicht in Wien sondern auf freiem Felde bei Stadlau abhielt, so läßt sich wohl annehmen, daß schon damals zwischen Friedrich und den Bürgern Wiens sehr gespannte Beziehungen vorhanden waren.

Aber gleichsam, als hätte Friedrich ein verhängnißvoller Drang dazu getrieben, sich und seinem Lande keine Ruhe zu gönnen, die Blüten des Wohlstandes an allen Orten im Sturme zu vernichten, so hatte Friedrich zur selben Zeit, als er gegen die Ungarn im Felde stand, seinen Landeshauptmann von Oberösterreich, Erchanger von Wesen, beauftragt, in Baiern einzurücken. Es geschah dies zu dem Zwecke, die hochverrätherischen Pläne seines Bundesgenossen K. Heinrich VII. zu unterstützen, und Herzog Otto von Baiern, den entschiedensten Anhänger Kaiser Friedrich II., zu vertreiben.. Doch Friedrich begnügte sich nicht damit; seine Edelleute brandschatzten die in Oesterreich gelegenen Güter der Bischöfe von Passau und Freising, ja selbst einheimischer Klöster, wie jener von Melk und steigerten damit die Erbitterung der Gemüther im ganzen Lande.

Kaiser Friedrich II. entschloß sich endlich, den durch das feindliche Auftreten seines Sohnes hervorgerufenen verworrenen Rechtszuständen in Deutschland ein Ende zu machen. Er ließ im Juli 1235 zu Worms Heinrich VII. gefangen nehmen, zu ewiger Haft nach Apulien abführen, und hielt im darauffolgenden August zu Mainz den allgemeinen Reichshof zur Wiederherstellung der zerrütteten Rechtszustände ab. Auf dem Höhepunkte seiner Macht in Deutschland, hatte er nun drei Ziele vor sich: die Demüthigung der Lombarden, die Eroberung Oesterreichs und die Königswahl seines zweiten Sohnes Konrad.

Dreimal wurde Herzog Friedrich aufgefordert, auf dem Reichstage zu Augsburg zu erscheinen, um sich über seinen Ungehorsam und über andere Anklagen zu rechtfertigen; aber auf seine Macht bauend, trotzte er den an ihn ergangenen Vorladungen, als wäre schon die Zeit da, wo die einzelnen Landesfürsten über die kaiserliche Gewalt triumphiren durften. Da sprach der Kaiser im Juni 1236 zu Augsburg über Friedrich die Reichsacht aus und übertrug dem Könige von Böhmen und dem Herzoge von Baiern die Vollstreckung derselben, während er sich selbst nach Italien begab, um gegen die Lombarden den Krieg zu eröffnen. Im Herbst des Jahres 1236 drangen die Fürsten von mehreren Seiten, wie von Böhmen, Oberösterreich, Kärnten und Friaul in Oesterreich ein und bemächtigten sich ohne Anstrengung des ganzen Landes. Verlassen von den Edelleuten, den Bürgern der Städte und einem großen Theile seiner Soldaten, zog sich Herzog Friedrich zuerst nach Wien zurück. Bei der Weigerung der Stadt, sich seinetwegen den Gefahren einer Belagerung auszusetzen, wollte er Anfangs (Oktober 1236) in Mödling Schutz suchen. Doch auch dort fand er keine Sicherheit, und so eilte er in seine Veste Starhemberg, später (November 1236) nach Wiener-Neustadt, deren Bürger allein sich herbeiließen, an ihrem Landesfürsten unerschütterlich treu festzuhalten.

Auch Wien, die Hauptstadt des Landes kehrte seinem Herzoge in solch ernster, verzweifelter Lage den Rücken und nahm zum ersten Male eine entschiedene feindliche Parteistellung ein. Welcher Anlaß lag dazu vor? Gewiß war vor Allem von mächtiger Wirkung auf die Haltung der Wiener die Reichsacht des Kaisers, das Zusammenwirken der Fürsten, dieselbe in Vollzug zu setzen. Die Reichsacht hatte für jede Stadt, welche ihr verfiel, schlimme, fast empfindlichere Folgen, als der kirchliche Bannstrahl, weil sie tief in alle Privatverhältnisse eingriff. Und beruhte nur ein Theil der Anschuldigungen auf Wahrheit, womit der Kaiser in der den Wienern 1237 verliehenen Bulle die Acht rechtfertigte, „daß Friedrich die Trefflichkeit seiner Vorfahren abgethan, daß er seine Verwandten verfolgt, die Reichsehre verletzt, die Wohlhabenden geängstigt, die Armen gedrückt und Willkür für Recht geübt," so hatten die Wiener darunter sicher auch viel gelitten. Dazu kam aber, daß Friedrich in der That die Gereiztheit der Bürger theils durch Steuerdruck, theils durch sein etwas ausschweifendes, zu Liebesabenteuern stark geneigtes Leben heraufbeschwor. Eines Tages, erzählt Jans, kam der Herzog in der Absicht nach Wien, von den Bürgern eine tüchtige Steuer zu erheben. Darüber im Zweifel, wie er es anstellen solle, um die Reichen am meisten zu treffen, rieth ihm sein Schenkmeister, Wolfker von Parau, er (der Herzog) möge die angesehensten Bürger vor sich rufen und sie fragen, was sie zu leisten im Stande seien. Er (Wolfker) wolle in der Stube sich hinter einem Vorhange verstecken und dem Herzog immer in das Ohr raunen, was jeder Einzelne zu leisten im Stande sei. Friedrich ging auf diesen Vorschlag ein. Da wurde nun zuerst Schuttwürfel, ein reicher, nahe dem Passauer Hofe ansäßiger Bürger vorgerufen. „Herr", sprach Parau leise aus seinem Verstecke, „dieser Mann ist karg (geizig), der kann Euch geben wohl 100 Mark" und Schuttwürfel mußte die Summe trotz alles Widerstrebens bezahlen. Hierauf folgten zwei andere Bürger, die schlauer zu Werke gingen; der eine, Virdung, suchte durch einen wohl angebrachten Scherz den Herzog heiter zu stimmen, der andere, Konrad, erklärte in höchst loyaler Weise, Leib und Gut ihm zum Pfand geben zu wollen. Beide erreichten auch ihren Zweck; sie durften nur 60 Mark bezahlen.

Einst sah Friedrich in der Stadt eine Bürgersfrau, von deren Schönheit er bezaubert war. Wiederholt stellte er Versuche an, sie näher kennen zu lernen, aber jede Bitte ward ihm versagt; denn sie besaß nebst ihrer Schönheit, wie Jans bemerkt, auch der Ehre Schirm: Reinheit und keuschen Muth. Um an das Ziel seiner Wünsche zu gelangen, gab er ein Tanzfest in der alten Burg am Hof zu Ehren der schönen Brunhilde. Er lud Edelleute und Bürger mit ihren Frauen ein, die sich auch zahlreich und in größter Pracht einfanden. Während die Männer zechten, trat er einzelnen Frauen in einer

Weise nahe, welche Sitte und Anstand tief verletzten: er lockte Brunhilde heimlich in ein Gemach und bezwang sie wie ein von schlimmen Leidenschaften beherrschter Wüstling. Als die Bürger dies erfuhren, geriethen sie in furchtbare Aufregung. Angesichts der Schande, die ihnen widerfahren, wandten sie sich an den Rath, damit dem Herzoge die Stadt verwiesen werde; Andere wollten sich an seinem Leben vergreifen. Hierauf gingen vier Bürger zu dem Herzog, benachrichtigten ihn von der herrschenden Stimmung, und ließen ihn, da die Thore strenge von Bürgern bewacht wurden, insgeheim an einem Seile über die Stadtmauer herab. Solche im Volksmunde fortlebende Züge berechtigen wohl zur Annahme, daß die Wiener, durch ganz persönliche Gründe bestimmt, Ursache hatten, ihre Sache von jener Friedrichs zu trennen.

Nach einem bei Vicenza über die Lombarden errungenen Siege begab sich Kaiser Friedrich II. nach Oesterreich, um von dem Lande zu seines und des Reiches Handen Besitz zu ergreifen. In den ersten Tagen des J. 1237 kam der Kaiser nach Wien. Während der Herzog in Wiener-Neustadt eingeschlossen war, hielt der Kaiser, umgeben von einem glänzenden Gefolge, in dessen Residenz seinen feierlichen Einzug. Bereitwillig hatten die Wiener dem deutschen Reichsoberhaupte ihre Thore geöffnet, in der vollen Zuversicht, daß er sie gegen fernere Gewaltthaten schützen und das Wiederaufleben des gesunkenen Handels und Verkehrs begünstigen werde. Aber nicht blos die Bürger, auch zahlreiche Edelleute versicherten sich dessen Huld; die Klöster, wie die Schotten, deren Interessen eng mit jenen der Stadt verflochten waren, ließen sich eilig ihre Freiheiten und Rechte erneuern.

Die Bürger sahen sich in ihren Erwartungen nicht getäuscht. Auf das wüste Treiben der vergangenen Jahre folgten nun Tage der Freude und des Glückes. Der Glanz der Hoflager des Kaisers und des Königs von Böhmen, das Zu- und Abströmen zahlreicher und angesehener Fremden aus allen Theilen der Welt und der dadurch mächtig gehobene Verkehr rief ein buntes, geschäftiges Leben hervor. Mit stolzem Selbstgefühle sahen die Bürger, daß ihre Stadt der Mittelpunkt wichtiger politischer Aktionen geworden sei, sie genossen nun selbst die Vortheile jener deutschen Städte, die unmittelbar unter des Reiches Schutz und Schirm standen, und so mochte in ihnen wohl das Verlangen wachgerufen worden sein, sich dieser Vortheile dauernd zu versichern. Der Kaiser, der hier eine Reihe fröhlicher Feste verlebt, und von den Reichsfürsten auch die Zusage der Wahl seines Sohnes Konrad zum römisch-deutschen König erlangt hatte, erfüllte durch die berühmte goldene Bulle vom April 1237 die Wünsche der Bürger. Er erhob Wien zur freien Reichsstadt, begrenzte den Einfluß der Juden und erweiterte in mehreren wesentlichen Punkten die Rechte der Stadt, worunter wir nur den für seine antipäpstliche Haltung charakteristischen Artikel erwähnen, daß er die Schulen dem

bisherigen unbeschränkten Einflusse der Geistlichkeit entzog und sich die Ernennung des obersten Meisters vorbehielt. Bald nach Verkündigung seiner der Stadt eingeräumten wichtigen Rechte verließ der Kaiser die neue Reichsstadt und ließ Bischof Eckbert von Bamberg als Statthalter zurück.

Die Vorgänge der letzten Monate gingen an Herzog Friedrich nicht spurlos vorüber. Erschüttert durch den jähen Sturz von seiner Höhe brach sich seine edlere Natur Bahn, verlassen von seinen besten Freunden, bewährte er den Adel einer großen Seele, indem er unter der Wucht der Unglücksschläge nicht zusammenbrach, sondern stolz und muthig sein Haupt erhob. Er versammelte nach des Kaisers Abreise seine in der Neustadt verbliebenen Getreuen, brachte den Kaiserlichen, die sich in der Ebene zu einem Angriffe auf ihn vorbereiteten, eine vollständige Niederlage bei, und machte die Bischöfe von Passau und Freising zu seinen Gefangenen. Ermuthigt durch diesen Erfolg, erhob seine Partei im ganzen Lande wieder ihr Haupt und verstärkte seine Macht. Im raschen Siegeslaufe eroberte Friedrich fünf Burgen, und setzte über die Donau, um die Böhmen anzugreifen. Aber auch durch Großmuth und kluges, versöhnendes Auftreten suchte sich Friedrich die entfremdeten Herzen zu gewinnen. Er entließ die beiden Bischöfe aus ihrer Gefangenschaft und wußte den Bischof von Passau dauernd an sein Interesse zu fesseln. Dem Könige Wenzel, seinem gefährlichsten Feinde, bot er als Preis seiner Mitwirkung zur Wiedereroberung seiner Länder die Abtretung des linken Donauufers an. Gestützt auf diese Politik, griff er im J. 1238 den vom Kaiser nach Oesterreich mit neuer Truppenmacht eingerückten Otto von Eberstein bei Tulln an und vernichtete die Reichsarmee.

Nur Wien verschloß dem Herzog noch hartnäckig die Thore. In Besorgniß für ihre durch den Freiheitsbrief erworbenen Rechte, noch voll Mißtrauen gegen den Charakter des Herzogs, rüsteten die Bürger zu festem Widerstande. Am 9. Juli 1239 erschien Friedrich vor den Mauern, und forderte die Stadt zur Unterwerfung auf. Als die Wiener darauf nicht eingingen, schloß er sie ein und schnitt ihnen die Zufuhr der Lebensmittel ab. Darüber entstand solche Noth und Theuerung, daß ein Metzen Korn auf 7 Pfund Pfennige und ein Eimer Wein auf 12 Schillinge stieg und viele Menschen, vom Hunger getrieben, Hunde zu Nahrungszwecken tödteten. Durch Vermittlung des Bischofs von Passau erklärte sich endlich die Stadt (Ende 1239) zur Uebergabe bereit. Friedrich erklärte sich auch zur Versöhnung bereit, ohne den Bürgern neue Demüthigungen oder Opfer aufzuerlegen.

Mit der Rückkehr der Hauptstadt unter die landesfürstliche Herrschaft hatte Friedrich einen festen Stützpunkt gewonnen, um das Werk der Versöhnung in allen Theilen seiner Länder zu vollenden. An dem Kaiser gewann der Herzog bald nach der Uebergabe Wiens einen Freund, an dem er nun fest-

hielt, wiewohl über ihn die päpstliche Excommunication ausgesprochen war. Er feierte seine Versöhnung zu Weihnachten 1240 in Wien durch prächtige Feste, an dem Tage, wo er auch dem deutschen Orden wichtige und ausgedehnte Freiheiten verlieh. Mit König Wenzel I., der 1241 neuerdings in Oesterreich eingebrochen war, um den Herzog zu zwingen, das nördliche Donaugebiet wirklich abzutreten, traf er einen Vergleich, indem er auf dessen Wunsch seine Nichte Gertrude mit Wladislaw, dem Sohne des Königs, verlobte. Nach Begleichung seines Zwistes mit König Bela IV. rief im J. 1241 das Vorrücken der Tartaren ein gemeinsames Vorgehen des Herzogs mit den Königen von Ungarn und Böhmen hervor. Friedrich gab hiebei neuerdings glänzende Proben seiner Tapferkeit und befreite durch sein siegreiches Vordringen gegen diese wilden Horden (Herbst 1241) nicht nur Wien und Neustadt, sondern das ganze östliche Deutschland vor den Gefahren schrecklicher Verwüstungen. Nicht umsonst wollte aber Friedrich dem Könige von Ungarn die erbetene Hilfe gegen die Tartaren geleistet haben. Seit Jahren war sein Augenmerk auf eine Vergrößerung seiner Länder gegen Ungarn hin gerichtet und so benützte er diesen Anlaß, um sich von König Bela IV. durch einen zu Haimburg geschlossenen Vertrag die Abtretung dreier Grenzkomitate zu sichern.

Weniger glücklich war Friedrich der Streitbare in seinen Familienverhältnissen. Auch seine dritte Gemalin, Agnes von Meran, blieb ohne Nachkommen und hatte ihn verlassen. In Besorgniß, kinderlos zu bleiben, dachte Friedrich daher an eine Trennung dieser Ehe, welche auch im Sommer 1243 zu Friesach von dem Erzbischofe von Salzburg vollzogen wurde. Inzwischen hatte sich der Herzog um die Tochter des Herzogs von Baiern, Prinzessin Elisabeth, beworben und auch bereits die Zusicherung der Braut sowie des Vaters erlangt, als durch die im J. 1244 ausgebrochenen Fehden mit bairischen Raubrittern eine Entfremdung herbeigeführt worden war. Ob es zu einem gänzlichen Bruche kam oder ob Friedrich die Neigung zu einer abermaligen Heirat verloren, wissen wir nicht genau anzugeben, aber der Umstand, daß er noch im Jahre 1245 zu Verona den Kaiser zu bestimmen gesucht, die österreichischen Hausprivilegien zu erweitern und seine Länder, Oesterreich, Steiermark und Krain, zu einem Königreiche zu vereinigen, scheint dafür zu sprechen, daß der Herzog nicht alle Hoffnungen auf die Zukunft seines Hauses aufgegeben hatte.

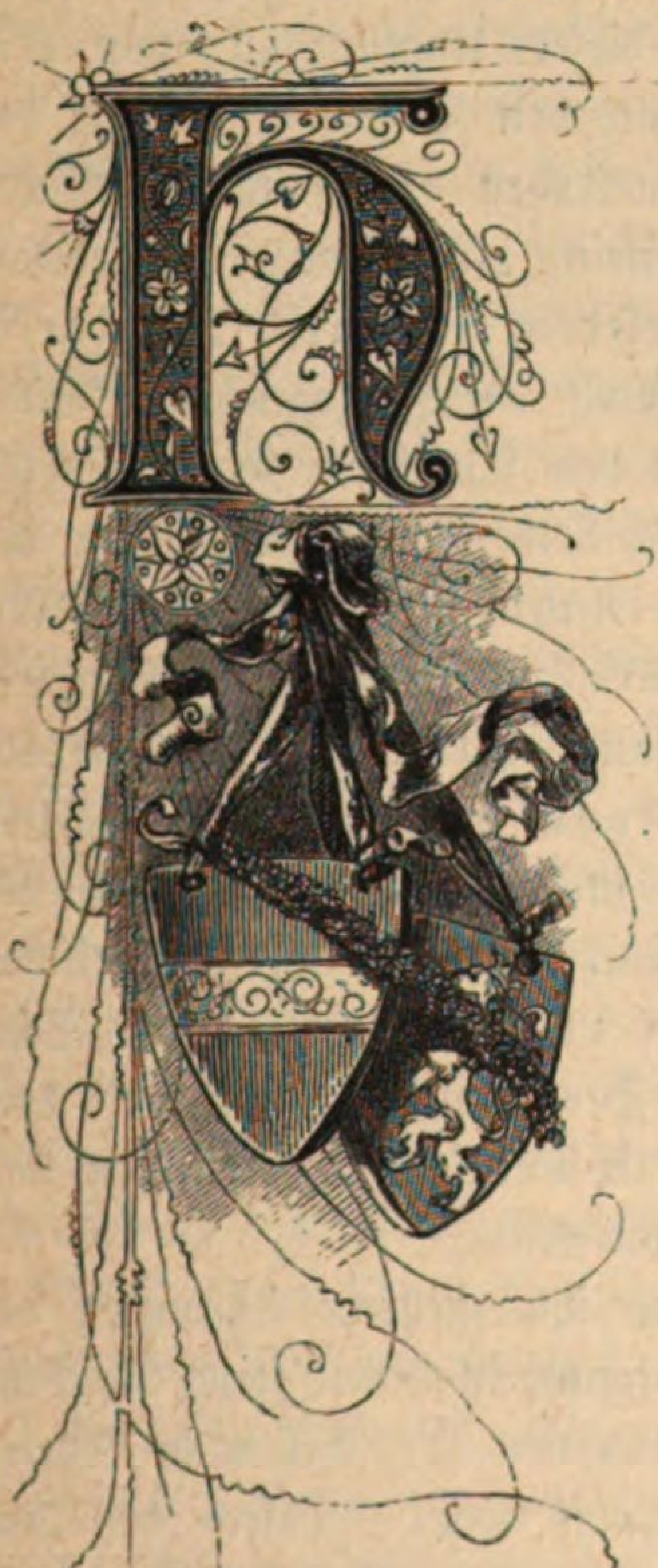
Bevor noch diese Verhandlungen zum Abschluß gekommen, entriß ein unglückliches Verhängniß den Herzog seinen Ländern. Unter dem Banner der päpstlichen Partei hatten schon Ende 1245 der König von Böhmen und der Herzog von Kärnten Friedrich angegriffen; dem Herzoge blieb sein Kriegsglück treu und er vernichtete bei Staatz und Laa seine Gegner. Am 15. Juni

1246 zog Friedrich von Neustadt aus dem ungarischen Heere entgegen; auch diesmal wußte er den Sieg an sein Heer zu fesseln, aber er verlor in einem verzweifelten heldenmüthigen Kampfe an der Leitha sein Leben. Von einem feindlichen Pfeile in das Auge getroffen, sank er rettungslos zu Boden. Doch war die Schlacht bereits entschieden und so blieb er noch im Tode Sieger. Sein Schreiber Heinrich, der die Leiche zuerst im Schlachtgewühle entdeckte, nahm sie auf sein Pferd und legte sie querüber darauf wie einen Sack. Bedeckt mit einem Reitermantel eilte der getreue Diener damit in die Neustadt und trug sie in eines Bürgers Haus, von wo sie dann in die Pfarrkirche gebracht und nach der Einsegnung nach Heiligenkreuz überführt wurde. Wie von einer Ahnung ergriffen, hatte Friedrich noch einen Tag vor der Schlacht seinem vertrauten Freunde, Albert von Pollheim, einige letztwillige Anordnungen hinterlassen, worin sich eine warme väterliche Sorge für das Wohl seines Landes aussprach.

Schwere Sorge um die Zukunft des herrenlos gewordenen Landes erfüllte nun das Land. Vergessen waren alle Leiden und Bedrückungen und hell strahlten in dem Gedächtnisse des Volkes Friedrichs männliche Tugenden, umgeben von einer Aureole. Mit Hektor verglichen die Dichter seinen Muth wie seine Entschlossenheit und beweinten sein und seines Hauses Mißgeschick. Pernold, der Dominikanermönch, schreibt über Friedrich, daß sein Tod den Verleumdern die Augen öffnete und sie nun selbst ihren Herzog als den Einzigen beklagten, daß sie ihn, wenn es möglich wäre, gerne durch alle Mittel und Wege aus dem Grabe zurückrufen würden. Und rührend ist die Klage, in die Ulrich von Liechtenstein in seinem und der Ritter Namen über den Verlust des letzten Babenbergers ausbricht. Vergebens! Die Klagen der Freunde sind kein Maßstab für die Beurtheilung des Charakters Friedrich II. Die Thatsache, daß er durch junkerlichen Uebermuth seinem Lande viel Weh gebracht und tiefe Wunden geschlagen, läßt sich nicht beschönigen. Insbesonders hatte Wien an dem letzten Babenberger keinen Freund und Förderer seines Aufblühens verloren und nur das Andenken an die der Regierung Friedrichs vorausgegangenen glücklichen Tage wirkten noch so lebendig fort, daß ein Wiener Chronist den Todestag des letzten Babenbergers als Oesterreichs größten Trauertag bezeichnen durfte.

Vierter Abschnitt.

Uebergang zu einer neuen Dynastie.



Herzog Friedrich der Streitbare hatte sein Herzogthum ohne eine Ordnung der Erbfolge hinterlassen. Die einzige rechtliche Grundlage war das Hausprivilegium vom Jahre 1156, welches Herzog Jasomirgott bei Gelegenheit der Erhebung Oesterreichs zum Herzogthume vom Kaiser Friedrich I. erhielt und auf dieses stützten sich nun auch Jene, die Ansprüche auf den Besitz der Länder erhoben, wiewohl das Diplom gerade für den gegenwärtigen Fall nicht paßte. Denn nach demselben war Oesterreich zwar auch für Töchter erblich erklärt, aber nur für Töchter des letzten Herzogs. Solche waren nicht vorhanden, sondern von den vorhandenen Erben, die ernstlich in Betracht kommen konnten, waren Gertrud, die Gemalin Wladislaw's, die Tochter eines Bruders des Herzogs, Margaretha, die Witwe des verstorbenen Königs Heinrich VII., und Konstantia, die Gemalin des Markgrafen von Meißen, Schwestern Friedrichs des Streitbaren. Bei diesen schwankenden Erbansprüchen mußten die großen politischen Interessen in den Vordergrund treten. Handelte es sich ja um Länder, deren Lage von bestimmendem Einflusse für den Osten Europa's waren, deren natürliche Beschaffenheit sie für jeden Fürsten begehrenswerth

machte. Und um die Sicherung dieser Interessen kämpften auch die zwei großen Parteien, die der Stauffen und die des Papstes bei der Erwerbung der Herzogthümer.

Unmittelbar nach dem Tode Friedrichs betrachtete man allgemein in Oesterreich als neuen Fürsten den böhmischen Prinzen Wladislaw, den Gemal Gertrudens, wie dieß aus mehreren Chroniken deutlich hervorgeht. Von der Herzogin Margaretha ist nirgends die Sprache, wiewohl sie gleichfalls wenige Monate nach dem Tode ihres Bruders nach Oesterreich zurückgekehrt war und sich urkundlich schon am 13. Oktober 1246 in Wien befand, wo sie dem Kämmerer Berthold das Eigenthum eines Hauses am Kienmarkt, des späteren Dreifaltigkeitshofes, bestätigt und der Kaiser ihren Sohn Friedrich in Aussicht nimmt. Der junge, wie es scheint, geistig nicht bedeutende Fürst starb aber bereits am 3. Jänner 1247, bevor noch die streitigen Erbansprüche ausgetragen waren. Erst dieser Unglücksfall, von dem die päpstliche Partei betroffen wurde, ermannte den Kaiser, die Rechte des Reiches gegenüber den erledigten österreichischen Lehen etwas nachdrücklicher geltend zu machen. Er setzte Otto von Eberstein, einen ganz entschiedenen Gegner der päpstlichen Politik, als Reichsverweser in Oesterreich ein, der in Wien seine Kanzlei aufschlug. Zu einer Besetzung der Herzogthümer konnte sich aber der Kaiser nicht entschließen, entgegen den Wünschen seiner Partei, vielmehr ernannte er später an die Stelle des Otto von Eberstein in der Person des Herzogs Otto von Baiern einen neuen Reichsverweser. Mit desto größerer Energie ging Papst Innocenz IV. zu Werke. Unbekümmert um das von ihm geächtete deutsche Reichsoberhaupt, verheiratete er Gertrude an den ihm ergebenen Markgrafen Hermann von Baden (Mitte 1248), entschied, als er von Gertrude und Margaretha in dem Streite zum Schiedsrichter angerufen worden war, auf Grund einer unechten testamentarischen Verfügung Friedrichs, zu Gunsten der Ersteren und übertrug am 14. September 1248 dem Markgrafen von Baden die Herzogthümer. So weit war es in den letzten Jahren Kaiser Friedrichs II. mit Deutschland gekommen, daß Rom über ein deutsches Reichslehen verfügen durfte.

Bald darauf nahm der „Usurpator“, wie ihn mehrere Chroniken bezeichnen, von Oesterreich förmlich Besitz und schlug in Wien seine Residenz auf, wohin ihm der Kardinallegat Propst Konrad von St. Guido in Speier zur Unterstützung der päpstlichen Politik gefolgt war. Durch den am 4. Oktober 1250 plötzlich erfolgten Tod Hermanns von Baden nahmen die Wirren eine neue Wendung. Zum zweiten Male waren die Pläne der päpstlichen Partei durch Todesfall zunichte geworden und neuerdings stiegen die Aussichten Jener, die ihre Hoffnungen auf den Heimfall Oesterreichs an die Hohenstauffen setzten. Aber auch diese Hoffnung ging zu Grabe. Bevor noch

Friedrich, der Sohn Margaretha's, welchen der am 13. Dezember 1250 verstorbene Kaiser testamentarisch zum Erben bestimmt hatte, das ihm zugedachte Land erreichte, starb dieser, wie man sagte, durch beigebrachtes Gift.

Inzwischen hatten im J. 1249 einige österreichische Landherren, die gleichfalls Gegner der päpstlichen Partei waren, aber gerade nicht zu den unbedingten Anhängern des Kaisers zählten, darunter die mächtigen Kuenringe, Heinrich von Liechtenstein, die Grafen von Hardeck u. A. zu einem Abschlusse des traurigen Interregnums ihres Landes Versuche gemacht, indem sie Verbindungen mit dem Markgrafen Ottokar von Mähren, dem jüngeren Sohne König Wenzels, anknüpften. Sie sahen, in welch feindlichem Verhältnisse der Sohn zu seinem Vater stand, wie durch ihn und seinen Anhang die päpstliche Partei in Böhmen, an deren Spitze König Wenzel stand, nahe daran war, gänzlich gestürzt zu werden, und scheinen daher schon damals in ihrem Widerwillen gegen Hermann von Baden nicht abgeneigt gewesen zu sein, Ottokar als Herzog von Oesterreich und Steiermark anzuerkennen. Der rasch und glücklich vollzogene Feldzug des Königs gegen seinen Sohn führte aber nicht nur eine Versöhnung zwischen Beiden herbei sondern in Ottokar ging eine Wandlung seiner Gesinnung vor. Er schloß sich gleichfalls der päpstlichen Partei an, in der Hoffnung, dadurch schneller als auf dem Wege der Verschwörung an das Ziel seiner ehrgeizigen Wünsche, die Erwerbung der erledigten Herzogthümer, zu gelangen.

Als mit dem Tode des Enkels Kaiser Friedrichs II. die letzten Hoffnungen der stauffischen Partei in Oesterreich vernichtet wurden und eine Lösung aller Bande der Ordnung im Lande bevorstand, benützten Ottokar und sein Vater den günstigen Augenblick, um in Oesterreich einzurücken, zunächst unter dem Vorwande, dem Versuche des Herzogs Otto von Baiern, sich einiger Theile von Oberösterreich zu bemächtigen, entgegenzutreten und das Land vor den Einfällen der Ungarn zu sichern, wobei Ottokar es doch nicht verschmähte, sich auf die Thatsache zu berufen, daß ihn österreichische Edle und Ministeriale zur Besetzung des Herzogthums aufgefordert hätten. Nachdem Wenzel und Ottokar zu Anfang des Jahres 1251 ins Feld gerückt, war bereits am 21. November 1251 ohne Widerspruch von irgend einer Seite die A n n e x i o n O e s t e r r e i c h s a n B ö h m e n vollzogen. Und um die Besitzergreifung Oesterreichs noch mehr zu sichern und die an den babenberg'schen und hohenstauffischen Traditionen festhaltende Bevölkerung zu beruhigen, entschloß sich Ottokar, ungeachtet seiner Jugend — er war erst 23 Jahre alt — am 11. Februar 1252 die 47jährige Königin-Witwe Margaretha, die Mutter jenes Enkels Kaiser Friedrich II., welchen dieser testamentarisch zum Erben des Herzogthums bestimmt hatte, zu ehelichen.

Inmitten dieser Wirren blieb Wien, die Landeshauptstadt, überwiegend stauffisch gesinnt. Diese Haltung wurzelte in der ganzen Vergangenheit der

Stadt; sie wurde großgezogen von ihrem Fürstengeschlechte, das ja stets treu an Kaiser und Reich hielt, und mächtig gefördert durch die Erinnerung an die glücklichen Tage, in welchen der Kaiser hier verweilte, an den Freiheitsbrief, womit er die Rechte der Stadt erweiterte, ihr Ansehen mächtig hob und dem die Bürger nur im Drange der äußersten Noth entsagt hatten. Durch das Aussterben der Babenberger war die ganze Zukunft der Stadt in Frage gestellt und alle Hoffnungen richteten sich wieder darauf, durch festen Anschluß an den Kaiser die errungenen Rechte unversehrt zu erhalten, was ihnen auch gelungen war, indem der Kaiser ihnen schon im J. 1247 den Freiheitsbrief vom J. 1237 bestätigt hatte.

Mit welchen Gefühlen Markgraf Hermann in Wien begrüßt wurde, läßt sich leicht ermessen. Die Stadt ertrug seine Herrschaft, ohne sie zu unterstützen, da Niemand von diesem schwächlichen Manne, der seine Erhebung nur ganz ungewöhnlichen politischen Verhältnissen verdankte, eine Befestigung der öffentlichen Rechtszustände erwartete. Die größte Zahl der Landherren und Bürger hielten sich von seinem Hofe entfernt; sie vermieden es, sein Wohlwollen für irgend einen Zweck in Anspruch zu nehmen. Ja selbst die Klöster im Lande unterließen es, sich dem römischen Schützlinge zu nähern und es hielt nur aus dem Grunde Niemand den Augenblick für geeignet, noch schroffer aufzutreten, weil die Ungarn fortwährend Gelüste zeigten, die Grenzen in feindlicher Absicht zu überschreiten, um einen Theil Oesterreichs sowie die ganze Steiermark an sich zu reißen. Der Widerwille gegen eine magyarische Herrschaft war aber noch größer, als die „Usurpation" Hermanns. Je stiller das Leben am Wiener Hofe war, desto lebhafter ging es zu dieser Zeit in Haimburg zu, wo die Königin-Witwe Margaretha ununterbrochen residirte. Wir ersehen dies aus der Schenkungsurkunde Margarethas vom 6. September 1249 an die deutschen Ordensritter in Wien, womit sie ihnen ihr Allodialgut in Erdberg mit der Kapelle, den Gärten, Inseln, bebauten und unbebauten Aeckern, Fischteichen u. s. w. überläßt. Fast alle hervorragenden Mitglieder des Adels, wie Heinrich von Liechtenstein, Albero von Chuenring, Otto von Haslau, Rapoto von Valchenberch, Albert von Petronell, Leopold von Horsendorf, Berthold von Engelschalchsvelde u. s. w. erscheinen darin als Zeugen. Auf dieser Seite waren nun die Sympathien Oesterreichs.

Es konnte den Bürgern kein Geheimniß geblieben sein, daß Markgraf Ottokar von Mähren schon früher ein starkes Gelüste nach dem Lande gezeigt hatte. Sein kraftvolles, kluges und glänzendes Auftreten, seine oft gezeigte Freigebigkeit und sein Wohlwollen gegen die Städte ließen von ihm eine freundlichere Zukunft erwarten. Daraus läßt sich zum Theil erklären, daß die Stadt gegen die Schritte jener Deputation, die sich nach Prag begab, um Ottokar zur Besetzung des Landes einzuladen und worunter sich auch die

Aebte von Klosterneuburg und den Schotten in Wien befanden, nichts einzuwenden hatte. Höher als alle Parteiinteressen stand sicher den Bürgern damals der Wunsch, aus der peinlichen, ungewissen Lage befreit zu werden. Um so befriedigter mögen die Bürger später gewesen sein, als sie nach dem Einmarsche Ottokars in Oesterreich erfuhren, daß er durch seine Vermälung mit Margaretha Anknüpfungspunkte mit der stauffischen Partei gesucht hatte.

Przemysl Ottokar hielt am 9. Dezember 1251 mit Zustimmung des Adels und der Bürger, wie es ausdrücklich in einer Chronik heißt, in Wien seinen Einzug. Er erschien mit kostbaren Schätzen und einem stattlichen Gefolge, dem sich von österreichischer Seite an der Landesgrenze der Bischof von Passau, Graf Konrad von Wasserburg, die Grafen von Hardeck, Albero von Khuenring, Hadmar von Werd, Heinrich von Schaumburg, Gundacker von Starhemberg, angeschlossen hatten. Da Ottokar weder Versprechungen noch Geschenke sparte und sein überlegener Geist wie sein freundliches Benehmen ihm alle Herzen gewann, so darf es nicht überraschen, daß die übrigen Städte, dem Beispiele Wiens folgend, ihm ohne Schwertstreich ihre Thore öffneten und daß es nach gleichzeitigen Berichten bald keinen Winkel mehr im Lande gab, der sich seiner Herrschaft widersetzt hätte. Am 11. Februar 1252 wurde in Haimburg die Vermälung Ottokars mit Margaretha gefeiert. Vier Bischöfe und viele Ministerialen Oesterreichs und Steiermarks wohnten dem prunkvollen Feste bei. Margaretha übergab ihrem Gemal das Reichsprivilegium, durch welches im Jahre 1156 die Erbfolge für Oesterreich festgestellt worden war.

Herzog Ottokar rechtfertigte die auf ihn gesetzten Hoffnungen. Er ergriff mit fester Hand die Zügel der Regierung und stellte in kurzer Zeit den inneren Frieden im Lande her. Eine feste Stütze gewannen an ihm die Hochstifte und Klöster, deren Privilegien und Freiheiten theils bestätigt, theils erweitert wurden. Nur ein Theil des Landadels hielt sich noch vom Hofe fern und nicht für verpflichtet, dem neuen Landesfürsten mehr als die gewöhnlichen Huldigungen zu erweisen. Dagegen hatten die Städte durch die Freigebigkeit Ottokars und durch den ihren Rechten gewährten Schutz alle Ursache, mit dem neuen Herzog zufrieden zu sein. Selbst die Wiener-Neustädter, die so treu dem letzten Babenberger anhingen, hatten sich schon im J. 1251 beeilt, ein unterschobenes Reichsprivilegium, das sie angeblich von Kaiser Friedrich erhielten, sich von Ottokar bestätigen zu lassen.

Gleichwol verspürte Wien kurz nach der Besitzergreifung Oesterreichs durch Ottokar die Schrecken eines Krieges. König Bela IV., der selbst auf die Erwerbung Oesterreichs und Steiermarks sein Augenmerk gerichtet, und seine Pläne dadurch gefördert sah, daß ein Theil des steirischen Adels von der Herrschaft Ottokars nichts wissen wollte, erneuerte im J. 1252 seinen Ein-

fall in Oesterreich mit einem starken Heere, sich darauf stützend, daß sein Enkel, Roman von Reussen, Gertrude heiraten wolle. Die Ungarn zogen dicht vor den Mauern Wiens vorüber bis gegen Tulln und verwüsteten das ganz nahe gelegene Mödling. Noch stärker war die Gefahr, nach Angabe der Reimchronik des steirischen Ritters Ottokar im J. 1253, wo Bela IV. Wien mit einem 80.000 Mann starken Heere belagern und die Stadt um jeden Preis in seine Gewalt bekommen wollte. Bei dem am 3. April 1254 abgeschlossenen Frieden wurde die Steiermark zwischen Ottokar und Bela IV. getheilt und die Grenze Oesterreichs bis an den Semmering ausgedehnt.

In den nächstfolgenden Jahren trat kein politisches Ereigniß ein, von dem Wien näher berührt worden wäre. Durch den schon am 22. September 1253 eingetretenen Tod des König Wenzel war Ottokar nun auch die Herrschaft über Böhmen zugefallen und seine Anwesenheit daselbst ein dringendes Bedürfniß. In Oesterreich erforderte die andauernde öffentliche Unsicherheit strenge Maßregeln, wie dieß der um diese Zeit verkündigte Landfrieden beweist. Ottokar schreckte auch nicht zurück, dem Gesetze Geltung zu verschaffen und die Ruhe durch Hinrichtungen der dem Raube ergebenen Ritter zu erkaufen. Unter den mit dem Tode Bestraften werden Konrad Chamber und Chriegler genannt, welche den ersten Bürgergeschlechtern Wiens angehört hatten. Die beiden Kriegszüge Ottokars, die Unterwerfung der heidnischen Preußen (1255) und der unglückliche Feldzug gegen Baiern (1257) berührten nicht unser Land. Dafür wurde Wien am 5. April 1258 von einer großen Feuersbrunst heimgesucht, so daß darunter beinahe die Hälfte der Häuser, St. Stephan mit den Glocken, das deutsche Ordenshaus, St. Jakob, die Dominikaner- und die Johanniterkirche schwer litten.

Erst zu Ende des Jahres 1259 führte den Herzog eine wichtige Begebenheit wieder nach Wien. Der steirische Adel war seit dem Frieden vom Jahre 1254 tief erbittert, daß sein Land durch die Theilung zwischen Ottokar und Bela IV. zerrissen worden war. Auf Anrathen des Otto von Hardeck erschienen bei dem Könige Ende des Jahres 1259 in der Hofburg Abgeordnete des Adels und der Städte mit der Bitte, dahin zu wirken, daß ihr Land wieder mit Oesterreich vereinigt werde. Ottokar, den Wünschen des Adels und der Städte Steiermarks entsprechend, eröffnete bald darauf den Krieg gegen Ungarn. Beide Theile entwickelten solch außerordentliche Streitkräfte und kämpften mit solcher Zähigkeit, daß man bis in die entferntesten Marken Deutschlands mit Spannung dem Ausgange des Kampfes entgegensah. Nach langen Vorbereitungen und zahlreichen Einzelkämpfen kam es am 12. Juli 1260 bei Kroissenbrunn im Marchfelde zur Entscheidungsschlacht, die nach einem blutigen Tage mit einem so glänzenden Siege Ottokars endigte, daß König Bela IV. und sein Sohn Stephan zu einem Waffenstillstande und

zur Eröffnung von Friedensunterhandlungen gedrängt wurde. Am 31. März 1261 schlossen Ottokar und Bela in Wien einen definitiven Frieden, dessen politische Bedeutung in der neuerlichen Vereinigung der Steiermark mit Oesterreich lag.

Das Freundschaftsbündniß mit Ungarn brachte aber noch andere Pläne Ottokar's zur Reife, welche die Zukunft seines Hauses tief berührten. Da die während der Friedensverhandlungen eingeleiteten Versuche des böhmischen Königs, seinem unehelichen Sohn Nikolaus die Erbfolge zu sichern, an dem Widerstand der böhmischen Stände gescheitert waren, ungeachtet Papst Alexander IV. durch mehrere Bullen sowohl Nikolaus als die übrigen unehelichen Kinder des Königs legitimirt hatte, drang dieser mit allem Nachdrucke auf Trennung der Ehe mit Margaretha. War ja die durch die große Verschiedenheit des Lebensalters ohnehin unnatürliche Verbindung nur ein Akt der Politik gewesen, zu dem beide Theile mit starker Selbstverläugnung die Hand zu bieten vermocht hatten. Und der Königin konnte die Lösung der ehelichen Verbindung schon deshalb nicht schwer fallen, weil sie einem freudenlosen durch Täuschungen verbitterten Leben ein Ende machte. Ohne großes Widerstreben gab daher auch Margaretha ihre Zustimmung, verließ am 18. Oktober 1261 in aller Stille Böhmen und zog sich auf ihr Leibgedinge nach Krems zurück, wo sie bis zu ihrem Tode (28. Oktober 1267) Hof hielt. Rasch bewarb sich nun Ottokar bei der Anwesenheit Bela IV. in Wien um die Hand seiner Enkelin, der schönen Prinzessin Kunigunde. Schon am 25. Oktober 1261 wurde die Vermälung zu Preßburg vollzogen, worauf er seine junge Gemalin nach Wien führte und hier ihr zu Ehren glänzende Feste begieng.

Einen merkwürdigen Gegensatz zu dem glänzenden Hochzeitsfeste Ottokars im Jahre 1261 war das Auftauchen der Flagellanten in Wien. Diese eigenthümliche Sekte hatte sich von Italien aus durch Frankreich und Deutschland nach Oesterreich verbreitet und in den verschiedensten Kreisen, unter den Adeligen wie unter den Bauern Anhang erworben. Alte und junge Leute durchzogen mit halbnacktem Körper, verhülltem Kopfe und mit brennenden Kerzen und Geißeln in den Händen die Stadt. Sie kasteiten sich grausam und beklagten mit Händeringen und Thränen ihre und ihrer Mitmenschen Sünden. In diesen Bußübungen verharrte jedes Mitglied dieser Sekte durch 33 Tage; Frauen übten die Geißelung bei geschlossenen Kirchenthüren. Es war dieß eine Erscheinung, welche am Sitz der päpstlichen Kurie um so weniger unbeachtet bleiben konnte, als der von dieser Sekte ausgegangene Vorwurf des sündigen Treibens der Menschen nicht blos die Laien sondern auch die Geistlichen traf.

In Oesterreich hatte zur Verwilderung der Sitten die Zeit des Interregnums viel beigetragen, in der die kräftige Hand fehlte, welche die schlimmen

Leidenschaften der Hohen und Niedrigen, der Reichen und Armen niederhielt und wo böses Beispiel von Oben das Gefühl für Recht und Sitte schädigte. Zu keiner Zeit duldete es aber die Kirche, daß die Laien sich der Pflicht des blinden Gehorsams entschlugen und durch eigene Erkenntniß zu dem Bedürfniß einer Seelenreinigung gebracht wurden. So folgte bald auf das Treiben der Flagellanten der Ruf von Rom, die Sektirerei zu unterdrücken. Gleichzeitig versammelte man Synoden, um die kirchlichen Zustände einer Prüfung zu unterziehen. Für Süddeutschland wurde als Sitz derselben Wien bestimmt und unter dem Vorsitze des päpstlichen Legaten Kardinal Guido am 10. Mai 1267 in der St. Stephanskirche eröffnet. Theilnehmer desselben waren die Bischöfe von Prag, Passau, Freising, Brixen, Regensburg und Lavant, die Prälaten und Aebte der Klöster, die Archidiaconen und Diaconen. Von den Beschlüssen derselben bezogen sich die einen auf die kirchliche Disziplin, die anderen auf die Stellung der Juden und das Verhalten gegen dieselben. Was die Klagen über die Vernachlässigung der kanonischen Satzungen von Seite der österreichischen Geistlichkeit betrifft, so mochten hiezu mancherlei Gründe vorhanden gewesen sein. Aber ebenso dürfen wir nicht mit Stillschweigen übergehen, daß auch die österreichischen Klöster sich über manche durch Rom hervorgerufene Uebelstände beschweren konnten. So war es für die Seelsorge von entschiedenem Nachtheil, daß die Klöster gezwungen waren, den von Rom empfohlenen ausländischen, im Lande herumziehenden Geistlichen, welche häufig keine Kenntniß der einheimischen Sprache besaßen, Patronatspfarren und Pensionen zu verleihen, während diese die Last des Amtes ihren karg besoldeten Vikaren überließen — eine Last, die schon im Jahre 1253 das Stift Melk von sich abgewälzt hatte. Nicht minder drückend waren die häufigen Steuern, die zu verschiedenen Zwecken durch päpstliche Legaten eingehoben wurden.

Um das Jahr 1270 stand König Ottokar auf der Höhe seiner Macht. Was die kühnsten Träume des jungen ehrgeizigen Mannes beschäftigt, war in Erfüllung gegangen. Er hatte ein mächtiges Reich begründet, dessen Grenzen vom Riesengebirg bis zum adriatischen Meere reichten, und einen Einfluß errungen, dessen sich kein anderer Fürst rühmen konnte. Zu der Erwerbung Oesterreichs und der Steiermark kamen im Jahre 1269 ohne Widerspruch auch Kärnthen und die in Kärnthen, Krain und in der windischen Mark gelegenen Freising'schen Lehen. Im Innern des Reiches fehlte es wohl nicht an heftigen Gegnern. Die Trennung von seiner Gemalin Margaretha, der Stolz und die bizarren Launen seiner zweiten Gemalin, der auf ihm ruhende Verdacht, daß er zu der Enthauptung des letzten Hohenstauffen, Konradin von Schwaben und des letzten Babenbergers, Friedrich von Baden-Oesterreich (Sohn Gertrudens aus ihrer Ehe mit dem Markgrafen von Baden) mitgewirkt, und endlich

vor Allem sein Zug durch Böhmen und Oesterreich (1265), um die zahlreichen Burgen des raubsüchtigen Adels, diesen Hemmschuh zur Aufrechthaltung geordneter Rechtszustände, zu brechen, hatte Aufregung, ja selbst Verschwörungen herbeigeführt.

Treu und freundlich gesinnt blieben dem Könige nur die Städte und unter ihnen gewährte ihm Wien die mächtigste Stütze. Bedurfte er derselben schon bei den stets widerkehrenden Verwicklungen mit Ungarn, die in den Jahren 1271—1273 wegen der Erwerbung Kärnthens neuerdings in helle Kriegsflammen ausbrachen und im Juli 1273 zu heftigen Kämpfen im Marchfelde führten, so zeigte sich die Anhänglichkeit der Wiener in einem noch größeren Maße Angesichts der Wendung, welche die Beziehungen Ottokars zu Deutschland nahmen.

Nach dem Tode des Königs Richard von Cornwallis (2. April 1272) vereinigten sich die Interessen des Papstes wie der wahlberechtigten Reichsfürsten, dem deutschen Reiche wieder eine festere Gestalt zu geben. Einen Augenblick hegte zwar König Ottokar selbst den Wunsch die deutsche Kaiserkrone zu erlangen, doch die Kurfürsten wollten hievon nichts wissen, da ihnen die Gefahr der Bildung einer großen unabhängigen Monarchie im Osten des Reiches, wie sie Ottokar zur Zeit der Königswahl thatsächlich zu Stande gebracht, nicht entging. Die Kurfürsten wählten am 29. September 1273 zu Frankfurt einmüthig den Grafen Rudolf von Habsburg zum deutschen König. Nur Ottokar, zu Gunsten der bairischen Wahlstimme von der Theilnahme am Wahlakt ausgeschlossen, erhob dagegen Widerspruch und erklärte, den Erwählten niemals anerkennen zu wollen.

Rudolf von Habsburg war am 1. Mai 1218 geboren, Sohn des Grafen Albrecht, dessen Haus sich nach der am rechten Ufer der Aar gelegenen Habsburg benannte. Schon sein Großvater gehörte zu den mächtigsten Fürsten zwischen dem Rhein und den Alpen. Nach der Theilung der Güter zwischen dessen Enkeln Albrecht und Rudolf fiel Letzterem der größere Theil der Güter in Schwaben und Elsaß zu, wo er auch großes Ansehen genoß. Als Rudolf zum deutschen Könige gewählt wurde, hatte er bereits sein 55. Lebensjahr überschritten. Er verband mit einer großen, schlanken Gestalt ein feines durch das lebhafte Auge und die gewaltige Adlernase ausgezeichnetes Gesicht. So schlicht im täglichen Leben sein Aeußeres war, ebenso wußte er bei festlichen Anlässen zu glänzen. Von seiner Klugheit und seinem Scharfblick erzählte man sich im ganzen Reiche zahlreiche Züge. Dagegen wurde ihm von vielen seiner Zeitgenossen auch Habsucht und Ländergier vorgeworfen, ja sie war schon, ehe er König geworden, so allgemein bekannt, daß man den Bischof von Basel aus Anlaß der Nachricht über die Wahl Rudolfs die Worte in den Mund gelegt hatte: „Sitze

fest, Herr Gott, oder Rudolf nimmt deine Stelle ein." Seine Frömmigkeit gestattete nicht die festlichen Zeiten durch Fehden zu entweihen; dem besonderen Schutz der heiligen Maria glaubte er seine Wahl zum König zu verdanken. In seinen Unternehmungen bewährte er rastlose Thätigkeit und Ausdauer, Schonung und Wahrung berechtigter Interessen und große politische Umsicht. Seine Denkungsweise bezeichnen treffend die ihm in den Mund gelegten Worte: „Wenn man drei Feinde hat, muß man zwei versöhnen, und sich am dritten entschädigen." So tritt uns das Bild des Fürsten entgegen, der bald nach seiner Wahl die rasch aufgekommene Macht Ottokars vernichtete, das Erbe der Babenberger antrat.

Die Folgen der feindlichen Haltung Ottokars zeigten sich gleich auf dem ersten Reichstage zu Nürnberg (1274). König Ottokar aufgefordert dort zu erscheinen und dem Könige den Leheneid zu leisten, verweigerte dem Reichsoberhaupte den Gehorsam. Nachdem diese Aufforderung zweimals fruchtlos wiederholt worden, zuletzt auf dem Reichstag zu Augsburg (15. Mai 1275), traf kurz darauf am Hof Ottokars in Wien Burggraf Friedrich von Nürnberg mit dem Auftrage König Rudolfs ein, die Rückgabe Oesterreichs, Steiermarks, Kärnthens und Krains zu verlangen, weil diese Länder seit Kaiser Friedrich's II. Verfügungen als erledigte Lehen dem Reiche anheimgefallen seien. Trotzig verweigerte Ottokar, auf dieses Ansinnen einzugehen, er wies die Rechtstitel auf den Besitz dieser Länder nach und reiste nach Prag, um dort Vorbereitungen zu dem ihm drohenden Reichskriege zu treffen.

Gekräftigt durch die Bündnisse mit mehreren Fürsten und versichert der neutralen Haltung des Herzogs von Baiern, eröffnete König Rudolf im Herbst 1276 gegen Ottokar den Krieg. Er rückte in schnellen Märschen am rechten Donauufer vor, um Wien zu erreichen, dessen Stellung für den Ausgang des ganzen Feldzuges entscheidend war. Ottokar in der Erwartung, daß Rudolf ihn in Böhmen angreifen werde, hatte Mühe seine Macht an der Donau zu sammeln. Zu spät erkannte er seinen Irrthum und mußte sich anfangs darauf beschränken, mit geringer Zahl am linken Donauufer den Bewegungen des Feindes zu folgen, ohne daß er im Stande war, sie aufzuhalten. Am 18. October stand Rudolf vor Wien und begehrte die Unterwerfung der Stadt, während um dieselbe Zeit Klosterneuburg, welches eine böhmische Besatzung hatte und den Feinden als Uebergangspunkt dienen sollte, durch List und Ueberfall in seine Hände gekommen war.

Nach dem kurzen Zeitraum von vierzig Jahren stand unsere Stadt neuerdings vor einer schweren Entscheidung. Damals fiel ihre Anhänglichkeit an das stauffische Kaiserhaus, ihr Streben nach den Vortheilen und dem Range einer freien Reichsstadt gegenüber einem Landesfürsten, der im jugendlichen Uebermuth die Ehre der Stadt angetastet, schwer in die Wagschale

der Entscheidung. Jetzt sollte sie die Sache ihres Fürsten, der vor 25 Jahren das Land vor den Gräueln der Anarchie gerettet, das Aufblühen und den Wohlstand Wiens mächtig gefördert, im Augenblicke der größten Bedrängniß verlassen, und dem Reichsoberhaupt die Thore öffnen, von dem man noch nicht wußte, ob es ihm gelingen werde, dem deutschen Reich wieder eine festere Gestaltung zu geben. Zweimal hatte Ottokar die Stadt erweitert zum letzten Male erst vor einem Jahre vor dem Witmarkt- (Kohlmarkt) Thor vom Grund aus befestigt. Wie unter Leopold dem Glorreichen hatte die Entwicklung der Stadt ungeachtet wiederholter Feuersbrünste große Fortschritte gemacht. Es wurden neue Klöster und Humanitätsanstalten, die Himmelspforte, die Cisterzienserinnen zu St. Niklas in der Stadt, das Bürgerspital und der Klagbaum errichtet und durch den Einfluß des Königs günstige Handelsverträge mit Ungarn abgeschlossen. Während der Herrschaft Ottokar's waren eine Anzahl Bürger wie Paltram vor dem Stephans-Freithofe, Paltram Vazo am Holzmarkt, Otto am hohen Markt, Leopold von der Hochstraße, die Brüder Heimo, Konrad am Haarmarkt, die Brüder Hunlo und Konrad von Tuln, die Siboto, Kriegler, Urbetsch, Eßlarn u. s. w. zu Reichthum und Ansehen gelangt. Nach der in der Nähe des Schottenthores ausgebrochenen Feuersbrunst, die zwei Drittheile der Stadt verheerte, erbot sich der König zu einem gänzlichen Steuernachlaß, und zu voller Zollfreiheit für fünf Jahre und kurze Zeit früher schenkte er den Bürgern einen großen Wald zur freien Benützung. Konnte die Stadt dieß undankbar vergessen und sich rücksichtslos dem deutschen König in die Arme werfen? Waren nicht ihre Rechte und Freiheiten, ihr Handel und Verkehr gefährdet? Und blieb denn für die Bürger maßgebend, was ein Theil der Bischöfe, des Landadels und die übrigen Städte gethan?

An der Spitze des Stadtrathes stand in dieser schwierigen Epoche Paltram vor dem Stephansfreithof, ein Mann, der seit mehreren Jahren an der Stadtverwaltung theilnahm; die Ausübung der richterlichen Gewalt lag in den Händen Hunlo von Tuln und das Amt eines Kämmerers in jenen des Heinrich von Witmarkt. Zu den übrigen Stadträthen gehörten: Leopold von Fünfkirchen, Konrad Heßner, Seifried Leublo, Paltram vom Holzmarkt, Leopold Pilichsdorfer, Eberhard Scharrer, Konrad von Urbetsch, Dietrich und Leopold von Hochstraße, die Brüder Otto und Heimo. König Rudolf sandte im Geheimen an den Stadtrath und ließ ihn zur Uebergabe auffordern. Er wies hin auf seine Macht, sein Recht und seinen Ernst, versprach daß Niemand wegen seiner Haltung etwas zu besorgen habe, wenn die Stadt sich ihm öffne. Falls dies aber nicht geschehe, so drohte er den Bürgern ihre Weingärten zu zerstören und ihnen andere üble Dinge zu bereiten. Dem überwiegenden Einfluß Paltrams (vor dem Stephansfreithof) und des Stadt-

schreibers Konrad wird es zugeschrieben, daß die Stadt die Aufforderung des Königs zurückwies. Im engen Verkehr mit Ottokar stehend, wußten sie, welch hohen Werth Letzterer auf den Widerstand der Stadt legte, und ermuthigten daher die Bürger, dem Schutz ihrer Mauern zu vertrauen. Und Paltram übte, wie Ottokar in seiner Reimchronik schreibt, so mächtigen Einfluß, daß, wenn er wollte, kein Bürger sich seinem Willen zu widerstreben getraute. König Rudolf entschloß sich daher, die Stadt zu belagern. Er besetzte die südlichen und westlichen Anhöhen und schnitt ihr von dieser Seite jede Zufuhr an Lebensmitteln ab. An der Donauseite blieb, wie es scheint die Stadt soweit frei, daß es ihr trotz der ungarischen Streifcorps möglich war, sich zu verproviantiren und die Verbindung mit Ottokar aufrecht zu erhalten. Nachdem dieser Kriegszustand, der natürlich jeden Verkehr unterbrach, ein paar Wochen gedauert, regte sich in der Stadt der Geist der Unzufriedenheit.

Einen Hauptbestandtheil der Vertheidigungskräfte bildeten die Handwerker. Diese, von der Belagerung am schwersten getroffen, erblickten in der Haltung des Stadtrathes, worin sie weder Sitz noch Stimme hatten und insbesonders in dem starren Widerstand Paltrams und des Stadtschreibers Konrad nur die Sicherung persönlicher Interessen. Sie drängten daher ziemlich ungestüm in den Stadtrath, dem deutschen Könige die Unterwerfung anzubieten und drohten die Stadt zu verlassen. Andere, welche mit dem Reiche vereinigt sein wollten, fingen an das Volk durch Reden aufzustacheln. „Sie wollten es“, wie sie sagten, „nicht leiden, daß Herr Paltram mit dem Hobel das Ding wollt schneiden. Ehe sie wollten verderben, lernten sie ihn sterben und sein Geschlecht dazu.“

Nachdem der Stadtrath durch einen Sendboten erfuhr, daß keine Aussicht eines Entsatzes durch Ottokar vorhanden sei und durch drei Tage und Nächte die Bewegung des Volkes gedauert, entschloß sich in der That Paltram im Namen der Stadt zu capituliren. Ob dieß noch vor oder während der eröffneten und am 21. November 1276 abgeschlossenen Friedens-Verhandlungen geschah, darüber sind wir nicht unterrichtet. Thatsache ist nur, daß in dieselben Wien einbezogen, die Aufrechterhaltung seiner Privilegien zugesichert und Paltram sowie der Stadtschreiber Konrad der Gnade Rudolfs versichert wurden. Wenige Tage darauf hielt der erste Habsburger in Wien seinen Einzug, und nahm die Stadt in den Schutz des Reiches. Die Bürger bewiesen ihre freundliche Gesinnung gegen den Sieger, indem sie ihn mit ansehnlichen Geschenken begrüßten. Rudolf ließ es dagegen nicht an freundlichen und klugen Worten fehlen. Er erklärte, daß sein Gemüth erfreut sei. „Wie viel man ihm auch Gutes von dem Lande gesagt habe, er finde, daß dieß die volle Wahrheit sei.“ Ottokar kehrte nach dem Friedens-



schlusse nach Böhmen zurück, tief gebeugt durch den unglücklichen Ausgang des Krieges, aber nicht gebrochen, wie dies das auf uns gekommene Bruchstück des Briefes an seine trostlose Gemalin bezeugt.

König Rudolf erfüllte, was die Wiener von ihm erwartet hatten. In Uebereinstimmung mit den Friedens-Bedingungen, änderte er nichts an den Rechten und Freiheiten, die sie von Alters her nach dem Leopoldinischen Stadtrechte und dem Freiheitsbriefe Kaiser Friedrich's II. besaßen und milderte in mehreren Punkten die bestehenden Judengesetze. Durch den (Ende 1276) verkündigten Landfrieden gab er zu erkennen, daß er zwischen den verschiedenen die Ruhe des Landes bedrohenden Parteien versöhnend und

vermittelnd aufzutreten gesonnen sei. Demungeachtet gab es in der Stadt noch eine Partei, welche an Ottokar festhielt. Die Hoffnung derselben mag dadurch genährt worden sein, daß sie an einen dauerhaften Frieden nicht glaubte, sondern von Ottokar vermuthete, daß er nur einen günstigeren Zeitpunkt abwarten wolle, um sich wieder in den Besitz der verlornen Länder zu setzen. Auch wußte man, daß die Gemalin Ottokar's fortwährend zum Kriege aufstachele und war etwas überrascht, daß Rudolf nicht nur die bestehenden Steuern erhöhte, sondern eine ganze neue, die Landwirthschaft schwer treffende Steuer (Pflug-Steuer) einführte. So näherte sich der Zeitpunkt jener großen Katastrophe, welche die Geschicke Ottokar's zu einem wahrhaft tragischen Abschluß brachte.

Zu Anfang des Jahres 1278 hielt König Rudolf sich wie gewöhnlich in Wien auf, beschäftigt mit der Ausfertigung von Privilegien, mit Verhandlungen wegen Vornahme der Kaiserwahl und der Heiratsausstattung für seinen Sohn Hermann. Er hatte sein Heer entlassen und nur ein geringes Gefolge bei sich, dachte daher kaum an den nahen Ausbruch eines Krieges. Nur ein Theil der Landherren mit dem Landmarschall Heinrich von Kuenring, Paltram vor dem Stephansfreithof, dessen sechs Söhne, dessen Bruder Marquard, dann Paltram Vaczo, Kuno der Münzmeister, einer der Brüder Heimo's und mehrere Andere scheinen über das Vorhaben Ottokar's genauer unterrichtet gewesen zu sein und gewußt zu haben, daß dieser große Vorbereitungen zum Kriege traf. Sie hatten die Aufgabe, einen Aufstand in Szene zu setzen, Ersterer auf dem flachen Lande, der Letztere in Wien, um die Stadt der Herrschaft Rudolf's zu entreißen. Aber noch vor Ausbruch der Verschwörung (wie es scheint Anfangs Mai 1278) gelangte Rudolf davon in Kenntniß, Kuenring fand nicht die erwartete Theilnahme unter dem Adel, und in Wien sträubte sich die überwiegende Zahl der Bürger gegen diesen Treubruch. Die Anschläge Paltram's und seiner Anhänger wurden verrathen, Ersterer, da er sich der Strafe durch die Flucht nach Baiern entzogen, öffentlich in contumaciam verurtheilt und seine Güter dem Fiscus zugewiesen. Schon am 16. Juni 1278 schenkte König Rudolf dem Bischof von Chimsee das dem alten Paltram gehörige, bei dem Beurerthor gelegene Haus (gegenwärtig ein Theil des Sparkassagebäudes). Wenige Tage darauf verlieh er den Bürgern wahrscheinlich aus Anerkennung für ihre Treue zwei leider nicht mehr im Original vorhandene Freiheitsbriefe (vom 20. und 24. Juni), welche das Leopoldinische Stadtrecht vom Jahre 1221 und den Friedricianischen Freiheitsbrief vom Jahre 1237 in wichtigen Bestimmungen erweiterten. Inzwischen war der Krieg zwischen Rudolf und Ottokar zum Ausbruch gekommen. Ueber die nächste Veranlassung desselben sind wir nicht genau unterrichtet. Im Allgemeinen

gilt die Ansicht, daß die Verhältnisse Böhmens zum deutschen Reich und die Amnestirung der böhmischen Familie Rosenberg, durch deren Verrath Ottokar die größten Nachtheile erlitten, die letzten Gründe des Konflictes gewesen seien.

In der ihm zu Kriegsanstalten gegönnten kurzen Frist gelang es König Rudolf nur mit aller Anstrengung, aus dem Reiche, dann aus Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain ein ansehnliches Heer an sich zu ziehen. Er verdankte es der heldenmüthigen Vertheidigung des gut befestigten Drosendorf durch Stephan von Meissau, daß er Zeit gewann, die Streitkräfte zu sammeln und daß der Plan Ottokar's mißlang, ihn gleichzeitig von zwei Seiten, an der oberen Donau und bei Wien anzugreifen. Neuerdings war das Marchfeld, und zwar die Gegend bei Jedenspeugen der Schauplatz der gewaltigen blutigen Schlacht. Mit Besorgniß sah man im Lager Rudolf's dem Ausgang derselben entgegen, da ungeachtet der Hilfe der Ungarn das Heer viel zu schwach war. Am 26. August entschied sich der denkwürdige, an ergreifenden Episoden reiche Kampf, der von beiden Seiten mit größter Erbitterung und Ausdauer geführt wurde. Ein schwäbischer Ritter eröffnete den Kampf, ein Schweizer stimmte den Schlachtgesang an. „Christus" war das Losungswort Rudolf's. Lange wogte die Schlacht unentschieden, bald errangen die Einen bald die Anderen einen Vortheil. Wo die Gefahr am größten war, sah man beide Fürsten in den vordersten Reihen. Spät Nachmittags endete der Kampf mit der gänzlichen Auflösung und Flucht des weit stärkeren kriegsgeübten böhmischen Heeres. Noch in den letzten Momenten stürmte König Ottokar verzweifelt auf einen Trupp österreichischer Krieger und fiel schwer verwundet vom Pferde. Einer seiner Getreuen versuchte den König in Sicherheit zu bringen, doch seine Kraft erlahmte. Von einigen Landherren erkannt, wurde er überfallen und starb, aus siebzehn Wunden blutend, seiner Waffen und Kleider beraubt, auf dem Schlachtfelde. Tief erschüttert trat Rudolf an die Leiche seines Gegners und befahl sie nach Wien zu bringen, wo sie bei den Minoriten 30 Wochen im Kapitelhause ausgesetzt blieb, ehe sie nach Prag überführt wurde. Man erzählt von einem Traume, den Rudolf vor der Schlacht gehabt, daß er sah, wie ein Adler mit einem Löwen gekämpft und nach langem Ringen jener gesiegt. Dieser Traum war in Erfüllung gegangen. Der Löwe fiel stolz und muthig, mit ihm zerrann auch das kühne Gebilde einer österreichisch-böhmischen Monarchie; es feierte am Tage der Schlacht das habsburgische Oesterreich seinen Geburtstag.

Fünfter Abschnitt.

Die ersten Habsburger.



Die Bedeutung, welche Wien seit Leopold VII. erlangt, hatte das Selbstgefühl der Bürger mächtig gehoben. Wie oft war nicht die Stadt der Schauplatz wichtiger politischer Begebenheiten, wie einflußreich erwies sich nicht deren Haltung in Momenten ernster Entscheidungen! Nicht umsonst hatte Ottokar großes Gewicht auf die Zuneigung der Wiener gelegt und sich gehütet, deren Interessen zu schädigen, weil er recht wohl wußte, daß der ungefährdete Besitz der Stadt ihm reiche Hilfsmittel zur Behauptung des ganzen Landes bot. Diese Gunst der Verhältnisse wußten aber auch die Bürger gut zu benützen, und sie ließen es nicht fehlen, an der Erweiterung der erworbenen Rechte unablässig zu arbeiten. Zwar litt der Wohlstand der Bürger wiederholt durch Elementar-Schäden, durch Krieg, Steuern und Gewaltakte des Adels, aber die Wunden heilten rasch durch Betriebsamkeit und kluge Benützung der Handelsrechte, namentlich seit Venedigs Bedeutung immer mehr in den Vordergrund trat.

Nach der Besiegung Ottokars verweilte König Rudolf noch drei Jahre in Oesterreich. Er schuf sich durch kluges Auftreten eine so zahlreiche Partei, daß er nach dem Tode seiner Gemalin, Königin Anna, in Wien († 16. Februar 1281) nach Deutschland mit der Hoffnung zurückkehren durfte, die erledigten Reichslehen seinem Hause zuwenden zu können. Rudolf verließ im Juli 1281 Wien, wo er sich nach seinem eigenen Ausspruch stets behaglich gefühlt, und übergab die Verwaltung der österreichischen Länder seinem Sohne, dem Grafen Albrecht, als Reichsverweser. In der Besorgniß aber, daß nach seiner Abreise von Wien von Seite der Anhänger der geächteten Paltram'schen Familie, die an der bairischen Grenze sich aufhielt, ein Versuch gemacht werden könnte, die Fahne des Aufruhrs aufzupflanzen, gebrauchte der König die Vorsicht, daß er sich von dem Rathe für seine Person und für seinen Sohn Albrecht schriftliche Gelöbnisse ausstellen ließ, worin sie erklärten, den verrätherischen Anschlägen Paltrams und seiner Söhne fern zu bleiben.

Graf Albrecht übernahm in einem Alter von 30 Jahren das Amt eines Reichsverwesers. Er war ein tapferer, einsichtsvoller Mann. Herablassend und wohlwollend gegen Jedermann, aber auch streng und gerecht. In all seinen Handlungen zeigte er Kraft und Maß, in den drückendsten Verhältnissen Entschiedenheit und Ausdauer, in seinem Familienleben fleckenlose Reinheit. Sein Charakter, durch die Romantik der Tellsage vielfach entstellt und erst in jüngster Zeit gerecht gewürdigt, war vollkommen geeignet, die Parteien zu beherrschen. Als er aber nach Oesterreich kam, ohne alle persönliche Verbindungen, beging er einen großen politischen Fehler. In der Absicht, sich in dem von politischen Leidenschaften durchwühlten Lande auf keine der Parteien zu stützen, schenkte er sein Vertrauen vorwiegend einigen aus Schwaben mitgenommenen Räthen, wie dem Marschall Hermann von Landenberg und Eberhard von Wallsee, welche außer dem Rathe der sechzehn Landherren auf die Verwaltung bedeutenden Einfluß nahmen.

Ließ schon dieser Umstand kein herzliches Verhältniß zwischen Albrecht, den Landherren und Städten aufkommen, so kam hiezu noch, daß Ersterer, nachdem sein Vater auf dem Reichstage zu Augsburg am 27. Dezember 1282 dessen Belehnung mit den Herzogthümern erwirkt, das Bestreben zeigte, die landesfürstliche Gewalt auf feste Grundlagen zu stellen und Alles zu beseitigen, wodurch sie in der letzten Zeit beschränkt worden war. Der neue Herzog stellte den Grundsatz auf, daß er berechtigt sei, in das volle Erbe der Babenberger einzutreten und alle Güter und Befugnisse zu beanspruchen, welche der letzte Fürst der alten ausgestorbenen Dynastie bis zu seinem Tod inne gehabt hatte. Seit dem Jahre 1246 scheinen aber die landesfürstlichen Rechte stark gelitten zu haben, was mit Bezug auf Wien

am besten ein Vergleich des Stadtrechtes vom Jahre 1221 (oder 1244) mit dem rudolfinischen Briefe vom Juni 1278 beweist. Eine große Anzahl von Geldstrafen floßen nach dem letzteren Briefe nicht mehr der herzoglichen Kammer allein sondern auch der Gemeindekassa zu. Die Wiener wurden aber noch in anderer Richtung durch die Bestrebungen Herzog Albrechts getroffen. So hatte dieser gleich nach Uebernahme seines Reichsverweseramtes (24. Juli 1281) ein wichtiges Stadtrecht, jenes über den Waarenhandel ausländischer Kaufleute auf dem Wiener Platze zu Gunsten der Fremden abgeändert. Sicher gaben sie dazu nur mit großem Widerstreben ihre Einwilligung oder man müßte annehmen, daß außerordentliche Zeitumstände eine Abänderung des Niederlagsrechtes nach Ungarn im Interesse der Einheimischen nothwendig gemacht hatte. Auch der Belehnungsakt vom 27. Dezember 1282, wodurch König Rudolf alle Unterthanen in den Herzogthümern ihrer Eide enthob, die sie ihm oder dem Reiche geschworen, jede Reichsunmittelbarkeit hiemit förmlich und ausdrücklich in den Ländern seiner Söhne aufgehoben hatte, wurde wahrscheinlich in Wien nicht günstig aufgenommen, zumal Herzog Albrecht, im Einklange mit seinen Grundsätzen, zögerte, den Bürgern den übrigen Inhalt der von Leopold VII. und Kaiser Friedrich II. erworbenen und von König Rudolf wesentlich erweiterten Privilegien zu bestätigen. Während aber der Herzog in seiner Handfeste vom Jahre 1281 Wien noch als des Reiches Hauptstadt in Oesterreich bezeichnet, war sie seit Ende 1282 des Landes (Oesterreich) Hauptstadt geworden, losgerissen aus ihrem alten beinahe vierzigjährigen Verbande mit dem deutschen Reiche. Wir wissen aber aus der Zeit, wo König Rudolf Wien belagerte, daß es hier eine Partei gab, welche großen Werth auf diese Zusammengehörigkeit gelegt hatte.

Alle diese Verhältnisse machen es erklärbar, daß in der ersteren Zeit zwischen dem Herzoge und den Bürgern eine große Spannung vorhanden war, welche zu Anfang des Jahres 1288 eine bedenkliche Höhe erreichte. Wie wir aus Seifried Helbling's Gedichten, insbesondere aus dessen Klagen über das Treiben der schwäbischen Räthe, ja selbst über die Herzogin entnehmen, genoßen sie eine so üble Nachrede im Volke, das es den Anschein hatte, als ob das Land durch sie von allen Seiten gebrandschatzt würde. Ein Theil der Landherren, die mit den Bürgern gleichen Grund zu Beschwerden hatten, scheinen darauf hingewirkt zu haben, in der Hauptstadt eine Bewegung hervorzurufen. Ein in Wien seit Kurzem ansäßiger Ritter Konrad von Preitenfeld befehdete sogar im Namen der Stadt den Herzog in ähnlicher Weise, wie es damals dem König von anderen Reichsstädten geschah. Albrecht lud die Vertreter der Stadt am 18. Februar 1288 nach Neuburg und zwang sie fest und entschieden, — nur wissen wir nicht durch welche Mittel — ihm

als Landesfürsten den Eid der Treue zu leisten, den sie bisher verweigert zu haben scheinen. Wie aus den vorhandenen Unterwerfungsbriefen vom 19. Februar 1288 hervorgeht, mußten sich die Bürger zu noch weiteren Schritten verpflichten, nicht blos geloben, daß sie niemals Verbindungen und Verschwörungen gestatten, bei Strafe des Hochverrathes und des Heimfalls sämmtlicher Güter, sondern auch alle jene Privilegien, welche mit dem landesherrlichen Rechten in Widerspruch waren, ausfolgen. Selbst König Rudolf erließ von Weissenburg aus (26. April 1288) an die Stadt die Aufforderung dem Herzog alle Rechte einzuräumen, die vor ihm die Herzoge aus dem Hause Babenberg besaßen. Konrad von Preitenfeld wurde durch herzoglichen Spruch in Waidhofen a. d. Ybbs internirt.

Nach diesen Vorgängen war für einige Zeit die Ruhe in der Hauptstadt hergestellt; die Bürger erwarteten, daß der Herzog, nachdem er einen Theil der Privilegien beseitigt und an deren Stelle (wahrscheinlich) die alten für seine Interessen günstiger lautenden Rechte in Kraft gesetzt, nun mit ihnen neue Rechte und Freiheiten vereinbaren werde. Ihn beschäftigten aber in den nächsten Jahren andere wichtigere Begebenheiten.

Seit mehreren Jahren lebte in Wien der letzte Sprößling aus dem alten Königsgeschlechte der Arpaden. Er war der Sohn Stephans, eines nachgebornen Sohnes Andreas II. aus dessen Ehe mit einer vornehmen Venetianerin (Tommasina Morosini), und führte, wie sein Großvater den Namen Andreas. Ursprünglich von einigen unzufriedenen Magnaten aus Italien nach Ungarn berufen, um als Gegenkönig Ladislaus des IV. aufgestellt zu werden, ward er das Opfer der Unternehmung. Markgraf Andreas von Este, wie er sich nannte, wurde gefangen und dem Herzog Albrecht ausgeliefert, der es aber verschmähte, den Thronprätendenten dem Könige Ladislaus auszuliefern, sondern ihm großmüthig in Wien eine Zufluchtsstätte gewährte, wo er seit der Zeit, als ihm Albrecht wegen seines hochfahrenden Betragens die Unterstützung entzog, in ziemlich bedrängten Verhältnissen, zum Theil selbst von dem Kredit venetianischer Kaufleute lebte. Nach dem Tode des Königs Ladislaus IV. (10. Juli 1290) rief ihn die nationale Partei zum König aus, während die päpstliche Partei Karl von Anjou auf den Thron setzen wollte. Herzog Albrecht aber gieng selbst mit ernsten Plänen zur Erwerbung der ungarischen Krone um. Ihm genügte nicht das Erbe der Babenberger, sondern er wollte in der Erkenntniß der hohen Bedeutung Ungarns für den Handel der österreichischen Lande eine Territorialmacht, ähnlich jener des Königs Ottokar, begründen. Aus diesem Grunde hatte er ein großes Interesse, Andreas hier gefangen zu halten, eine Politik, welche sich auch darin ausprägte, daß er 1289 nach seiner Fehde mit dem Grafen von Güssing ein weites Gebiet am Neusiedler-See sammt Güns besetzt hielt.

Die nationale Partei in Ungarn wollte aber zu jener Zeit weder von einer Herrschaft der Anjou's noch der Habsburger etwas wissen. In der Absicht, Beides zu verhüten, führte sie einen Gewaltstreich aus. Während Albrecht auf ein paar Tage von Wien entfernt, in den Bergen jagte, schlichen sich zwei Mönche in die Stadt ein und suchten den ungarischen Kronprätendenten auf, um ihm die Anträge der nationalen Partei zu überbringen. Sie überredeten ihn, nach Ungarn zu entfliehen. In der Verkleidung eines Mönches gelang es Andreas die Wachen an den Thoren zu täuschen und aus der Stadt zu entkommen. Er bestieg mit seiner Begleitung ein in Bereitschaft gehaltenes Schiff und fuhr auf der Donau nach Ofen, wo er mit Jubel empfangen und in Stuhlweissenburg zum König von Ungarn gekrönt wurde. Nicht genug, daß Andreas durch seine Flucht — wenn auch mit innerem Widerstreben — einen Treubruch begangen, überzog er, gedrängt von den Ungarn, im Frühjahre 1291 den Herzog mit Krieg und bedrohte den Wohlstand der Stadt, in deren Mauern er seit Jahren eine gastliche Aufnahme gefunden hatte, um die in seinem Krönungseide eingegangene Verpflichtung zu erfüllen und dem ungarischen Reiche die von Albrecht bei seinen Streifzügen gegen den Güssinger Grafen entrissenen Grenzgebiete wieder zu erobern. Andreas überschritt mit einem sehr ansehnlichen Heere diesseits und jenseits der Donau die österreichischen Grenzen. Wohl hatte Albrecht auf den von ihm nach Wien einberufenen Hoftage die Zusicherung der österreichischen und steirischen Landherren erhalten, daß sie ihn kräftig unterstützen werden. Getreu der feindlichen Stimmung des einheimischen Adels trafen nur spärliche Zuzüge ein und der Herzog blieb auf die Unterstützung seines Vaters und seines Schwiegervaters, Meinhard von Kärnthen, beschränkt. Unter Raub und Verheerungen drangen die Ungarn vor, ohne daß ihnen Albrecht im offenen Felde einen nachhaltigen Widerstand entgegenzustellen vermochte.

So ward der Herzog genöthigt, sich in die Mauern Wiens zurückzuziehen und die Stadt und die Vorstädte rasch in Vertheidigungszustand zu setzen. Bei dem unter den Bürgern vorhandenen Mißmuthe empfand man die Gräuel einer neuen Belagerung. Mit Schmerz sahen die Bürger von den Wällen im Dunkel der Nacht die Feuersäulen auflodern, womit die am Laaer- und Wienerberge lagernden Ungarn ihrer Verheerungslust fröhnten, so daß der Qualm und die Funken in der Stadt verspürt wurden. Wiederholt unternahm Albrecht Ausfälle, um den Feindes-Gürtel zu durchbrechen, aber stets mißlangen sie gegenüber der zähen Tapferkeit der Ungarn. Bei einem dieser Ausfälle kam es zu einem äußerst hitzigen Handgemenge, welches sich bis an die Vorstadtthore erstreckte, so daß die Feinde selbst die Gruben und Hecken überschritten und die nächst denselben gelegenen Häuser in Brand steckten. Ein Ungar, Paul Reck, kam vor dem Thor mit einem der herzog-

lichen Reiter in Zweikampf. Ungeachtet Reck das rechte Auge und sein Streitroß verloren, kämpfte er fort, stach seinen Speer in den Rücken des Gegners und kehrte unangefochten in das Lager zurück. In dieser harten Bedrängniß entschloß sich der Herzog mit König Andreas am 28. August 1291 Frieden zu schließen, worin er auf die ungarischen Grenzgebiete Verzicht leistete und sich begnügte, für die Wiener Kaufleute einen vortheilhaften Handelsvertrag einzutauschen.

An dem demüthigenden Friedensschluß mit Ungarn trug viel die Aussichtslosigkeit auf Reichshilfe bei. In Deutschland war die Lebenskraft seines Vaters Kaiser Rudolf's gebrochen. Von den Aerzten aufgegeben, sah man seinem baldigen Tode entgegen. „Wohlan", rief muthig und gefaßt Rudolf selbst, als ihn die Aerzte von seinem hoffnungslosen Zustande in Kenntniß gesetzt, „nach Speier zur Gruft meiner Ahnen, die auch Könige waren, will ich selbst reiten, damit mich Niemand führen darf." Erschöpft von den Anstrengungen der Reise, verschied der Kaiser am Tag nach seiner Ankunft, am 15. Juli 1291, in der Kaiserstadt. Inmitten der größten Bedrängniß drang die erschütternde Trauerbotschaft zu Albrecht. Welche Hoffnungen konnte er gegenüber diesem Ereignisse auf eine Reichshilfe setzen, da ihm nicht unbekannt gewesen sein konnte, daß die Kurfürsten für sein Haus kein großes Wohlwollen hegten!

Bald sollte aber Albrecht noch härtere Kränkungen erfahren. Wie wohl drei seiner Schwäger im Rathe der Kurfürsten saßen, fiel die Wahl zum römischen König nicht auf ihn, sondern auf den Grafen Adolf von Nassau (5. Mai 1292). Für Steiermark schürte die dem Herzoge feindlich gesinnte Partei der Landherren, ermuthigt durch die Niederlage, welche dieser bei der Königswahl erlitten, die Flamme des Aufruhrs. Sie beschuldigte den Landeshauptmann, Abt Heinrich von Admont, daß er die Landesrechte verletzt, und gieng mit dem Plane um, mit Hilfe des Königs Adolf einen neuen Herzog einzusetzen. Wohl gelang es Albrecht im Mai 1293 zu Linz eine Vereinbarung mit den steirischen Landherren zu erwirken; aber die Gährung und Unzufriedenheit dauerte fort, sie verpflanzte sich in immer steigernden Maße auch nach Oesterreich und kam hier bei einem Unfall, der den Herzog traf, unerwartet zum Ausbruch.

Am 11. November 1295 war Herzog Albrecht in der Burg während der Tafel erkrankt. Die Aerzte dachten an eine Vergiftung und ließen ihn, da andere Heilmittel nicht halfen, an den Füßen aufhängen, damit das Gift sich nach unten senke und durch Augen, Ohren, Nase und Mund ausströme. Albrecht verlor die Besinnung und hing längere Zeit bewußtlos da, so daß man ihn für todt hielt. Nach einiger Zeit kam er wieder zu sich und genas langsam, büßte aber diese Kur mit dem Verluste eines Auges.

Im Land hatte sich das Gerücht verbreitet, daß Albrecht gestorben sei. Die österreichischen Landherren, dem Beispiele der Steirer folgend, bemächtigten sich dieses Zwischenfalles, um die schwäbischen Räthe des Herzogs aus Oesterreich zu vertreiben. Als sich später zeigte, daß das Gerücht falsch war wollten die Landherren, bloßgestellt durch die vorbereiteten Schritte, nicht zurückweichen. Sie veranstalteten eine Adelsversammlung in Stockerau, um sich über gemeinsame Schritte zur Vertreibung des Herzogs zu berathen und mit König Adolf in Verbindung zu treten, damit er im Namen des Reiches von Oesterreich Besitz ergreife. Auch die Wiener wurden in diese Bewegung hineingezogen, wozu der gewichtigste Grund gewesen sein mag, daß sie mit dem Herzog noch immer zu keiner Vereinbarung über ein neues Stadtrecht gelangt waren. Möglich auch, daß dem Stadtrathe, wie wenigstens aus einer überlieferten Andeutung hervorgeht, von König Adolf, dem Gegner Albrechts, lockende Versprechungen in Bezug auf ihre frühere Stellung zum Reich gemacht worden waren.

Nach einer ausführlichen Erzählung in Ottokar's Reimchronik (Cap. 612—619) fiel diese Bewegung in das Jahr 1296. Zuerst war es nach der Reimchronik der „Pöbel", wie der steirische Junker die Handwerksinnungen bezeichnet, der eine drohende Haltung einnahm. Die Schuster schrien, „sie hätten so viel hölzerne Leisten, daß sie in kurzer Zeit den Graben vor der Burg damit anfüllen könnten, wenn der Herzog sie nicht in ihren Rechten belassen wolle." Bürger und Handwerker gingen im Anfang der Bewegung Hand in Hand, verlangten von dem Herzog, daß er die erworbenen Privilegien der Stadt bestätige und unterstützten die Forderung durch eine Massenversammlung vor der Burg. Albrechts Räthe riethen zur Nachgiebigkeit mit der Absicht, später die Schuldigen zu bestrafen, da ihm augenblicklich keine ausreichende Truppenzahl zu Gebote stand. Solch ein schwächlicher Schritt lag aber nicht in Albrechts Charakter. Gegenüber den ausgesprochenen Drohungen verweigerte er beharrlich die Erfüllung aller Forderungen, verließ mit seiner Familie die Burg und zog sich auf das Kahlenberger-Schloß zurück, wo er versuchte, die Stadt, nachdem er Verstärkungen an sich gezogen, auszuhungern. Als die Folgen der entschiedenen Haltung Albrechts eintraten, die Donausperre und die Besetzung aller Straßenzüge zur Hauptstadt eine Stockung in den Gewerben und eine außerordentliche Theuerung hervorriefen, klagten dieselben Handwerker, welche früher mit den Bürgern gemeinsame Sache zum Schutze der Stadtrechte gemacht, den Stadtrath und die reichen Bürgergeschlechter an, daß sie das über die Stadt hereingebrochene Unglück verschuldet hätten. Sie drangen in die Häuser der Reichen, versuchten ihre Vorrathskammern zu plündern und drohten, sie gefangen dem Herzoge auszuliefern. Bei dieser Wendung der Dinge baten die Bürger den

Abt des Stiftes Schotten, er möge sich zu Gunsten der Stadt bei dem Herzoge verwenden. Eine Deputation des Rathes begab sich auf den Kahlenberg. Albrecht verzieh den Bürgern unter der Bedingung, daß sie ihm alle ihre Privilegien zur Prüfung vorlegen, worauf er alle jene Freiheitsbriefe vernichtete, welche des Herzogs Machtvollkommenheit und die Einkünfte der herzoglichen Kammer schmälerten.

Ob diese Erzählung in allen Einzelnheiten auf Thatsachen beruht, ob die ganze Bewegung wirklich in das Jahr 1296 oder mit jener des Jahres 1288 in Eins zusammenfällt, ist bis heute noch nicht aufgeklärt. Thatsache ist, daß außer Ottokar keiner der Chronisten eines im Jahre 1296 vorgefallenen Aufstandes erwähnt, daß aber Herzog Albrecht der Stadt Wien in der That am 11. Februar 1296 ein neues Stadtrecht verlieh, welches sich wesentlich von den früheren Privilegien unterscheidet und daß dieses Stadtrecht auch das älteste ist, welches die Gemeinde im Originale besitzt, während die Privilegien der Babenberger und Hohenstauffen sowie des Kaisers Rudolf spurlos verschwunden und nur in Abschriften aus späterer Zeit erhalten sind.

Mit dem Jahre 1296 schließen die Kämpfe, welche der erste Habsburger im Innern seiner Länder um die dauernde Befestigung seiner Herrschaft zu führen hatte; leise revolutionäre Zuckungen verrathen aber, wie schwer der Adel und die Städte sich fügten, ihre Rechte zu Gunsten der landesherrlichen Gewalt einschränken zu lassen. Nur einem so scharf ausgeprägten Charakter wie Albrecht, konnte es gelingen, sein fest im Auge behaltenes Ziel zu erreichen, und dabei die großen politischen Fragen nicht aus den Augen zu lassen, deren Lösung ihm zur größeren Befestigung der Macht seines Hauses am Herzen lag. Zunächst beschäftigte den Herzog sein Verhältniß zum Reichsoberhaupt König Adolf, welches sich von Jahr zu Jahr feindseliger gestaltet hatte. Albrechts Züchtigung des Erzbischofs von Salzburg für den Friedensbruch im Jahre 1297 und die Drohung des Königs, ihn zu bekriegen, wenn er nicht die Entschädigungs-Ansprüche des Salzburger Kirchenfürsten berücksichtige, führten endlich zum offenen Bruch.

Am 9. Februar 1298 hielt Herzog Albrecht in den Räumen der Hofburg eine glänzende Fürstenversammlung, um die letzten Verabredungen gegen König Adolf einzuleiten. Wien hatte nicht genug Raum, um die zahlreichen Gäste in und vor der Stadt zu beherbergen, so daß die Bürger genöthigt waren, den Gästen ihre Häuser und Wohnungen zu überlassen. Wie gewöhnlich fehlte es auch nicht an Excessen. Bei der Ausgelassenheit der Fremden gegen die Frauen, Töchter und Mägde der Einheimischen kam es vor dem Stubenthore sogar zu einem blutigen Auftritte, wobei in einer Stube zehn Mann, darunter auch Albram, ein Sohn des Kumanerfürsten, erschlagen wurden. Nachdem am 12. Februar hier noch die Verlobung Elisabeths, einer Tochter des

Königs von Ungarn, mit dem neunjährigen Sohn des Königs von Böhmen gefeiert war, brach Albrecht (anfangs März) zum entscheidenden Kampfe um das Reich auf. Am 2. Juli 1298 fand die denkwürdige Schlacht zu Göllheim statt, wo König Adolf in tapferer Gegenwehr sein Leben verlor. Am 27. Juli wählten die Kurfürsten Albrecht zum Könige, ein Ereigniß, welches im Lande freudig begrüßt wurde, da es der erste Herzog von Oesterreich war, dessen Haupt die deutsche Königskrone schmückte.

Nachdem Albrecht das Ziel seiner ehrgeizigen Wünsche erreicht, belehnte er (21. November 1298) anfangs gemeinschaftlich seine Söhne Rudolf, Friedrich und Leopold mit Oesterreich und Steiermark und den dazu gehörigen Ländern, übergab jedoch später seinem Erstgebornen Rudolf die alleinige Regierung, weil die Landherren eine Trennung der Herzogthümer für alle künftigen Fälle vermieden wissen wollten. Der vierzehnjährige Herzog zog anfangs Jänner 1299 in Begleitung der ihm beigegebenen Räthe, des Marschalls Hermann von Landenberg und der drei Brüder Wallsee, in Wien ein; es waren dieselben Männer, welche seit Jahren das volle Vertrauen Albrechts genossen.

Die gewaltigen Veränderungen während der kurzen Regierung Rudolfs in den Nachbarländern Ungarn und Böhmen, wo eine neue Dynastie, die der Anjou den ungarischen Thron bestieg und eine andere Dynastie, die der Přemysliden in Böhmen erlosch, berührten nicht näher unsere Stadt. Keiner der Chronisten weiß zu berichten, daß die Landherren und die Bürger sich in die politische Bewegung der benachbarten Länder hineinziehen ließen. Es ist dieß eine um so beachtenswerthere Erscheinung, als die Habsburger bei ihrem ersten Auftreten in Oesterreich einer entschiedenen Abneigung von Seite des Adels und der Städte begegnet und nur an dem Klerus eine Stütze gefunden hatten. Nach Ottokar, der das Volk mit slavischer Geschmeidigkeit und Schlauheit zu behandeln verstand, so daß er selbst das Andenken der Babenberger in den Hintergrund drängte, hatte König Rudolf von Habsburg die Herzogthümer als erledigtes Reichslehen verwaltet und allerdings ein gutes Andenken im Lande hinterlassen; aber sein Sohn Albrecht verdarb es mit dem Adel und den Städten. Er war ein rechtlicher, tapferer, sittenstrenger Herr, aber karg und gewinnsüchtig und er beging einen Fehler, welchen man ihm nie verzieh, daß er eine Schaar schwäbischer Dienstleute nach Oesterreich zog die über das gesegnete Land nach dem Ausspruche eines zeitgenossischen Dichters wie Wölfe herfielen, die Einheimischen aus den gewinnbringenden Aemtern verdrängten, und übermüthig walteten. Albrechts Bestreben, geordnete Rechtszustände wieder herzustellen, legte man und zwar nicht ganz mit Unrecht dahin aus, daß es ihm nur darauf ankomme, Rechte wieder aufleben zu lassen, die den herzoglichen Säckel füllten. Manche Landherren erblickten

darin etwas Unerhörtes, aus einem Besitz vertrieben zu werden, den sie sich im Grunde nur angemaßt hatten; die Bürger der Hauptstadt waren in Aufregung, daß sie Rechte aufgeben sollten, die wahrscheinlich gar nie in legaler Weise, sondern nur durch Täuschung der Räthe Ottokar's und Rudolf's erworben worden waren. Durch die ganze Regierungsepoche Albrecht's zeigte sich in Oesterreich das Bestreben, die Herrschaft der Habsburger wieder abzuschütteln. Wenn sich daher die Wiener ungeachtet der Dynastiewechsel in Ungarn und Böhmen still und ruhig verhielten, Seifried Helbling, derselbe Dichter, welcher mit patriotischem Unmuth seinem Herzen über die zerfahrenen Zustände seines Vaterlandes zur Zeit Albrecht's Luft macht, uns jetzt erzählt, wie des römischen Königs Kinder zwei achtbare Fürsten seien und wie noch nie solcher Friede als zur Zeit ihrer Herrschaft in Oesterreich anzutreffen war, so spricht sich darin wohl ein Umschwung der politischen Gesinnung zu Gunsten des neuen Fürstengeschlechtes aus.

Worin lag der Grund zu dieser veränderten Stimmung? War es die bessere Erkenntniß oder die Furcht vor der stärkern Hand, welche sich schützend über die Regierung des jungen Herzogs ausbreitete? Mag auch der eine oder der andere Grund auf die günstigeren Verhältnisse von Einfluß gewesen sein, für Wien war sicher der mächtigste Sporn seiner Haltung der fortdauernde Aufschwung in der Entwicklung der Stadt. Immer mehr erstarkte der Wohlstand der Bürger durch die ihnen auch von Albrecht im Jahre 1296 gewährten Handelsprivilegien und durch die Erhebung zur Hauptstadt eines Ländergebietes das sich immer enger aneinander schloß, immer mehr ausbreitete. Politische und merkantile Interessen führten von Jahr zu Jahr eine größere Zahl Fremder nach Wien, immer bedeutender wurde die Ausfuhr der inländischen Erzeugnisse, und seit dem Rückschritte in der deutschen Einwanderung in Ungarn und Siebürgen erhielt der Marktverkehr eine stets wachsende Ausdehnung. Auch zeigte die herzogliche Familie bei verschiedenen Anlässen, daß sie auf das Aufblühen der Hauptstadt Gewicht lege. Schon Albrecht dachte an den Umbau des Stephansdomes in der neuen Bauweise, wie sie in Köln und Straßburg in großartigem Umfang in Anwendung gekommen war. Im Jahre 1300 (oder 1301) führte Herzog Rudolf seine junge Gemalin Blanca, Tochter des Königs Philipp v. Frankreich in die Hofburg und feierte hier glänzende Feste. Im Jahre 1303 verweilte der römische König Albrecht mit seiner Gemalin durch mehrere Monate in unserer Stadt und verlegte hieher den Sitz der Reichsgewalt. Welch reges Leben verbreitete nicht dieser Besuch!

Noch ruhte aber nicht der von Albrecht aufgeführte stolze Bau habsburgischer Macht auf festem Grunde. Im Jahre 1306 ging wohl eine der kühnsten Hoffnungen des römischen Königs in Erfüllung. Rudolf bestieg den durch das Aussterben der Premisliden erledigten böhmischen Thron und

Herzog Friedrich der Schöne erhielt Oesterreich und Steiermark. König Rudolf von Böhmen starb aber schon am 4. Juli 1307 bei der Belagerung der Burg Horazdjovic, wohin sich die Anhänger seines Gegners Heinrich von Kärnthen geflüchtet hatten. Dieß führte zu neuen Verwicklungen. In einer stürmischen Ständeversammlung zu Prag unterlag die österreichische Partei und am 15. August 1307 wurde Heinrich von Kärnthen zum König von Böhmen gewählt, wogegen in Mähren Herzog Friedrich von Oesterreich als rechtmäßiger Thronfolger anerkannt worden war. Diesen Schlag konnte Albrecht nicht verwinden, er beschloß Böhmen und Kärnthen zu bekriegen. Als in demselben Jahr kein entscheidender Erfolg erzielt wurde, sollte der Krieg im Jahre 1308 erneuert werden. Da geschah es im Frühjahr, daß Albrecht am 1. Mai 1308 als Opfer einer von seinem Neffen Johann angezettelten Verschwörung auf der Straße nach Brugg an der Reuß in der Schweiz meuchlings getödtet wurde.

Diese entsetzliche That traf die Söhne Albrecht's in einem verhängnißvollen Augenblicke. Nicht nur, daß ein Glied des Hauses den Namen entehrt und den Familienzwist zur Blutthat gesteigert, die weitausgreifenden Pläne ihres Vaters wurden dadurch mit einem Schlag vernichtet. Keiner der Kurfürsten dachte ernstlich daran, einem derselben die Königskrone zuzuwenden, sondern die Wahl fiel wieder auf einen Grafen ohne Macht, Heinrich von Luxemburg, weil ihnen dieser die größte Kaufsumme für die Krone zugestand. Behauptete man doch damals, daß der erste Kurfürst des Reiches, der Erzbischof von Mainz, in geheimem Einverständnisse mit den Mördern Albrechts gehandelt habe. Unter drückenden Bedingungen belehnte der neue König Herzog Friedrich den Schönen mit Oesterreich und Steiermark und dessen Bruder Leopold mit den Vorlanden. Erst als sie ihre Ansprüche auf Böhmen aufgegeben, sprach der König die Reichsacht über die Mörder Albrecht's aus und die Herzoge Friedrich und Leopold durften nun, ohne Gefahr selbst gestraft zu werden, dieselben verfolgen und ihre Burgen zerstören.

Als Herzog Friedrich im November 1309 von dem Blutgericht über die Mörder seines Vaters nach Wien zurückkehrte, sollte ihn der jähe Schicksalswechsel noch schwerer treffen. Schon zu der Zeit, als er mit einer glänzenden Ritterschaar nach Speier zur Belehnung mit den Herzogthümern gezogen war, hatte sich das Gerücht in Oesterreich verbreitet, daß König Heinrich gesonnen sei, die ihm gefährliche Macht der Habsburger zu brechen. Es fehlte zu keiner Zeit an Menschen höheren und niedrigen Ranges, denen Eigennutz und Gewinnsucht mehr galt als Treue und Rechtlichkeit. So fanden sich auch damals unter den Landherren die Herren von Potendorf und Zelking, die sich an die Spitze einer Verschwörung stellten, um dem Luxemburger den Weg zur Erwerbung der Herzogthümer zu bahnen.

Sie sandten im Geheimen einen Kundschafter nach Speier und überzeugten sich dort, daß sie an Herzog Otto v. Baiern, dem heftigsten Gegner der Habsburger, einen Verbündeten besaßen und König Heinrich VII. ihren Plänen nicht abgeneigt sei. Gleichzeitig verbreiteten sie die Nachricht, daß Friedrich mit den Herzogthümern nicht belehnt wurde, schleuderten die Flamme des Aufruhrs in das Land und rissen fast den gesammten Adel am linken Donauufer mit sich fort. Wohin ihre Schaaren vereint mit jenen der Baiern zogen, verwüsteten sie die Felder, und verbrannten Haus und Hof der Anhänger Friedrich's.

In der klugen Voraussicht, daß alle ihre Unternehmungen keinen dauernden Erfolg besaßen, wenn sie nicht in den Besitz der Hauptstadt gelangten, warben sie auch in Wien Freunde für ihre Sache, und fanden hiebei vorzüglich an den drei angesehenen Bürgern, Berthold, dem Schützenmeister, Otto, Heimo's Sohn und Hanns dem Stadlauer, Unterstützung. Ersterer, ein Mann, den König Albrecht's Gunst aus niederen Verhältnissen bis zur Würde eines Stadtrichters emporgehoben und durch das ihm übertragene Schützenmeisteramt zu Ehren und Geld verholfen hatte, entwarf den verrätherischen Plan, an einem bestimmten Tage früh morgens die Stadtthore zu öffnen, und unter weiß-blauen bairischen Panieren 500 mißvergnügte Edelleute sammt ihrem Gefolge einzulassen, damit diese im Verein mit ihrem Anhange die Burg überfallen, die darin wohnenden jungen Herzoge Heinrich und Otto, Brüder des Herzogs Friedrich, gefangen nehmen, und sich der Gewalt über die Stadt bemächtigen könnten.

Unmittelbar vor Ausführung dieses Anschlages erhielt der herzogliche Hubmeister Ritter Greif, einflußreich wie sein Großonkel, der reiche Dietrich, welcher unter Leopold dem Glorreichen eine hervorragende Rolle spielte, davon Kenntniß. Er versammelte seine Freunde, setzte sie von dem Vorhaben der Verschwörer in Kenntniß und alle gelobten mit Leib und Gut einzustehen zur Bekämpfung jedes Aufruhrs, zum Schutz der Rechte ihres Fürsten. Auf die Unterstützung der Bürger bauend, bot der Hubmeister an 1000 Mann in der Stadt auf, zog mit diesen in die Burg und brachte die herzoglichen Kinder unter Begleitung der Bürger und Söldner in seinem eigenen Hause in Sicherheit. Hierauf ließ er der Bürger Rathhaus und Thurm, die Thürme an den Burgthoren — so hießen alle Eingänge in die Stadt — die übrigen Thürme an der Ringmauer und die Glockenthürme bei St. Stephan durch seine Leute besetzen. Als Berthold von dieser rasch durchgeführten Gegenbewegung in Kenntniß kam und auf keine Unterstützung seines Planes rechnen durfte, sandte er mit Verleugnung seiner Treulosigkeit zu dem Hubmeister mit dem Antrage, daß auch er ihm zu Diensten stehe. Der Hubmeister ließ ihm aber sagen: „Er bedürfe seiner Hilfe nicht; welcher Art die Dienste seien, die man ihm zu Wien antrage, werde sich

bald zeigen, wenn Gott den Landesfürsten oder den Landmarschall, Dietrich von Pilichsdorf, heimführe.“ Beunruhigt durch diese Antwort entfloh Berthold mit seinem Anhang aus der Stadt und ließ den Bürgern, weil sie seine Anschläge durchkreuzt, seine Rache fühlen, indem er ihre Höfe in Brand steckte und ihre Weingärten verwüstete. Mit den Bürgern vereinigten sich auch die Handwerker und wollten ihre Anhänglichkeit an Friedrich dadurch beweisen, daß sie Alle, die im Verdacht der Theilnahme an der Verschwörung standen, wie Otto, Heimo's Sohn, aus der Stadt vertrieben, so daß es der kräftigsten Einwirkung der Bürger und der Geistlichkeit bedurfte, um die aufgeregten Gemüther zu beschwichtigen.

Bei der Rückkehr des Herzogs nach Oesterreich war der Aufstand des Landadels bereits gedämpft. Grausame Strafen verhängte der Landesfürst über die Schuldigen bei dem am 9. Februar abgehaltenen Gerichte. Hanns den Stadlauer ließ er an den Schweif eines Pferdes binden, durch die Stadt schleifen und endlich rädern, zwei anderen Bürgern, Gottfried dem Salzhändler und Wilhelm, die Augen ausreißen und die Zungen abschneiden. Otto, Heimo's Sohn, wurde des Landes verwiesen und sein Besitz konfiszirt.

Nach dieser mißglückten Erhebung wurde die Ruhe in der Hauptstadt nicht weiter gestört. Da Wien in den folgenden Jahren durch andere Ereignisse schwer ins Mitleid gezogen wurde, so wäre jede politische Bewegung von doppeltem Unheil für die Bürger gewesen. Die Kriege Friedrichs hatten dem Lande Geld und Leben gekostet, und um die Bedürfnisse derselben zu bestreiten, reichten die bestehenden Steuern nicht aus; es mußten Mauthen und Zölle, diese drückenden Hemmnisse des freien Verkehres, erhöht und vermehrt, das bewegliche und unbewegliche Vermögen der Bürger belastet werden. Mißrathene Ernten, wie jene im Jahre 1312, steigerten die Preise der Lebensmitteln derart, daß von der ärmeren Volksklasse und namentlich längs des linken Donauufers Viele den Tod des Hungers starben. Regengüsse und Ueberschwemmungen verheerten Aecker und Weingärten und verdarben die Mühlen. Die weiteren Folgen dieser Unglücksfälle waren, daß zahlreiche in Armuth versunkene Leute im Land Gewaltthaten verübten, so daß der Herzog genöthigt war, durch seinen Landmarschall Streifzüge unternehmen zu lassen, um die Diebe und Räuber aufzusuchen und mit dem Tode zu bestrafen. In zwei aufeinander folgenden Jahren stand Wien in hellen Flammen. Am 5. Dezember 1326 brach in dem Hause eines Bäckers in der Wallnerstraße ein so heftiges Feuer aus, daß bald zwei Drittheile der Stadt in hellen Flammen standen. Am 23. März 1327 entstand abermals ein Brand in der Küche des Meisters Heinrich, Notar am Münster zu St. Stephan; er dehnte sich von der Herrngasse, den Kohlmarkt und Graben

entlang bis auf den Stephansplatz und von dort durch die Kärntnerstraße bis zum neuen Markte aus.

Auch Friedrich der Schöne rang wie sein Vater mit aller Macht, seinem Hause die deutsche Kaiserkrone zu erhalten. Aber der überwiegende Einfluß der Päpste ließ es nicht zu, das Kaiserthum dadurch zu stärken, daß einem der fürstlichen Häuser ein bedeutendes Uebergewicht verschafft werde. Es lag eine politische Methode darin, jedem Thronanspruche eine neue Berechtigung gegenüberzustellen. Für die Habsburger war aber diese päpstliche Politik gefährlich, weil zwei Fürstenhäuser, die Luxemburger und Wittelsbacher in den Vordergrund traten, welche ihre unmittelbaren Nachbarn in den Herzogthümern waren. Dadurch ließ sich aber Friedrich und seine Brüder in so aufreibende Kämpfe ein, daß ihre Hausmacht in Gefahr kam, bedeutend verkleinert zu werden. Sie machten sich ihre besten Jugendfreunde zu erbitterten Gegnern und stärkten den Muth ihrer Feinde. Nach dem Tode Heinrichs von Luxemburg (24. August 1312) war Alles, was Friedrich und seine Brüder erreichten, eine zwiespältige Königswahl zu Frankfurt a. M. (19. und 20. Oktober 1314) in welcher Friedrich seinem Jugendgespielen Ludwig dem Baier gegenüberstand, und ein acht Jahre dauernder Krieg, in welchem beide Parteien mit gleicher Erbitterung die Rechte ihrer Könige verfochten. Die Schweizer, der Herrschaft des Herzog Leopold lange schon müde, benützten den Anlaß, sich davon zu befreien. In Schwyz, Uri und Unterwalden begannen die Eidgenossen ihren Unabhängigkeitskampf, verwüsteten die habsburg'schen Besitzungen, befestigten die Zugänge zu den Thälern und pflanzten auf den Höhen ihre Freiheitsbanner auf. Am 15. November 1315 kam es in dem Engpasse zwischen dem Aegeri-See und dem Berge Morgarten zu einer furchtbaren Schlacht, durch deren unglücklichen Ausgang die Schwyzer und Unterwaldner ihre Reichsunmittelbarkeit errangen. Noch trauriger endigte der Krieg der österreichischen Herzoge gegen Ludwig den Baier. Nach der entscheidenden Schlacht bei Mühldorf (28. September 1322) geriethen Friedrich und sein jüngerer Bruder Heinrich ungeachtet ihrer heldenmüthigen Haltung in Gefangenschaft. Während Heinrich, der als Gefangener des böhmischen Königs Johann im Schlosse Pürglitz saß, seine Freiheit schon am 24. August 1323 wieder erhielt, erlangte sie Friedrich erst durch den Münchner Vertrag vom 5. September 1325. Und er mußte es noch als einen Akt der Großmuth hinnehmen, daß ihm nunmehr sein Jugendfreund, Ludwig der Baier, die Rechte eines Mitregenten des Reiches einräumte.

Erlöst von der Gefangenschaft, begannen für Friedrich in Oesterreich neue Tage der Trauer und der Bekümmerniß, die sein an Enttäuschungen reiches Leben noch mehr verdüsterten. Zurückgekehrt nach Wien (Mai 1325) traf er seine treue Gemalin Elisabeth, Tochter des Königs von Arragonien

erblindet. Am 13. Februar 1326 starb Herzog Leopold, mit dem er stets in ungetrübter Harmonie gelebt, zu Straßburg, und ein Jahr später (6. Februar 1327) verlor er seinen Bruder Heinrich, der mit ihm die Gefangenschaft getheilt hatte. Nicht genug, daß Friedrich die Folter dieser rasch auf einander folgenden Todesfälle zu ertragen hatte, knüpft sich an seine Geschicke auch ein Bruderzwist, der erste im habsburgischen Fürstenhause. Herzog Otto der Fröhliche, unterstützt von seinem Schwiegervater, dem König von Böhmen und einem Theil des Landadels, ergriff die Waffen, um sich in den Besitz der Herzogthümer Oesterreich und Steiermark zu setzen. Friedrich und sein Bruder Albrecht behaupteten wohl in dem am 21. September 1328 zu Bruck an der Mur abgeschlossenen Vergleiche ihre Rechte und Otto mußte sich mit den österreichischen Vorlanden, dem Schlosse und der Stadt Hainburg begnügen. Zu tief ergriff aber das unedle Auftreten des Bruders die Seele des schwer geprüften Fürsten. Er zog sich nach Gutenstein zurück und endete dort am 13. Jänner 1330 in der Einsamkeit der Berge sein bewegtes Leben. Sein Leichnam wurde nach seinem Wunsch in die von ihm gestiftete Karthause Mauerbach überführt. Wenige Monate darauf, am 30. Juli 1330, starb in der Burg zu Wien seine Gemalin, Königin Elisabeth, welche ihren Leichnam in der Minoritenkirche nächst jenem ihrer Schwägerin Blanca beisetzen ließ.

Friedrich der Schöne wie sein ihm vorangegangener Bruder Leopold hinterließ keine männlichen Erben. So geschah es, daß die Zukunft des vor wenig Jahren noch aus zahlreichen Mitgliedern bestandenen Fürstengeschlechtes nur auf zwei Erben, Friedrichs Brüdern Albrecht II. und Otto dem Fröhlichen beruhte. Dazu kam, daß wenige Wochen nach Friedrich's Tode Albrecht an der Tafel vergiftet wurde (25. März 1330). Die Aerzte retteten ihn zwar vom Tode; aber er blieb durch sein ganzes Leben an Händen und Füßen lahm und war namentlich in ersterer Zeit durch seinen körperlichen Zustand am thätigen Eingreifen in die Regierungsgeschäfte gehindert. Dieß wollte Otto benützen, um noch einmal mit Ludwig dem Baier den Kampf aufnehmen. Durch die Vermittlung des Königs von Böhmen kam es jedoch noch vor Ausbruch der Feindseligkeiten zu einem Vergleich. Am 6. August 1330 wurde zu Hagenau ein Friede geschlossen, in dem alle streitigen Angelegenheiten zwischen Kaiser Ludwig und den Herzogen von Oesterreich ausgetragen wurden.

Nach dem Hagenauer-Frieden trat in den politischen Bestrebungen der Habsburger eine bedeutungsvolle Wandlung ein. Durch das körperliche Uebel war Albrecht II. gleichsam von der Natur genöthigt, kühnen hochfliegenden Plänen zu entsagen und sich auf die Verfolgung einer friedlichen Politik zu beschränken. Aber auch sein Scharfblick brachte ihn zur Erkenntniß, daß das stolze Ziel, die deutsche Kaiserkrone seinem Hause zu erhalten, unter den

damaligen Verhältnissen keine Aussicht auf dauernden Erfolg hatte. Die Traditionen an die große weltbeherrschende Stellung Deutschlands unter den Hohenstauffen waren verklungen, die Macht und das Ansehen des Reichsoberhauptes durch die Päpste vernichtet und die schmutzige Habgier der geistlichen und weltlichen Reichsfürsten bei den Wahlen ein unübersteigbares Hinderniß für jeden Versuch einer Kräftigung der deutschen Centralgewalt. Gleich anderen Fürsten wandte sich deßhalb Albrecht II. von den großen politischen Angelegenheiten ab und suchte darin einen Ersatz, in seinen Ländern eine möglichst selbstständige Stellung einzunehmen, ihre innere Entwicklung zu fördern und den Verband unter einander zu kräftigen. Es kam die Zeit, wo der Schwerpunkt der Politik unserer Fürsten in die Herzogthümer fiel.

Diese Wandlung der habsburg'schen Politik blieb auch nicht ohne Einfluß auf die Stellung Wiens. Das Land zwischen der Hauptstadt und ihrem Fürsten kräftigte sich in Folge der großen Sorgfalt, die Letzterer der Verbesserung der öffentlichen Zustände des Landes, der Ausrottung der veralteten Privilegien und Gewohnheiten schenkte. Durch diese Gestaltung der Verhältnisse trat Wien für längere Zeit auch aus dem Bereich der großen politischen Begebenheiten. Trotz seiner körperlichen Gebrechen widmete sich Albrecht unermüdet den Regierungsangelegenheiten. Im Geiste der Humanität und Gerechtigkeit trat er Allem entgegen, was Willkür und Unduldsamkeit Raum gab; er schützte die Juden vor Verfolgungen, verbesserte die Rechtspflege, beschränkte die Besitzerwerbungen der Kirche, sprengte die alten Handwerksvereine. Wien erhielt durch Albrecht II. ein neues Stadtrecht (1340) welches, auf älterer Grundlage beruhend, in wichtigen Bestimmungen das seines Vaters vom Jahre 1296 ergänzte. Die einsichtsvolle Gesetzgebung zeigte, woran das städtische Gemeinwesen damals litt, wie das Anhäufen geistlichen Besitzes der Entwicklung des Bürgerthums hemmend in den Weg trat und wie sehr Handel und Gewerbe die Freiheit der Bewegung benöthigten. Leider traf unsere Stadt gerade damals ein Unglück, welches die Entwicklung und den Wohlstand derselben auf Jahrzehnte vernichtete. Im Jahre 1349 brach auch hier eine der größten Epidemien, der „schwarze Tod" aus. Sie war aus Asien nach Europa eingeschleppt worden und herrschte fast in allen Orten des Erdtheils. Auf ihren Höhepunkte stehend, raffte die Seuche an einem Tage in Wien 1200 Menschen hin. Straßen verödeten und ganze Familien starben aus, Reiche und Arme wurden auf dem Kolomannsfriedhof vor dem Kärntnerthore in große Gruben geworfen. Zu vielen Häusern und Erbschaften fand sich kein Erbe, wegen Mangel an Geistlichen konnte kein Gottesdienst gehalten und wegen Noth an Arbeitskräften die gesegnete Ernte des Jahres 1349 nicht eingebracht werden. Herzog Albrecht, während dieser Zeit in Purkersdorf verweilend, hatte Mühe, daß nicht auch in Wien wie in

Straßburg, Zürich, Mainz und Basel, ja selbst in nächster Nähe, wie in Krems, Stein und Mautern, die Juden von dem wüthenden, aufgereizten Volke erschlagen oder verbrannt wurden, weil diese das Unglück durch Vergiftung der Brunnen herbeigeführt haben sollten.

Wenn nicht wichtige Regierungsangelegenheiten den Herzog zu Reisen nöthigten, verweilte er ununterbrochen in unserer Stadt und empfing hier wiederholt die Besuche befreundeter Fürsten, die in Streitigkeiten seine Vermittlung in Anspruch zu nehmen oder ihn als „wohlthätigen Vater vieler Könige und Fürsten" zu ehren gewohnt waren. Zu Anfang des Jahres 1336 besuchte ihn Kaiser Ludwig um wegen des Krieges mit Böhmen Verabredungen zu treffen und ihn mit den Städten Padua und Treviso zu belehnen. Dem Kaiser wurde am 5. Jänner ein sehr feierlicher Empfang zu Theil — nur die Kirchenglocken schwiegen, weil über den Kaiser seit dem Jahre 1331 die kirchliche Strafe der Exkommunikation verhängt war. Noch in demselben Jahre, nach Abschluß des Ennser-Friedens, kam König Johann von Böhmen nach Wien, wo ihn sein Schwiegersohn, Otto der Fröhliche, an das Krankenlager Elisabeths, der einzigen unglücklichen Tochter Friedrich's des Schönen, führte, mit welcher er in jungen Jahren vermählt war. Seitdem die Ehe aufgelöst worden, lebte Elisabeth hier in stiller Zurückgezogenheit und glänzte durch ihre Frömmigkeit, durch ihr mildes, für Armuth und Elend warm fühlendes Herz. Als nun derselbe Mann, dem sie einst treu angehört, vor ihr am Krankenlager stand, wurde ihr Gemüth wohl tief bewegt, aber engelsgleich empfing sie ihn trotz ihres Seelenleidens mit freundlicher Zuvorkommenheit. Wenige Tage darauf (23. Oktober 1336) starb sie, tief beweint vom ganzen Lande, wie es die Lieder bezeugen, in denen Ulrich von Pfannberg die stille Dulderin verherrlicht hat. — Im Jahre 1339 erlebte Herzog Albrecht hier den Tod seines Bruders Otto, dessen Söhne Friedrich und Leopold er zu sich in die Burg nahm, und sie mit seinem Erstgeborenen, Rudolf unter der Leitung des Grafen Ulrich von Pfannberg ihre Studien fortsetzen ließ. Aber schon nach wenigen Jahren (10. August und 11. Dezember 1344) folgten auch sie ihrem Vater in die Gruft zu Neuberg.

Wie Albrecht II. Oesterreich dauernd den Frieden nach Außen hin erhielt, ebenso war er besorgt, seine Länder von dem größten Uebel, vor Zwietracht in der Regentenfamilie zu bewahren. Im November 1355 berief er die Landherren Oesterreichs, Steiermarks und Kärntens nach Wien und legte ihnen eine Hausordnung für seine vier Söhne, Rudolf, Friedrich, Albrecht und Leopold vor, worin diese verpflichtet wurden, in brüderlicher Liebe vereint ewig bei einander zu bleiben und wobei der Adel eidlich zu geloben hatte, denjenigen der Prinzen mit seinen Genossen zu bekämpfen, welcher dieser Ordnung entgegenhandelt. Nach diesem Hausgesetze sollte bei dem Vor-

handensein mehrerer Brüder die Regierung immer gemeinschaftlich, „der älteste wie der jüngste und der jüngste wie der älteste sein.“ Drei Jahre darauf (20. Juli 1358) beschloß Albrecht der II., in der Burg im 69. Jahre sein Leben. „Er hielt,“ ruft Peter Suchenwirth trauernd dem Fürsten nach, „mit Meisterschaft und weiser Kraft den Frieden aufrecht. Meineidige Briefe, meineidige Worte hört ich nie von ihm lesen wie von Manchem der vor ihm war. Seine Worte waren wahrhaft, ganz, nicht pruchig, fein und dabei glänzend von allem Falsch geläutert. Sein Herz kannte keine Missethat, die Treue hauste mit weisem Rath in seines Herzens Grund. Das Herz war wie der Mund, was leider bei manchem nicht ist, der mit dem Munde Gutes thut und im Herzen Arges meint. Man sah Könige und Kaiser zu ihm kommen und seinen Rath nehmen, über ihre Sachen und ihre Noth. Wo war je ein Fürst mit krankem Leibe so unverlegen? Er scheute weder Hitz noch Regen. Kälte, Wasser, Eis noch Schnee um der Ehre willen. Es galt ihm für gar nichts, mit krankem Leib durch Gehölz, Gestein, durch Feld und Wehren zu reisen. Liegt gleich sein Leib erstorben, so lebt doch sein Lob, wie ein Kiel nicht sinkt, sondern auf Wässern oben schwebt.“

Albrecht hinterließ vier Söhne, von denen aber nur der älteste, Herzog Rudolf, großjährig war. Dieser trat nun für sich und seine minderjährigen Brüder die Regierung der Erblande an. Geistig hoch begabt und an der Seite ausgezeichneter Männer, wie des Grafen von Pfannberg und des Grafen von Schaunberg, für seinen künftigen Lebensberuf herangebildet, gewann Rudolf frühzeitig einen tiefen Einblick in die großen Fragen der Politik. Durch die Kränklichkeit seines Vaters oft genöthigt diesen zu vertreten, machte er sich eine seltene Gewandtheit und Sicherheit in seinem ganzen Auftreten eigen. In seinem Charakter lag eine seltene Mischung von Eigenschaften. So besaß er die höchste Meinung von Oesterreichs Bedeutung, von seinem Hause und dem Rang seiner Stellung unter den Reichsfürsten. Aber sein Ehrgeiz trieb ihn nicht an, dem Besitz der deutschen Kaiserkrone nachzujagen. Erfüllt mit fast mystischer Schwärmerei für die Vollkommenheit der fürstlichen Gewalt, hütete er sich doch die Rechte der Landherren anzutasten oder ihren Rath in wichtigen Angelegenheiten bei Seite zu setzen. Wie stolz, prunksüchtig und wählerisch er auch in seinem Hofstaate war, so viel er auf Titel, Würden und äußere Abzeichen hielt, war doch sein Geist frei von Vorurtheilen, und unbefangen wußte er die Schäden und Gebrechen zu beseitigen, an denen die menschliche Gesellschaft jener Zeit litt. Kirchen und Klöstern gewährte er manche Begünstigungen, er stiftete Jahrtäge und Seelenmessen und sammelte leidenschaftlich Reliquien; er gieng aber rücksichtslos zu Werke, wenn die Geistlichkeit ungemessenen Einfluß auf die weltlichen Angelegenheiten ausüben wollte.

Rudolf verfolgte noch schärfer das von seinem Vater eingeschlagene politische System. Er erkannte die Hinfälligkeit der Macht des deutschen Reichsoberhauptes und wollte, um seinem Hause eine glänzende Zukunft zu sichern, einen von Kaiser und Reich unabhängigen Staat begründen, wozu nicht wenig der Umstand beigetragen haben mag, daß die österreichischen Herzoge im Jahre 1356 durch die von Rudolf's Schwiegervater, Karl IV. ausgefertigte goldene Bulle von der Kurfürstenwürde ausgeschlossen wurden. Um diesen Zweck zu erreichen, nahm er zu dem in jener Zeit nicht ungewöhnlichen Mittel Zuflucht, er ließ in seiner Kanzlei die sogenannten Hausprivilegien fälschen, welche die früheren österreichischen Fürsten erworben hatten. Wenn Karl IV. diese Privilegien bestätigt hätte, wie dieß Rudolf von ihm gefordert, so wäre der ganze Verband von Oesterreich, Steiermark, Kärnten und Krain mit Deutschland aufgehoben, der „Pfalzerherzog" wie sich Rudolf auf Grund der gefälschten Freiheitsbriefe nannte, mit kaiserlicher Machtvollkommenheit ausgestattet gewesen. Rudolf erreichte aber nicht die Anerkennung aller Hausprivilegien, ja es kam darüber zwischen ihm und Karl IV. zu offenen Feindseligkeiten, die erst im Jahre 1361 durch Vermittlung des Königs von Ungarn beendet wurden. Nur den Titel „Erzherzog" legten er und seine Nachfolger seit dieser Zeit nicht mehr ab. Dafür gelang dem hochstrebenden Fürsten die Erweiterung des Länderbesitzes. Von dem Patriarchen von Aquileja erwarb er (1362) durch Waffengewalt Laas in Krain und Windischgräz in Steiermark und alle der Kirche zu Lehen gehenden Güter in Steiermark, Kärnten, Krain und der windischen Mark; zu derselben Zeit fielen ihm auch testamentarisch (22. September 1361) die ausgedehnten Besitzungen der Grafen von Görz zu. Im Jahre 1362 schloß Rudolf einen Erbvertrag mit König Ludwig von Ungarn, durch welchen das österreichische und das ungarische Herrscherhaus sich gegenseitig die Nachfolge in ihren Ländern sicherten. Am 2. September 1363 übertrug Margaretha Maultausch dem Herzoge Tirol, und am 10. Februar 1364 gelang es Rudolf mit Kaiser Karl IV. bezüglich Böhmens eine ähnliche Erbeinigung wie mit Ungarn zu Stande zu bringen. Forderten diese Unternehmungen, namentlich der Besitz von Tirol, noch harte Kämpfe, so war damit doch der Plan einer künftigen Vereinigung der österreichischen, böhmischen und ungarischen Länder vorgezeichnet.

Was aber Herzog Rudolf „den Stifter" noch ganz besonders kennzeichnet, dieß war seine große reformatorische Thätigkeit im Innern seines Reiches deren Zielpunkte er mit den Worten der Urkunde vom 9. Juli 1360, womit er die Privilegien des Schottenklosters bestätigte, zu erkennen gab: „daß aller Ruhm und alle Macht des Fürstenthums in dem festbegründeten Glücke der Unterthanen beruhe." Vor Allem lag Rudolf der Aufschwung unserer

Stadt, „des Hauptes aller seiner Länder und Herrschaften, wo er todt und lebendig bleiben wolle," warm am Herzen. Als Rudolf die Regierung antrat, war Wien in einer äußerst schwierigen, gedrückten Lage. Von den alten Bürgergeschlechtern hatten sich wenige mehr behauptet; sie gingen theils in politischen Parteikämpfen, theils durch sociale Verhältnisse zu Grunde, ein großer Theil der noch vorhandenen Bürger war verarmt. Seit den Habsburgern zogen zahlreiche Mönche und Nonnen in die Stadt ein, die zur Sicherung ihrer Subsistenz und zum Bau der vielen neu entstandenen Klöster und Kirchen bedeutende Geldmittel benöthigten. Es gelang ihnen ganz im Stillen von Bürgern und Bürgerswitwen Häuser, Weingärten und Aecker zu erwerben zum Nachtheile der Erben und zum Schaden der Bürgergemeinde, deren landesfürstliche Steuern sich dadurch verringerten, so daß der bürgerliche Besitz innerhalb des Burgfriedens merklich weniger geworden war. Durch die große Pest im Jahre 1349 hatte die Bevölkerung Wien's außerordentlich gelitten. Es war, wie wir schon bemerkt, eine solche Verödung eingetreten, daß ganze Häuser und Straßen ausstarben. Seit dieser Zeit wollte die einheimische Bevölkerung nicht wesentlich zunehmen. Anderseits trat durch den empfindlichen Mangel an Handwerkern eine solche Störung in den Gewerben ein, daß die wichtigsten Lebensartikel aus fernen Städten bezogen werden mußten, wodurch naturgemäß nicht nur eine große Theuerung entstand, sondern auch der Handel nach Ungarn und Italien sehr zu leiden anfing. Selbst während der Regierung Rudolfs betrafen die Stadt wiederholt elementare Unglücksfälle — im Jahre 1361 große Feuersbrünste, jene am 31. Mai zerstörte fast den dritten Theil der Stadt — und eine ungewöhnlich schlechte Getreide- und Weinernte.

Rudolf und seine Räthe wußten die Gebrechen an der Wurzel zu fassen. Sie verschärften Albrechts Verfügung über die Beschränkung der Vermächtnisse an Kirchen und Klöster und hoben die Steuerfreiheit auf. Da die Grundherren das Recht hatten von jedem Haus oder jedem Grunde eine jährliche Abgabe als oberste Eigenthümer derselben einzuheben, wodurch der Kauf und Verkauf des Realbesitzes sehr erschwert worden war, so konnten diese Reallasten abgelöst werden. Grund und Boden der Bürger wurden frei. Noch schlimmer stand es mit dem Rentenkauf. Ein Bürger benöthigte ein Kapital um sein Haus neu zu bauen oder seine Handelsgeschäfte zu erweitern, oder um seine durch schlechte Wein- und Getreideernten herbeigeführten Schulden zu bezahlen. Die Kirche verbot Geld auf Zinsen herzugeben, er durfte daher nicht von einem anderen Bürger Geld borgen, sondern mußte sich entweder an Juden wenden und für ein Pfund Geld, das ist für 240 Pfennige, wöchentlich drei Pfennige Interessen entrichten, oder er bezahlte für das aufgenommene Kapital eine Rente, welche

aber nimmer eingelöst werden konnte. Wurde der Bürger zahlungsunfähig, so erwirkte der Gläubiger die Pfändung auf seinen Realbesitz. Welchen Werth hatte aber ein Haus, worauf das Grundrecht lastete und dessen neuer Besitzer auch noch eine Rente auszuzahlen verpflichtet war! Dadurch geschah es, daß sich oft für ein Haus oder einen Grund gar kein Käufer fand. Auch die Ablösung des Burgrechtes oder Rentenkaufes — eine der größten Wohlthaten — wurde ausgesprochen. Nachdem der Herzog durch diese und ähnliche Verfügungen die Hindernisse eines Wiederaufblühens der Stadt beseitigt, legte er den Grund zu einer tief eingreifenden Umgestaltung des Bürgerstandes. Wer ein Handwerk ordnungsmäßig erlernt hatte, konnte sich in Wien niederlassen, gleichviel woher er kam und wie lange er in der Stadt ansäßig war, und blieb noch überdieß durch drei Jahre von jeder Steuer befreit. Keine Zunft konnte ihn hindern, seine Waaren in der Stadt zu verkaufen. Bald nachdem Rudolf diese Verfügung erlassen, strömten aus Oberdeutschland und vom flachen Lande Handwerker aus allen Zweigen der Gewerbe nach Wien, vertrauend auf das Wort des Herzogs, um an den Vortheilen der als Handelsplatz bekannten Stadt Theil zu nehmen. Viele kamen mit Kapitalien hieher, und kauften öde Häuser und leere Baustellen in der Stadt und den Vorstädten wodurch der freie Grundbesitz hoch im Werthe stieg. Eine merkwürdige sociale Revolution war die natürliche Folge dieser gewerblichen Freizügigkeit. Die Einheimischen, erdrückt durch den Fremdenzuwachs, der mit ihnen gleiche Rechte aber nicht gleiche Pflichten genoß, stürmten wenige Jahre später auf Rudolf ein, dem schrankenlosen Handel und Wandel einen Damm entgegen zu stellen und die Bürger, welche noch vor wenigen Jahrzehnten keinem Handwerker das Bürgerrecht zuerkennen wollten, der nicht einen Grundbesitz im Werthe von mindestens 50 Pfund besaß, drangen durch die Zünfte selbst darauf, daß in Zukunft kein Handwerker in Wien in den Zunftverband aufgenommen werden oder ein Gewerbe ausüben durfte, der nicht eher Bürger wurde, gleichviel ob er Grund und Boden besaß oder nicht.

Während Rudolf durch diese Gesetze dem Bürgerthum in Wien eine neue Grundlage gab, beschäftigten ihn noch andere großartige Pläne, die nicht ohne inneren Zusammenhang mit seiner Idee von der Begründung eines Ost-Reiches standen, dessen geistiger Mittelpunkt Wien sein sollte. Wie er mit nie ruhender Eifersucht den politischen Bestrebungen seines Schwiegervaters Kaiser Karl IV. folgte, der sein Haus von der Spitze des deutschen Reiches verdrängt, so war dieser auch sein Vorbild auf anderen Gebieten. Im Prag hatte Karl IV. 1343 bei der Allerheiligenkapelle der Burg eine Propstei gestiftet. Ein Jahr später brachte er aus Frankreich einen berühmten Baumeister, Mathias von Arras, nach Prag, der den Plan zu einer großartigen Kathedrale entwarf. Bald darauf gründete er nach dem Vorbild in

Paris die erste deutsche Hochschule. Schon bei Lebzeiten seines Vaters machte Rudolf das Zimmer im Thurme der Burg neben dem Widmerthore, an das sich theure Erinnerungen der Kindheit knüpften, zu einer Kapelle. Aus dieser Kapelle wollte er später eine von dem Bischofe von Passau eximirte Kollegiatkirche machen, was Papst Innocenz VI. auch gestattete. Später nahm er den Gedanken des Babenbergers Leopold VII. auf und beschäftigte sich mit der Gründung eines Bisthums in Wien. Da ihm dieß wie seinem Vorgänger bei der päpstlichen Kurie nicht gelang, so kam er auf die alte Idee der Gründung einer Propstei zurück, die aber, weil in der Burg der nöthige Raum fehlte, nach St. Stephan übertragen wurde, wo sein Großvater das Gotteshaus nach einem umfassenden Plan umzubauen begonnen hatte. Mit Begeisterung hatte ihn schon früher (1359) der Gedanke erfüllt, den Umbau der Stephanskirche im großartigen Style fortzusetzen und sich und seiner Gemalin dort eine glänzende Ruhestätte zu geben. Aber auch eine Hochschule wie Prag sollte seine Hauptstadt erhalten (1365), glanzvoller als die Schöpfung seines Schwiegervaters, damit die Träger der Wissenschaft in seinen Ländern von jedem fremden Einfluß befreit würden. So brachte Rudolf drei Werke zur Ausführung, die für die zukünftige Entwicklung der Hauptstadt, für deren Bedeutung im Osten Deutschlands epochemachend geworden sind.

Als hätte es der Herzog geahnt, daß die Tage seiner schöpferischen Regierung gezählt seien, schloß er am 18. November 1364 mit seinen Brüdern Albrecht und Leopold in den Räumen der Hofburg einen wichtigen Familienvertrag ab. Anknüpfend an das Hausgesetz ihres Vaters vom Jahre 1355 gelobten die Herzoge eidlich die Untheilbarkeit ihrer Länder, Herrschaften und Güter und die Ausübung gleicher Rechte, gleichen Besitzes und gleicher Titel. Von dem älteren Hausgesetze wich dieser Vertrag darin ab, daß er dem ältesten Bruder einen größeren Einfluß auf die Regierungsgewalt einräumte, und den jüngeren Bruder nur das Recht zuerkannte, in allen wichtigen Angelegenheiten mit zu berathen.

Im Frühjahr 1365 verließ Rudolf seine Hauptstadt, um sie nie mehr wieder zu sehen. In der Absicht bei der bevorstehenden Erneuerung des Krieges mit dem Patriarchen von Aquileja und dessen Verbündeten die Unterstützung des Barnabo Visconti zu sichern und nebstbei der Vermählung seines Bruders in Mailand beizuwohnen, reiste er nach Italien. Auf der Reise durch Tirol, die Rudolf als Schildknappe verkleidet machte, erkrankte er im Pusterthal und starb mehrere Wochen später (27. Juli 1365) in Mailand. Nach seinem Wunsche wurde der Leichnam nach Wien überführt und im St. Stephansdom begraben. Als 1739 der Sarg geöffnet wurde, fand man den Leichnam, der nicht weniger als sechs Fuß maß, in eine schwarze

Ochsenhaut eingehüllt. Nach Wegnahme der Haut zeigte sich das Gerippe mit einem gestickten noch hell glänzenden Kleide bedeckt, und der Kopf so gut erhalten, daß nicht einmal ein Zahn fehlte. Auf einem bleiernen Kreuze war eine Grabschrift, welche als wichtigste Thaten dieses bewunderungswürdigen Fürsten die Erwerbung Tirols und den Bau der Stephanskirche hervorhob.

Im Sinn des von den drei Brüdern 1364 abgeschlossenen Familienvertrages übernahm Albrecht als der ältere die oberste Regierung. Insoweit es sich um die Sicherung des Besitzes gegen auswärtige Feinde handelte, die nach dem Tod Rudolfs mächtiger als je wieder ihr Haupt erhoben, waren beide Brüder einig. Sie behaupteten Tirol und schlossen sich fest an Karl IV. an, um dem auf eine Theilung Oesterreichs abgesehenen Bündnisse zwischen Ludwig König von Ungarn und dem baierischen Herzoge entgegenzuwirken. Desto größer war die Spaltung zwischen beiden Herzogen im Innern. Uneingedenk der Familienverträge gingen sie von dem Grundsatze der Untheilbarkeit des Besitzes, der gemeinsamen Ausübung der Rechte der Landeshoheit ab, und begründeten durch eine Reihe von Ländertheilungen, deren letzte in das Jahr 1379 fällt, zwei Linien mit ungleichen Ländergruppen, von denen die eine, welche dem Herzog Albrecht zufiel, Oesterreich ob und unter der Enns, die Herrschaften Steier, Hallstatt und Ischl, die andere mit dem Herzog Leopold an der Spitze alle übrigen Herzogthümer und Güter des habsburgischen Reiches umfaßte. Es begann die für Wien und die ganzen Erblande unheilvollste Zeit habsburgischer Herrschaft, die Zeit großen Jammers und Elends, des durch Parteikämpfe demoralisirten Volkes.

An der durch Albrecht III. und Leopold III. begonnenen Theilung der österreichischen Ländergruppe trugen zunächst die Verschiedenartigkeit des Charakters und die Familienverhältnisse der beiden Brüder Schuld. Albrecht, mild und nachgiebig, ein Vater des Friedens und der Versöhnung, besaß aus seiner letzten 1375 abgeschlossenen Ehe mit Beatrix von Hohenzollern, Tochter des Burggrafen von Nürnberg, nur einen zweijährigen Knaben. Leopold, an den ruhmvollen Traditionen seiner Vorfahren festhaltend, wollte selbst herrschen und trug mit Rücksicht auf seine zahlreiche Familie das Verlangen nach dem größeren Antheile an dem Besitz seines Hauses. Für Wien war es in diesen unruhigen, bewegten Zeiten von Glück, daß der milde, friedliche Geist Albrechts auf seine Geschicke Einfluß nahm; aber die Aufgabe, deren Lösung Rudolf hinterließ, erforderte die größte Anspannung der Kräfte der Bürgerschaft. Da übrigens nach den Hausgesetzen der Krieg und die Kontrahirung von Geldschulden eine gemeinsame Angelegenheit waren, so empfand Wien auch das kriegslustige Gebaren des Herzog Leopold. Beide Herzoge stellten stets neue Forderungen an den Stadtrath, bewilligten beträchtliche Steuern und Anlehen, damit die Bürger die benöthigten Summen aufzu-

bringen vermochten. Sie schritten selbst zu harten Bedrückungen der Juden, und waren schon bei dem Tode ihres Bruders (1365) mit einer solchen Schuldenlast beschwert, daß sie dem herzoglichen Hofmeister Hanns von Liechtenstein und vier anderen Männern, darunter dem Wiener Bürger Hanns von Tyrna, auf mehrere Jahre die Landesverwaltung übergaben. Zwei Werke Albrecht's, die Reform der von seinem Bruder gestifteten Universität und die Fortführung des Baues des St. Stephansdomes, bewahren ihm ein ruhmvolles Andenken, wiewohl letzteres die Schuldenlast der Stadt stark vermehrte.

Albrecht's Sorgfalt richtete sich darauf, die Bedeutung Wiens als Handelsplatz zu fördern. Er schloß mit dem König von Böhmen einen Handelsvertrag im Interesse des Verkehres zwischen Wien und Prag, drang bei dem König von Ungarn darauf, daß die Mautfreiheit der Wiener Kaufleute nach Ungarn aufrechterhalten werde und unterzog den Straßenzug nach Venedig mancherlei Beschränkungen zu Gunsten der Wiener. Da eben damals wieder einige Raubritter in Niederösterreich ihr Handwerk schwungvoll betrieben — es war so weit gekommen, daß zwei steirische Landherren bei St. Pölten den Bischof von Passau, der zur Trauung Albrecht's nach Wien reiste, gefangen setzten — so zögerte Albrecht nicht, ihre Nester zu zerstören, wozu die Wiener, die darunter am meisten litten, nicht wenig beitrugen. Die von seinem Bruder angebahnten Reformen in Bezug auf die Befreiung des städtischen Realbesitzes brachte er ohne Zögern zur Ausführung. Daß er viele Juden zur Auswanderung nöthigte, weil er mit ihnen zu grausam verfuhr, daß er ihre Häuser einzog und ihre Bekehrung zum Christenthum gewaltthätig betrieb, lag in den Vorurtheilen des Mittel alters, die in dieser Epoche in höchster Entfaltung waren.

Der Tod Leopold III. im heldenmüthigen Kampfe gegen die Eidgenossen bei Sempach (9. Juli 1386) führte eine neue Wendung in den politischen Verhältnissen der Erblande herbei. Leopold hinterließ vier Söhne, Wilhelm, Leopold, Ernst und Friedrich, von denen der älteste noch nicht siebenzehn Jahre zählte. Wilhelm bat den Herzog Albrecht, ihm die Regierung über die vereinigten österreichischen Länder zu überlassen, und am 10. Oktober 1386 schloßen in Wien die Herzoge einen Vertrag ab, worin die Ländertheilung vom Jahre 1379 aufgehoben wurde. An Albrecht trat nun die Verpflichtung heran, mit größerer Energie als bisher den Regierungsgeschäften zu obliegen. Er hatte den Krieg mit den Eidgenossen zu Ende zu führen, was ihm erst im Jahre 1388 gelang. Das gespannte Verhältniß, in welchem Albrecht zu König Wenzel, dem Sohne und Nachfolger Karl's IV. (seit 1378) auf dem deutschen und böhmischen Throne, stand, trieb ihn mit dessen jüngerem Bruder, König Sigismund von Ungarn, und Markgraf Jobst von Mähren

zu einem Bündnisse, welches im Jahre 1394 zur aktiven Theilnahme an dem Krieg gegen den verhaßten und grausamen böhmischen König führte. Bevor noch die Verwicklungen mit Böhmen zum Abschlusse gelangt waren, starb zu Laxenburg (1395) Herzog Albrecht III. Noch auf seinem Todtenbette warnte er seinen Sohn wie seine Neffen vor Uneinigkeit und einer Ländertheilung. Sein Tod rief in Wien die innigste Theilnahme hervor. Arme und Reiche, Geistliche und Weltliche strömten nach einer gleichzeitigen Chronik zu dem Leichenbegängnisse herbei — „was auch billig war, denn Land und Leute verloren an ihm einen rechten Vater des Friedens."

Albrecht's III. Mahnung zur Eintracht mag wohl aus einer genauen Kenntniß der Gemüther seines Sohnes und seiner Neffen hervorgegangen sein. Albrecht IV. stand bei dem Tode seines Vaters in einem Alter von achtzehn Jahren und war seit einem Jahr mit Johanna von Baiern vermählt. Er erhob als Sohn der älteren Linie Ansprüche auf die Regierung der habsburg'schen Länder. Sein Vetter Wilhelm dagegen, an Jahren weit älter, machte gleichfalls auf Grund der Hausgesetze geltend, daß dem ältesten habsburg'schen Fürsten die oberste Gewalt im Lande zukomme. Der darüber entstandene heftige Streit zwischen beiden Vettern hatte die verderblichsten Folgen. Er verpflanzte sich von den Räumen der Burg aus in alle habsburgischen Länder. In Schlössern und Klöstern, in Städten und Märkten bildeten sich leidenschaftlich entbrannte Parteien für und gegen das Erbrecht der feindlichen Vettern und einer der blutigsten Bürgerkriege wäre unvermeidlich gewesen, wenn nicht die Herzoge im letzten Augenblick den Rathschlägen ihrer Räthe und mehrerer Landherren folgend, am 22. November 1395, einen Länderverwaltungs-Vertrag zu Hollenburg abgeschlossen hätten, worin sie festsetzten, ihre Länder ungetrennt und gemeinschaftlich zu regieren und nur die Einkünfte auf Grund besonderer Verträge zu theilen. Ein besonderer zwischen den Söhnen Leopold III. 1396 errichteter Vertrag regelte die Verwaltung der ihnen zugefallenen Ländertheile.

Welche Haltung Wien in dem Streit zwischen den Herzogen eingenommen, verräth keine Chronik, keine in diese Zeit fallende Urkunde. Aber es scheint nicht wahrscheinlich, daß der einflußreichere Theil der Bürger bei ihrer Verehrung für den Vater Albrecht's IV. — wäre es zum Bürgerkriege gekommen — die Sache des Letzteren verlassen hätten. Einen Anhaltspunkt hiefür bietet das merkwürdige Stadtrecht vom Jahre 1396, worin die drei Herzoge — Leopold IV. hatte damals die Verwaltung der Vorlande noch nicht angetreten — die Grundlagen der damaligen Verfassung umgestalteten, indem sie auch den Bürgern, welche keinen Grundbesitz in der Stadt hatten, d. i. sämmtlichen Kaufleuten und Handwerkern, zum Nachtheil der — die ehemalige Bürgergemeinde bildenden Grund- und Hausbesitzer den Ein-

tritt in den Stadtrath öffneten — eine Verfügung, der allerdings die Berechtigung nicht abgesprochen werden kann, weil seit dem Jahre 1389 auch alle Kaufleute und Handwerker zur Zahlung der Stadtsteuer verpflichtet waren. Bei den religiös-romantischen Neigungen, dem gegen Regierungsgeschäfte gleichgültigen Wesen des Albrecht IV. entstand dieses Stadtrecht sicher unter direkter Einwirkungs Wilhelm's, der thatsächlich an der Spitze der Verwaltung stand. Gewinnt es nicht den Anschein, als ob Wilhelm sich durch dieses Stadtrecht eine Partei unter den Bürgern der Zünfte schaffen wollte zum Nachtheile der „Erbbürger", das ist jener Bürgergeschlechter, die bisher vermöge ihres Grundbesitzes im Stadtrathe allein Sitze und Stimme besaßen?

Die Vorliebe der angesehenen Bürger für Albrecht IV. zeigte sich auch nach dessen Rückkehr von Jerusalem. Eine unbezwingbare Sehnsucht trieb den jungen Herzog im Jahre 1398 zum heiligen Grabe. Wiewohl ihm Alles von dieser Reise wegen der damit verbundenen Gefahren und der erschöpften Kammerkassa abrieth, führte Albrecht seinen Entschluß aus. Es gelang ihm unerkannt das Ziel seiner Träume und Wünsche zu erreichen. Hochgefeiert von den Dichtern über dieses kühne, abenteuerliche Wagniß, kehrte er zu Ende des Jahres 1398 nach Wien zurück, wo seiner von Seite der Bürger und der Universität ein glänzender Empfang harrte. In den aus diesem Anlasse abgehaltenen Festreden verglich man seinen Zug mit der Irrfahrt des Ulysses und erzählte mit überschwenglicher Phantasie, wie Albrecht „das Weltwunder" auf unterirdischen Wegen bis nach Indien gedrungen sei und dort Riesen und Zwerge sah, deren Mund in Schnäbeln auslief.

In den nächstfolgenden Jahren beschäftigte die Herzoge ihr Verhältniß zu Böhmen und Ungarn. Wie im Reiche machte auch in Oesterreich die Mißregierung König W e n z e l's einen schlimmen Eindruck, und nachdem die Reichsfürsten letzteren 1400 der deutschen Krone verlustig erklärt und den Pfalzgrafen Ruprecht zum Könige gewählt hatten, faßte sein Bruder, Sigismund von Ungarn, den Gedanken, durch Beseitigung des verhaßten Fürsten eine neue Ordnung in Böhmen anzubahnen. Sigismund war aber anfangs im eigenen Lande vollauf beschäftigt. Erst im Jahre 1402 gewann er freie Hand. Im Einverständnisse mit den österreichischen Herzogen nahm er seinen Bruder gefangen und brachte ihn nach Wien, wo dieser ein halbes Jahr in der Burg und später in einem Hause am Kienmarkt, wahrscheinlich dem späteren Salzamtsgebäude, als Staatsgefangener lebte. Von hier entfloh er am 11. November 1403 mit Hilfe des Maltheserritters Bohus nach Prag mit Hinterlassung einer bedeutenden Geldschuld an den Wiener Bürger Dietrich Belber. Es ist derselbe, dem Albrecht IV. im Jahre 1404, damit er wieder zu seinem Gelde kam, gestattete, gegen alle Unterthanen Wenzel's Repressalien zu gebrauchen.

Kurze Zeit nach diesem Vorfalle sollten wieder die Regierungszustände in Oesterreich in den Vordergrund treten. Am 14. September 1404 starb Albrecht IV. an den Folgen einer Vergiftung zu Klosterneuburg und hinterließ einen sechsjährigen Sohn, Albrecht V., welcher unter die Vormundschaft Herzogs Wilhelm gerieth. Zwei Jahre später, am 15. Juli 1406, büßte auch Wilhelm durch einen Sturz vom Pferde in Wien sein Leben ein, am Vorabende eines Krieges mit Sigismund. Nicht diese Verwicklung war es, die bei dem jähen Tode Wilhelm's ernste Besorgnisse in Oesterreich hervorrief. Im Gegentheile erwartete man bei den früheren herzlichen Beziehungen Sigismund's zu Albrecht IV., daß er auch dem Sohne seine Zuneigung bewahren werde. Die Ursache der Beunruhigung lag in der nun nothwendig gewordenen Aufstellung einer neuen Vormundschaft, der trostlosen Zukunft, welche sich dadurch den österreichischen Ländern eröffnete. Schon die bisherigen Zustände hatten Oesterreich tiefe Wunden geschlagen. Verderblicher als je wucherten das Räuberwesen an den Grenzen, die Privatfehden der Adeligen, das einheimische Raubritterthum. Und Niemanden im Lande war es ein Geheimniß, daß die Brüder des jüngstverstorbenen Herzogs in größter Uneinigkeit lebten, daß sie in ihren Handlungen sich nicht von dem Wohl der Länder, sondern von Selbstsucht und Eigennutz leiten ließen. Es stand nicht zu erwarten, daß sie nun alle persönlichen Interessen bei Seite setzen und sich zu einer großen patriotischen That emporschwingen würden.

Angesichts dieser im hohen Grade beunruhigenden Lage machten die österreichischen Stände den Versuch, die Regelung der Vormundschaft und der Regierung der verschiedenen Länder und Güter der habsburg'schen Fürsten selbst in die Hand zu nehmen. Unmittelbar nach dem Tode Wilhelm's traten sie zusammen und gelobten am 6. August 1406, unverbrüchlich an der Nachfolge des jungen Herzogs Albrecht V. in der Regierung Oesterreichs festzuhalten. Für die Dauer seiner Minderjährigkeit trafen sie mit den beiden älteren Herzogen der Leopoldinischen Linie, Leopold und Ernst am 12. September eine Vereinbarung, worin sie alle streitigen Punkte in Bezug auf die Verwaltung der einzelnen Länder, die Einkünfte und den Schatz, die Rechte und Privilegien der verschiedenen Stände und den Wirkungskreis des Vormundes genau feststellten. Am 24. April 1411 sollte jedoch die Vormundschaft zu Ende gehen und dann eine neue Ordnung ins Leben treten. Wie klar auch alle Verhältnisse erörtert waren, die Hauptquelle der Zerwürfnisse, nämlich die Frage: welcher von den Herzogen die Vormundschaft über den jungen Neffen übernehmen sollte, blieb durch die Landstände unberührt, entweder, weil sie dieß als eine innere Angelegenheit des Hauses betrachteten, worauf die vorhandenen Hausgesetze Einfluß nahmen oder weil sie selbst über diese Frage uneinig waren. Das formelle Recht war auf Seite des Herzogs Leo-

pold, weil er der älteste unter den drei Brüdern war. Am 14. September 1406 theilte dieser den Landständen mit, daß sein Bruder Ernst auf die Vormundschaft Verzicht geleistet und ihm dieselbe übertragen habe.

Der dadurch hergestellte Friede war nicht von Dauer. Herzog Leopold, der seit Jahren in den österreichischen Vorlanden gelebt, brachte von dort keinen günstigen Ruf mit. Er galt für verschwenderisch in seinem Hofstaat, für hartherzig gegen seine Unterthanen und für sorglos in der Verwaltung der habsburg'schen Besitzungen. Herzog Ernst stand dagegen durch seinen früheren Aufenthalt am Hofe Albrecht IV. mit dem österreichischen Adel in vielfachem Verkehr und sein ruhiges, schlichtes Auftreten, sein fester, entschiedener Charakter hatte ihm viele Freunde erworben. Im Herbste des Jahres 1407 drang, wie Thomas Ebendorfer in seiner Chronik auf Grund einer Tradition erzählt, zu Herzog Ernst nach Graz, wo er Hof hielt, das Gerücht, daß Leopold auf den Rath seines im Lande allgemein verhaßten Kanzlers, des Bischofs Berthold von Freising, mit dem Plan umgehe, den jungen Albrecht zu verdrängen und sich selbst zum Landesfürsten aufzuwerfen. Ob dieses Gerücht begründet war, wissen wir nicht. Möglich, daß es von den Gegnern Leopolds und seines Kanzlers nur ausgesprengt wurde, um die Aufregung der Gemüther zu nähren. Herzog Ernst, welcher erst am 2. Juni 1407 in Wien mit Leopold über mehrere streitige Punkte der Theilungsverträge einen Vergleich geschlossen und am 12. August 1407 zu Innsbruck seinem jüngsten Bruder Fridrich kräftigen Schutz gegen jede Verkürzung seiner Erbansprüche zugesichert hatte, war darüber tief betroffen. Mittelst der in Oesterreich und Steiermark gegen Leopold herrschenden Mißstimmung suchte er durch eine Bewegung unter den Landherren wie in den Städten den zu seiner Kenntniß gelangten Plänen Leopold's entgegen zu arbeiten. So brach im Monate Dezember 1407 einer der schrecklichsten Bürgerkriege los. Kein Schloß, keine Stadt, kein Kloster war sicher vor Ueberfällen, Brandschatzungen und Grausamkeiten, Freischaaren durchzogen das Land, unterstützt von den wiederauftauchenden mährischen Räuberbanden des Sokol und Sidlitz, welche in der Hoffnung auf Beute die Bewegung ausnützten.

Der Hauptsitz dieser Bewegung gegen Herzog Leopold war aber Wien. Hier hatte man Gelegenheit, die Schritte des Vormunds genau zu überwachen, hier fühlte man am schwersten die schwankenden, auf Handel und Verkehr lastenden öffentlichen Zustände. Beruhte das Gerücht von Leopolds Plänen auf Wahrheit so würden nicht nur die Rechte des minderjährigen Albrecht, des Sprößlings der von den Wienern hoch geehrten Albertinischen Linie, schwer geschädigt worden sein, sondern auch ein Bürgerkrieg stand in Aussicht, dessen Ende nicht abzusehen war. Die Universität, ein neuer wichtiger Faktor in politischen Fragen, verhielt sich zwar neutral, aber

diese Neutralität war eine dem Herzoge Ernst entschieden günstige, weil sie von ihm eine gewissenhafte Schonung ihrer Privilegien erwartete. Im Stadtrath besaß aber noch immer der Grund- und Hausbesitz das entschiedene Uebergewicht. Dieser nahm auch die einflußreichen Stellen in Anspruch und den Vertretern der Zechen gelang es in jener Zeit nie mehr als 3—5 Vertreter in den aus 18 Mitgliedern bestehenden inneren Rath zu bringen. Berücksichtigen wir weiter den Umstand, daß Herzog Leopold mit seinen außerordentlichen Steuern und Geldforderungen vorzugsweise den Realbesitz traf, und noch am 28. September 1407 aus Anlaß des mit dem Markgrafen Jobst v. Mähren abgeschlossenen Friedensvertrages sich verpflichtet hatte, an Letzteren eine Summe von 23.000 Dukaten in zwei Raten zu bezahlen, so läßt sich wohl annehmen, daß er unter jenem Theile der Bürger die heftigsten Gegner traf. Diese Spannung zwischen Leopold und einem Theil der Bürgerschaft wurde aber schon früher genährt durch verschiedene Vorfälle, welche zu Ungunsten Leopolds ausgelegt wurden. Als am 5. November 1406 im Judenviertel ein Feuer ausbrach und dieses Unglück viele aus dem Volke benützten, um die Häuser der Juden zu plündern und sie ihrer Werthsachen zu berauben, beschuldigte man die Regierung Leopolds, daß sie wegen Rückstellung der gestohlenen Sachen keine Energie entwickele. In Entscheidungen, welche die Rechte von Handwerkern und Zünften betrafen, wollte man bemerkt haben, daß die Räthe Leopolds diese begünstigten. Bezüglich des herzoglichen Schatzes in der Burg erhob man gegen die Leute Leopolds die Verdächtigung, daß durch sie eine Menge von Silbergeräthen und Schmuckgegenständen abhanden gekommen sei.

Herzog Ernst war nach Wien gekommen, um allfälligen Anschlägen gegen die Rechte des jungen Herzogs entgegenzutreten. Herzog Leopold ging der Begegnung mit ihm aus dem Wege, indem er sich nach Neustadt begab; dessen Kanzler Berthold v. Freising suchte in Enzersdorf Sicherheit. Die Ankunft Ernst's steigerte die Aufregung. Von beiden Theilen wurden nun alle Anstregungen gemacht, im Lande eine mächtige Partei zu bilden, und mit Hilfe der Waffen das Recht der Vormundschaft zu behaupten. Am rechten Donauufer bei Kosterneuburg lagen die Anhänger Ernst's, am linken Donauufer bei Korneuburg jene Leopolds und nur der eingetretene strenge Winter hinderte den Ausbruch der Feindseligkeiten.

Während die beiden Heere bei Klosterneuburg und Korneuburg sich unthätig gegenüber standen, versuchten in Wien die Anhänger Leopolds, bestehend aus Handwerkern und ihren Gesellen, Studenten, verabschiedeten Söldnern und andern stets zu Unruhen geneigten Elementen der Bevölkerung — auch die Schotten gehörten zur Partei Leopolds — einen Aufstand hervorzurufen. Bevor aber derselbe zum Ausbruche kam, ließ Bürgermeister

Konrad Vorlauf fünf Handwerker, einen Krämer, Schuster, Gürtler Waffenschmied und einen Riemer verhaften, welche am 8. Jänner 1408 am hohen Markt durch Erkenntniß des Stadtgerichtes wegen versuchter Meuterei enthauptet wurden. Durch diese etwas voreilige Strenge wurde zwar die Ruhe in der Stadt aufrecht erhalten, aber die Verbitterung im Volke nicht geringer, als wenige Tage später, am 14. Jänner 1408, sich beide Herzoge versöhnten und unter Mitwirkung der Stände einen Friedensvertrag schlossen, in welchem Leopolds Recht der Vormundschaft aufrecht erhalten blieb. Nicht ohne Grund frug man sich, wozu der Stadtrichter solch eine exemplarische Strenge gegen Angehörige der Stadt in einer wenige Tage später zu Gunsten Leopolds entschiedenen Sache geübt habe. Man erblickte darin einen Racheakt politischer Parteileidenschaft und scheint den Bürgermeister und andere Stadträthe im Verdachte eines unberechtigten Einflusses auf die Entscheidung des Stadtrichters gehabt zu haben.

Die zu Klosterneuburg am 14. Jänner 1408 unter Mitwirkung der Stände abgeschlossene Vereinbarung enthielt unter Anderem auch die Bestimmung, daß die Räthe der beiden Herzoge wegen Rückzahlung der Schulden, welche die Vormundschaft im Namen des jungen Herzogs gemacht, insbesonders wegen pünktlicher Tilgung der Kriegsentschädigung an den Markgrafen von Mähren sich in Wien zu berathen hatten. Im Sinne dieser Bestimmung verfügten sich beide Parteien in die Hauptstadt, darunter auch Leopold, der mit großem Gepränge seinen Einzug hielt. Welche Beschlüsse hier gefaßt wurden, ist unbekannt. Ebendorfer schweigt darüber und erzählt nur, daß Leopold in dieser Zeit die Landstände für seine Zwecke zu gewinnen suchte, und dem Stadtrath seinen Unmuth fühlen ließ.

Am 9. April 1408 berief Leopold Abgeordnete der Stadt Wien nach St. Pölten; der Zweck läßt sich auch hier mit Bestimmtheit nicht angeben. Wahrscheinlich handelte es sich, wie wir aus zwei Weisungen des Herzogs an den Stadtrath schließen, um Beitragsleistungen der Stadt zu den Geldbedürfnissen der herzoglichen Kammer. In der einen Urkunde verpfändet Leopold den Wienern die Wassermauth beim rothen Thurm und die zwei Wein-Zölle am Hof und dem Neuenmarkt auf zwei Jahre um 1060 Pfund Pfennige. In der zweiten Urkunde enthebt Leopold den Stadtrath von dem Erlage eines Anschlages von 8000 Pfund Pfennigen zu Gunsten der Forderungen des Hanns Ritter von Laun, der dadurch der Gläubiger der Gemeinde geworden war.

Der Aufforderung des Herzogs, sich in St. Pölten einzufinden, waren Bürgermeister Konrad Vorlauf und die Räthe Rudolf Angerfelder, Hanns Rock, Stephan Poll, Friedrich Dorfner, Wolfart Schädnitzer, Niklas Fluschhart und Niklas unterm Himmel gefolgt. Welchen Verlauf die Verhandlung

nahm, ob die Deputation sich geweigert, die Geldforderungen Leopolds zurückzuweisen, darüber schweigen gleichfalls die Berichte. Nur ist es bekannt, daß die Abgeordneten auf dem Rückwege in dem Wald bei Purkersdorf von Hanns Ritter von Laun und anderen Parteigängern des Herzogs überfallen, nach Ternberg in die Gefangenschaft geführt und erst am 20. Juni 1408 gegen Bezahlung eines Lösegeldes von 2000 Gulden an Laun freigelassen wurden. Hat es nicht den Anschein, daß die Wiener Abgeordneten in St. Pölten sich ursprünglich weigerten den erwähnten Anschlag zu übernehmen und daß Laun sie gefangen nahm, um sich durch einen Akt der Erpressung jene Deckung zu sichern, auf welche ihn Leopold verwiesen hatte? Mindestens war solch' ein brutaler Gewaltakt jener Zeit nicht unähnlich.

Während dieses Zwischenfalles kehrte Leopold mit seinem Kanzler, dem Bischofe von Freising, wieder nach Wien zurück. Sie fanden die Bevölkerung in heftiger Gährung gegen den Stadtrath. Man drang angeblich in den Herzog und seine Räthe, gegen die Bedrücker des Volkes einzuschreiten, nur vergaß uns der diese Angabe machende Chronist mitzutheilen, wie so plötzlich in Volke dieses Rachegefühl wieder erwacht sei. Es scheint, daß Leopold wirklich schlimme Absichten gegen seinen Mündel im Schilde geführt und diese Gährung im Volke hervorgerufen hatte, um sich der einflußreichsten und eifrigsten Anhänger der Albertinischen Linie zu entledigen. Thatsache ist mindestens, daß Leopold rasch bereit war, dem Henker neue Opfer zuzuführen. Ganz unerwartet ließ er Bürgermeister Vorlauf, die Räthe Hanns Rock, Konrad Rampersdorfer und Rudolf Angerfelder, ferner die Bürger Schrul und Richl am 7. Juli gefangen nehmen und die drei Ersteren, Vorlauf, Rock und Rampersdorfer ungeachtet der Verwendung der angesehensten Bürger der Stadt vier Tage später (11. Juli um 6 Uhr Morgens) am Schweinmarkte (heute Bürgerspitalplatz) hinrichten; den übrigen Gefangenen gestattete er, sich die Freiheit durch eine Summe Geldes zu erkaufen. Zuerst wollte der Scharfrichter an dem älteren Rampersdorfer den Spruch vollziehen. „Nicht so geziemt es sich“ rief, sich niederknieend, Vorlauf, „sondern mir, der stets euer Vorläufer in der Vertheidigung der natürlichen Rechte unseres Herzogs war, gebührt der Vorrang. Ich will euch auch im Tode vorangehen.“ Und nachdem er im stillen Gebet seine Seele dem Himmel empfohlen, wandte er sich an den Scharfrichter, der mit Thränen in den Augen zögerte, sein Amt zu verrichten: „Fürchte dich nicht und vollziehe was dir befohlen wurde. Ich vergebe es dir bei Gott, daß du an mir eine Strafe vollziehst, welche ich nicht verdiene. Nur um eines bitte ich dich: führe männlich den Streich.“ Hierauf bot Vorlauf willig sein Haupt dar, ruhig und gefaßt folgten ihm Rampersdorfer und Rock. Bis nach Sonnenuntergang blieben die Leichen am Blutgerüst; darauf wurden sie von den Angehörigen auf



den Stephansfreithof gebracht und in der Nähe des Platzes, worauf sich später der unausgebaute Thurm erhob, beerdigt. Noch heute erinnern zwei Gedenktafeln im Innern des Domes an diese traurigen Opfer politischer Parteikämpfe der Bürger. Im Zwölfbotenchore (dem rechten Seitenschiffe) ist vor den Stufen des Monumentes Kaiser Friedrich IV. in den Fußboden eine große Marmorplatte mit einer Messingtafel eingelassen, deren jetzt schon halb ausgewischte Schriftzüge dem Beschauer den Akt der Hinrichtung mit dem schmerzlichen Hinweis erzählen, daß in dieser Welt die größten bürgerlichen

Tugenden den Menschen nicht vor Gewaltthätigkeit zu schützen vermögen. Diese Inschrift setzte den Ehrenmännern der erste Bischof von Wien, Leopold v. Spaur, († 1479) um der Bürgerschaft Wiens, mit welcher er in freundschaftlichstem Verkehre stand, einen Beweis seiner Verehrung zu geben. Er wies der Platte den Platz nächst dem Monumente Friedrichs an, nicht ohne Beziehung auf das Verhältniß, in dem die drei Bürger zu Herzog Ernst dem Eisernen, dem Vater des Kaisers, standen. Noch über das Grab hinaus reichte der Haß Leopolds. Er ließ das Vermögen der Hingerichteten einziehen, wobei auch fremde ihrer Obhut anvertraute Gelder mitgenommen wurden. Daß der Besitz nicht bedeutend gewesen sein kann, geht aus den vorhandenen letztwilligen Anordnungen derselben hervor. Vorlauf hinterließ Schulden im Betrage von 300 Pfund Pfennigen, wofür der Gläubiger durch vier Joch Weingarten, am Krotenbach bei Sievering und Grinzing gelegen, gedeckt wurde. Beträchtlicher mag der Besitz Rampersdorfers, Baumeisters eines Theils der Kirche Maria am Gestade, gewesen sein.

Durch die Hinrichtung Vorlauf's und seiner Genossen hatte Leopold seine Gegner nicht eingeschüchtert. Nun kam wirklich der Bürgerkrieg zum offenen Ausbruch, und erst am 13. März 1409 gelang es der Vermittlung des Bischofs von Trient und Königs Sigismund von Ungarn, Frieden herzustellen, nach dessen Bestimmungen beide Herzoge zu Vormündern Albrechts eingesetzt wurden. Nach geschlossenem Frieden bewohnten Leopold und Ernst gemeinschaftlich die Burg. Im Juli desselben Jahres kam auch Friedrich aus Tyrol nach Wien und die drei Brüder nahmen eine Theilung des Familienschatzes vor, zum nicht geringen Nachtheile des Mündels, indem sie den Schatz nicht in zwei, sondern vier Theile schieden. Desto besser dachte König Sigismund, der väterliche Freund des jungen Albrecht, der am 30. September 1409 für den Fall, daß ihm nach dem Tode des Königs Wenzel und des Markgrafen Jobst, Böhmen und Mähren zufallen sollte, die Erbverbrüderung mit Oesterreich erneuerte.

Zwei Jahre fehlten noch bis zur Großjährigkeits-Erklärung Albrechts. Mit Sehnsucht blickte man in Wien auf diesen Zeitpunkt, in der Hoffnung der Wiederkehr geordneter Zustände. Regte sich doch der Geist des Widerspruches nicht bloß auf politischem, sondern auch auf kirchlichem Gebiet! Seit dem Auftauchen der Wiclefitischen Lehre an der Prager Universität zogen viele Studenten von dort nach Wien, wo sie nicht Gefahr zu laufen vermeinten, in die theologischen Kämpfe hineingezogen zu werden. Ein Geistlicher aus Augsburg hatte dagegen in einer deutschen Predigt das Volk mit Wiclef's Lehren bekannt gemacht und seit dieser Zeit ließen sich mehrere Bürger in geheimen Zusammenkünften die einzelnen Lehrsätze erläutern. Zur großen Freude der Anhänger Wiclefs traf auch im Jahre 1410 Hussens wärmster

Freund Hieronymus in Wien ein und machte hier, sowie kurz vorher in Ofen, heftige Propaganda für diese Lehre. Als hievon der Passauer Offizial Andreas Grippenperk in Kenntniß gelangte, ließ er Hieronymus gefangen setzen und zog ihn wegen Ketzerei vor das geistliche Gericht. Um seine Feiheit zu erlangen, versprach Hieronymus seine Irrthümer abzuschwören; er entfloh aber nach Mähren. Darüber aufgebracht, wollte Griepenperk nun gegen alle hier befindlichen Anhänger Wiclefs mit großer Strenge einschreiten und verlangte zu seiner Rechtfertigung ein Gutachten der theologischen Fakultät. Wiewohl diese sich für die mildere Praxis des Widerrufs aussprach, worüber der Passauer Offizial die Universität in seinem Eifer mit der Exkommunikation bedrohte, wurde einer der heftigsten Anhänger der wiclefitischen Lehre, der Bürger Hanns Giesser am Mittwoch nach Maria Geburt 1411, auf öffentlichem Platze verbrannt. Es war dieß das erste in unserer Stadt gefallene Opfer der reformatorischen Bewegung auf kirchlichem Gebiete.

Inzwischen war der Zeitpunkt herangekommen, in welchem die Vormundschaft der beiden Herzoge vertragsmäßig zu Ende gieng. Nach der im August 1410 in Wien ausgebrochenen, so heftig wüthenden Pest, daß durch sie allein am 1000 Studenten getödtet wurden, hatte man Albrecht in die alte Herzogenburg Starhemberg an der Piesting gebracht. Aber die Vormünder zeigten keine Lust, dem jungen Herzog die Regierung seiner Länder zu übergeben, weil er noch nicht das 18. Jahr erreicht hatte. Als die Partei des jungen Herzogs den offenen Weg zu ihrem Ziel verlegt sah, griff sie zu einem listigen Anschlag. Reinprecht von Wallsee und Leopold von Eckartsau entführten den Jüngling aus der Burg und führten ihn auf abgelegenen Wegen über die Donau nach Eggenburg, wo die Landstände, eingedenk ihrer Beschlüsse vom Jahre 1406, die Einsetzung des Herzogs in sein Erbe vorbereiten wollten. Während dieses Vorfalles starb aber Herzog Leopold am Schlagflusse (3. Juni 1411); die heftige Gemüthsbewegung soll seinen Tod beschleunigt haben.

Kaum war die Nachricht von dem Tode Leopold nach Eggenburg gelangt, so führten die Stände den jungen Herzog in ihrer Mitte nach Wien. Unter großem Jubel hielt Albrecht seinen feierlichen Einzug in die Burg, begrüßt von dem Stadtrathe und der Universität. Dabei ließ es der Sprecher der Letzteren, Franziskus von Retz, ein gelehrter Dominikaner, in seiner Rede nicht an ziemlich abgeschmackten Schmeicheleien fehlen, indem er bewies, daß der Name Albrecht gleichbedeutend mit „Allgerecht“ sei. Da aber durch diesen Schritt der Stände auch die Brüder Leopolds sich verletzt fühlten und Schwierigkeiten wegen Auflassung der Vormundschaft erhoben, so wählten beide Parteien den eben von den deutschen Kurfürsten zum römischen König gewählten Sigismund von Ungarn zum Schiedsrichter, welcher am 30. Okto-

der 1411 die Entscheidung fällte, daß Albrecht ausnahmsweise mit 14 Jahren volljährig zu erklären sei, „da der himmlische Schöpfer ihm in seinem Alter genug redliche Vernunft und Sinne verliehen habe.“ Seine unveränderte väterliche Gesinnung gegen Albrecht legte er dadurch an den Tag, daß er dem jungen Herzog seine Tochter Elisabeth zur Gemalin bestimmte und an diesen Familienakt zugleich ein Schutz- und Trutzbündniß knüpfte, wodurch ihm zunächst die glänzendsten Aussichten auf Vergrößerung der durch Theilungen und Uneinigkeiten geschwächten Dynastie eröffnet wurden.

Die Grundlage der Politik Albrecht V. blieb auch in Zukunft sein freundschaftliches Verhältniß zu König Sigismund, dem er die politischen Erfolge, die Verwirklichung der weitausreichenden Pläne Rudolfs IV. zur Gründung einer großen habsburg'schen Territorialmacht verdankte, welche durch die letzten Fürsten in den Hintergrund gedrängt worden waren. Vereint mit Sigismund entging er auch jenen Gefahren, in denen er durch die herausfordernde Haltung und das Mißgeschick seines Oheims Friedrich von Tyrol gerathen konnte.

Unter allen Begebenheiten während der Regierung Albrechts war von größter Bedeutung seine Stellung zur Kirche, beziehungsweise seine entschiedene Haltung in den Hussitenkämpfen. Während König Wenzel in Böhmen keine Ahnung von den Folgen der kirchenfeindlichen Bestrebungen des Magister Hus und seiner Anhänger zu haben schien und sie frei schalten und walten ließ, suchte Albrecht auf Anrathen seiner Regierung dem kirchlichen Verfalle durch eine Reform der Klöster in seinem Lande entgegenzuwirken und instruirte seine Gesandten am Konzil in Konstanz, sowie später auf dem Konzil zu Basel in dem Sinne, daß sie alle Schritte der dort versammelten Väter zur Hebung des religiösen Geistes und zur Beseitigung des päpstlichen Schisma's zu unterstützen hätten. Sämmtliche Klöster der Benediktiner und Augustiner wurden 1418 und in den folgenden Jahren genau untersucht und mit neuen Disziplinar-Vorschriften versehen, die freilich nicht über ganz unbedeutende, formelle Dinge hinausgingen, dagegen den Kern der Reform, die Hebung der Bildung und Moral der Geistlichkeit, unberührt ließen. Gegen die Hussiten trat er, im Bunde mit Sigismund, mit aller Strenge auf und nahm nach dem Tod Wenzels (1419) an der Bekämpfung der Unruhen, die sich bis nach Oesterreich verpflanzten, den lebhaftesten Antheil. Abrecht wußte recht wohl, daß ein dauernder Sieg der Hussiten ihm jede Hoffnung auf die Erwerbung Böhmens benehmen würde. Und als nach achtzehnjährigem Kämpfen auf dem Basler-Konzil (1433) eine Vereinbarung mit den Hussiten zu Stande gekommen war, hielt Sigismund seinen Einzug in Prag (1436), der gleichbedeutend war mit dem Siege der katholischen Partei und der habsburgischen Erwerbung des Landes.

Wiewohl Wien auch in dieser Zeit von den politischen und religiösen Bewegungen mehrfach berührt wurde, so entwickelte sich doch das öffentliche Leben im Ganzen friedlich und ruhig. Durch eine Schule schmerzlicher Erfahrungen belehrt, kehrte für einige Zeit die Erkenntniß ein, daß Uneinigkeit und Schmähsucht, Unduldsamkeit und Mißbrauch der Gewalt dem Gemeinwesen jeder Stadt die tiefsten Wunden zu schlagen vermögen. Von heftigen Reibungen zwischen den Bürgern und den Zünften, einem Haß der unteren Volksklassen gegen die Besitzenden ist in diesem Zeitraume keine Spur zu entdecken. Ein gewaltiger Aufschwung der Stadt wäre neuerdings möglich gewesen, wenn die Bürger nicht unter der Last drückender Steuern und Anleihen gestanden, und in dem Niederlagsrecht nicht beeinträchtigt worden wären. Denn je mehr sich das Bürgerthum in anderen Städten entwickelte, je lockerer der Verband mit dem deutschen Reiche und je schlechter das Münzwesen in Oesterreich geworden war, desto mehr suchten auch die oberdeutschen Städte neue Straßenzüge auf. Damit fehlte auch den Bestimmungen Albrechts über die Rechtspflege, den Handel fremder Kaufleute in und über Wien, über die Marktpolizei und den Weinbau, der praktische Erfolg. Drei große Feuersbrünste in den Jahren 1424, 1426 und 1436 und eine Pestseuche in der Zeit vom Mai bis Dezember 1436 hatte dem Wohlstande einzelner Familien wohl großen Schaden zugefügt. Zum Glück waren sie aber nicht so verheerender Art wie in früheren Zeiten. Einen glänzenden Aufschwung nahm unter Albrecht die Universität, sie war der Sitz der ausgezeichnetsten Gelehrten, der Sammelpunkt der studierenden Jugend aus ganz Süddeutschland und Ungarn, insbesonders seitdem in Prag der nationale Geist durch Hus zum glühenden Haß gegen die Deutschen gesteigert worden war. In der religiösen Bewegung dieser Epoche trat Wien für eine entschiedene Reform im Schooß der Kirche in die Schranken, ebenso unterstützte aber auch die Stadt Albrecht auf das kräftigste zur Bekämpfung der Hussiten. Entscheidend in der kirchlichen Frage war die Haltung der Universität. Diese nahm durch ihre Vertreter den Standpunkt der Reform so nachdrücklich ein, daß sie sich die größten Verdächtigungen von kirchlicher Seite zuzog. Eine glänzende Vertretung hatte sie in den ersten Jahren des Basler Concils (1432 – 1434) an Thomas E b e n d o r f e r. Vereint mit den Pariser Abgeordneten gehörte dieser zur Partei, welche gegen Papst Eugen IV. die heftigste Opposition machte. In den hussitischen Streitfragen stand dagegen der Wiener Professor ganz auf Seiten der strengorthodoxen Partei. Er wollte durchaus nichts von der Konzession wissen, daß den Böhmen das Abendmals-Sakrament unter beiden Gestalten zu empfangen gestattet sein solle, und verließ zuletzt das Concil, als Herzog Albrecht aus politischen Gründen sich zu Konzessionen an die Hussiten geneigt zeigte.

H u s s i t i s c h e Emissäre durchzogen Oesterreich durch mehrere Jahre in männlicher und weiblicher Verkleidung. Auch in Wien begegnen wir Spuren der mit Blut getränkten, fanatischen Bewegung. Im Gefängniß des Kärntnerthurm schmachteten Männer und Weiber, die im Verdachte standen, der hussitischen Lehre zu folgen. Als im Jahre 1425 Albrecht den Feldzug gegen die Hussiten erneuerte, hatte ihm der Stadtrath 200 Reiter zur Verfügung gestellt. Auf dem Landtage des Jahres 1426 wurde von den Ständen ein förmliches Aufgebot gegen die Hussiten erlassen und Wien verhalten, bis zum 24. Februar 300 Reiter nach Laa zu senden. Der Bürgermeister H. S c h a r f e n b e r g e r stellte sich selbst an die Spitze des Aufgebotes und zog bis nach Iglau, wo die Stadtsöldner durch nahezu zwei Monate im Feld standen. Außer ihnen hatten alle wehrhaften Leute von 16—70 Jahren daran Theil zu nehmen. Um Pfingsten des Jahres 1428 waren die Hussiten bis in die Umgebung Wiens vorgedrungen. Sie lagerten unter Führung Prokops bei Jedlersee in einer Stärke von 10.000 Mann, ringsumher durch Raub, Brand und Zerstörung der Kirchen ihren Fanatismus bezeichnend und wurden nur durch die energischen Vertheidigungsmaßregeln, die Aufführung von Bollwerken und Verhauen längs der Donau verhindert, auch hier tausendfaches Elend zu verbreiten.

Zu der Aufregung, welche der Ausbruch des Religionskrieges in allen Gemüthern hervorrief, gesellte sich ein Ereigniß, das nun auch einen förmlichen Vernichtungskrieg gegen die J u d e n hervorrief. Es wirft ein düsteres Streiflicht auf den damaligen Geist der Justiz, den selbst ein Charakter wie Albrecht genährt, um jene Güterkonfiskationen der Juden fortsetzen zu können, die dem bedrängten Staatsschatz zu Hilfe kommen sollten. Um Ostern 1420 verbreitete sich das Gerücht, das Weib des Meßners an der Laurentius-Kirche zu Enns habe consecrirte Hostien gestohlen und diese dem dortigen reichen Juden Israel verkauft, der sie an andere Glaubensgenossen zum Gespött vertheilt haben sollte. Kaum hatte man von diesem Gerücht vernommen, so wurden Israel und dessen Frau, das Meßnerweib und mehrere verdächtige Juden eingezogen und nach Wien geführt, um hier einer gerichtlichen Untersuchung unterzogen zu werden. Wiewohl die Juden unerschüttert auf ihrer Unschuld verharrten, so gab Herzog Abrecht doch den Befehl, alle Juden in Oesterreich in die Gefängnisse zu werfen. Dieser Befehl (vom 24. Mai 1420) rief einen panischen Schrecken unter den Juden hervor. Sie sahen sich im Geiste allen Qualen und Mißhandlungen des Foltertodes preisgegeben. Um diesen zu entgehen, bequemten sich manche zum Christenthume überzutreten, andere (wie mehrere Weiber in Mödling und Perchtoldsdorf) machten ihrem Leben freiwillig ein Ende, weil sie die Martern eines Feuertodes fürchteten. Männer und Weiber erwürgten sich mit Stricken oder brachten sich gegenseitig

tödtliche Wunden bei, wie die gepriesenen Helden des Alterthums treu an dem Glauben ihrer Väter festhaltend. Nur ein Theil der Juden wartete standhaft den Ausgang der Verfolgung ab. Nach Ablauf eines Jahres hatte das Wiener Stadtgericht die peinliche Untersuchung beendet und legte dem Herzog das Strafurtheil zur Bestätigung vor. Am 12. März 1421 wurde das Urtheil auf der Schranne am hohen Markt verkündigt; aus dessen noch vorhandenen Begründung ging hervor, daß das Meßnerweib eingestanden hatte, das heilige Sakrament aus der Kirche zu Enns gestohlen und einem Juden und einer Jüdin verkauft zu haben, welche die Hostien wieder an andere Juden und Jüdinnen in und außerhalb Oesterreich vertheilten. An demselben Tage wurde auch das Urtheil vollzogen. Die als schuldig Erkannten büßten ihr Leben auf dem Scheiterhaufen, der auf der Gänseweide, dem sogenannten Gries in Erdberg, errichtet wurde. Alles Eigenthum der Juden in Oesterreich hatte hierauf der Fiscus eingezogen und die Eigenthümer aus dem Lande verwiesen. Wien zog aus dieser grausamen Judenverfolgung den Vortheil, daß im Jahre 1422 alle in der Stadt gelegenen Judenhäuser in das Grundbuch der Gemeinde übergingen.

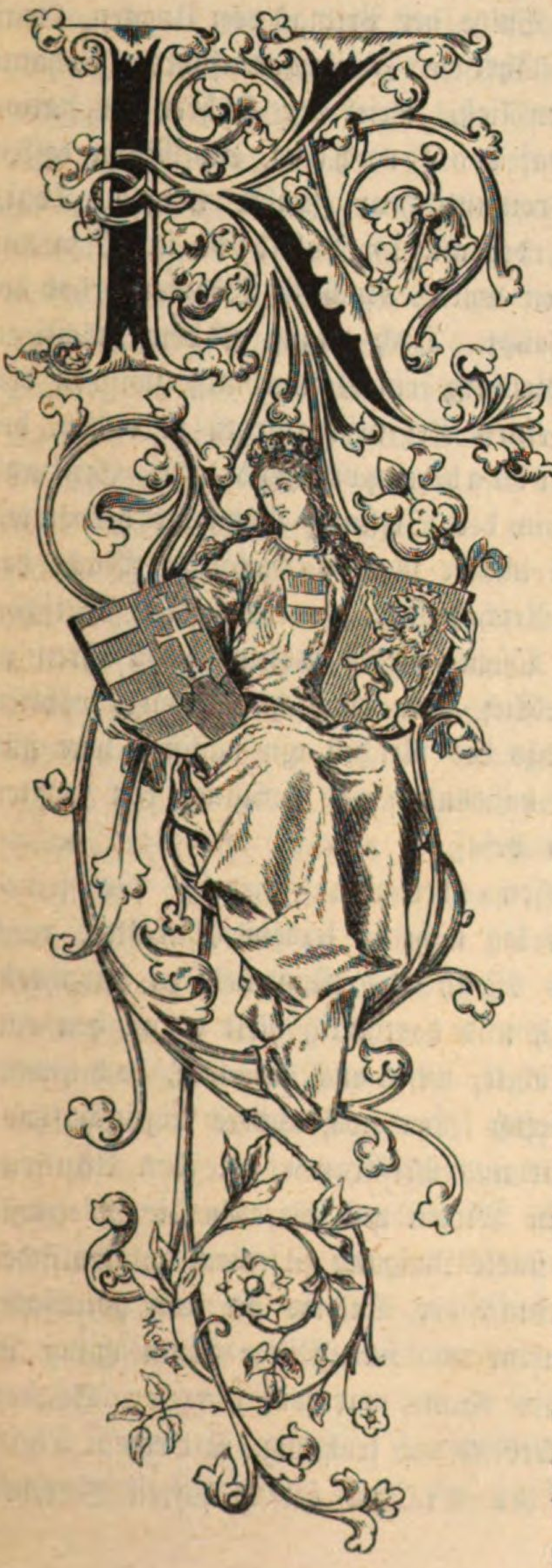
Die warmen, freundschaftlichen Beziehungen Herzog Albrecht V. zu König Sigismund brachten einen lebhaften persönlichen Verkehr beider Fürsten mit sich. König Sigismund war ein oft und gern gesehener Gast in den Räumen der Hofburg, und wiederholt gaben auch die Bürger ihrer Freude darüber lebhaften Ausdruck, zudem sie an dem König einen warmen Förderer ihrer Handelsinteressen besassen. Ganz Wien schmückte sich festlich, als an seiner Seite Prinzessin Elisabeth, des Herzogs früh versprochene Braut, in Wien einzog und am 19. April 1422 vor dem Altare des heiligen Stephan in der Domkirche ihre Vermählung feierte. Als im August 1435 Sigismund fast gleichzeitig mit dem Könige v. Bosnien von Regensburg nach Wien gekommen war, zogen ihnen der Bürgermeister mit dem gesammten Stadtrathe und den angesehensten Frauen und Töchtern der Stadt entgegen. Unter einem kostbaren, reich mit Gold durchwirkten Baldachin, eigends zu diesem Zwecke angefertigt, ritt der Kaiser nach St. Stephan. Hierauf überreichte ihm die Stadt goldne Gefäße im Werth von mehr als 230 Pfund Pfennige, ja selbst die Bürgersfrauen ehrten Sigismund durch ein werthvolles Goldgeschenk, während der König von Bosnien ein Fuder Wein und 4 Muth Haber erhielt. Sieben Tage dauerten die Feste, mit denen die Anwesenheit des Kaisers gefeiert wurde; unsere Quelle vergißt nicht den Beisatz, daß auch die Bürgersfrauen in die Burg zur Theilnahme geladen waren. Ueberdieß liehen die Bürger dem Kaiser, dem die Friedenspräliminarien mit den Böhmen viel Geld gekostet, 6000 Pfund Pfennige gegen Verpfändung seines Silberschatzes, welcher im Rathhausthurm hinterlegt wurde.

Diese glänzenden Festtage waren die letzten, welche der Kaiser an dem Hofe seines Schwiegersohnes zugebracht hatte. Im Jahre 1436 erkrankte Sigismund und starb am 9. Dezember in Znaim in den Armen Albrechts und dessen Gemalin Elisabeth. Sterbend empfahl er den Ständen auf das Eindringlichste, die Kronen von Böhmen und Ungarn seinem Schwiegersohne zu übertragen.

Noch unter dem ersten Eindrucke der Trauer anerkannten die Ungarn ohne den geringsten Widerstand Albrecht als ihren König und vollzogen an ihm und seiner Gemalin am 1. Jänner 1438 zu Stuhlweißenburg die feierliche Krönung. Freudig bewegt eilte eine Deputation des Wiener Stadtrathes bestehend aus dem Bürgermeister Steger, den Räthen Konrad Hölzler, Stephan Wirsing und Hanns Würfel, ungeachtet der rauhen Jahreszeit nach Stuhlweißenburg, um dem König die Krönungsgeschenke der Stadt zu überreichen. Die Mitglieder der Deputation schlug Albrecht zu Rittern. Wien feierte den Krönungsakt durch Freudenfeier, ein Hochamt bei St. Stephan und einen festlichen Umzug mit dem Heiligthum. Kaum nach Wien zurückgekehrt traf aus Frankfurt das Wahldiplom mit der Bestätigung der Nachricht ein, daß er am 18. März 1438 zum römischen Könige gewählt worden sei — eine ihm zugedachte Würde, welche er nur nach längerem Zögern und mit Zustimmung der ungarischen Magnaten durch eine feierliche Erklärung in der St. Stephansdomkirche (29. April 1438) annahm. Schwieriger gestalteten sich dagegen die Verhältnisse in Böhmen. Hier waren die Stände in zwei Parteien gespalten, von denen die katholische Albrecht am 29. Juni 1438 in Prag feierlich zum Könige gekrönt hatte. In dem Lager der utraquistischen Partei galt der Jagellone Kazimir, ein dreizehnjähriger Prinz, als König von Böhmen. Aber der kurze Krieg zwischen den Anhängern des Erbkönigthums und des nationalen Wahlkönigthums endete zu Gunsten Albrechts, so daß im Jänner 1439 zu Breslau Friedensunterhandlungen eröffnet werden konnten. Nunmehr im Besitze dreier mächtiger Kronen schien Albrecht berufen zu sein, den durch die Luxemburger verdunkelten Stern seines Hauses wieder mit neuem Glanze zu beleben. Sicher wäre ihm dieß auch gelungen, wenn nicht der Tod zu früh in sein Wirken eingegriffen hätte. Kaum war der Krieg mit dem polnischen Prätendenten beendigt, so galt es gegen den Sultan ins Feld zu ziehen. Als Albrecht bei Tüderev den Strom übersetzen und die Feinde angreifen wollte, ergriff Furcht und Schrecken seine Schaaren. Von dieser Schmach und der verpestenden Fieberluft auf das Krankenlager geworfen, starb er auf dem Wege nach Wien am 27. Oktober 1439 zu Neszmely bei Gran.

Sechster Abschnitt.

Die Zeit Kaiser Friedrich IV.



Kaiser Albrecht II. hinterließ unmittelbar nach seinem Tode keinen männlichen Erben. Erst mehrere Monate später, am 22. Februar 1440, gebar dessen Gemalin Elisabeth zu Komorn einen Knaben, Ladislaus, welcher deßhalb auch den Namen Posthumus, der Nachgeborne, erhielt. Mit Berufung auf das habsburgische Hausgesetz, welches freilich auch anders ausgelegt werden konnte, nahm die Vormundschaft im Einklang mit dem letzten Willen des Vaters Herzog Friedrich V., der älteste Sohn Ernst des Eisernen, allein in Anspruch, der auch bereits die Vormundschaft über Sigismund, den minderjährigen Sohn seines Oheims, des am 24. Juni 1439 verstorbenen Friedrich von Tirol, übernommen hatte. Anders dachte die königliche Witwe. Diese wollte den jüngeren Sohn Ernst des Eisernen, Herzog Albrecht VI., als Vormund. So wurde nach dreißigjährigem inneren Frieden der Keim zu neuen, unheilvollen Verwicklungen gelegt, durch das Heraufbeschwören neuer Zwietracht im habsburg'schen Hause. Der politische Parteikampf tobte unter dem Adel wie in den Städten und die kaum errungenen Erfolge zur Begründung eines großen Reiches, unter habsburg'schem Scepter stehend, wurden untergraben.

Mit Ausnahme des Hubmeisters und Kammergrafen Ulrich von Eizing hielten sich die österreichischen Stände an die Auslegung der Hausgesetze in dem letzten Willen des Vaters. In Ungarn dagegen entbrannte der Bürgerkrieg. Ungeachtet Elisabeth mit Hilfe ihrer treuen Dienerin Helene Kottauner sich der ungarischen Kroninsignien bemächtigte, den zwölf Wochen alten Ladislaus auf abgelegenen Pfaden und mitten durch den Herd der rebellischen Magnaten nach Stuhlweissenburg brachte und hier am 15. Mai 1440 von ihren Anhängern, an deren Spitze der Primas von Ungarn, Graf Ulrich von Cilli und der kühne mährische Freischaarenführer Johann Jiskra von Brandeis standen, krönen ließ, berief der Führer der nationalen Partei Johann Corvinus, Graf von Hunyadi, ein Mann dessen Knabenjahre schon die Volkssage mit romantischem Zauber umgab, König Wladislaw I. von Polen ins Land, der am 17. Juli 1440 in Ofen mit der Grabeskrone des h. Stephan gekrönt wurde. Auch in Böhmen erhob die utraquistische Partei der Stände ihr Haupt. Doch gelang es dem mächtigen vermittelnden Einfluß Ulrichs von Rosenberg ein Kompromiß zwischen den Parteien herbeizuführen und vorläufig einen Regentschaftsrath zu bilden, bis ein junger Utraquist, Georg von Podiebrad, emporragend durch Geist und Thatkraft, eine unerwartete Wendung in der Stellung Böhmens hervorrief. — In Deutschland war inzwischen die immer mehr anwachsende Macht der Osmanen ein wichtiger Faktor in der Reichspolitik geworden. Die deutschen Reichsfürsten hofften den ihnen vom Osten wieder drohenden Gefahren zu begegnen, indem sie den Herzog Friedrich zum römischen König wählten (2. Jänner 1440), weil er der Ostgrenze des Reiches am nächsten war und als Vormund des künftigen Erben der habsburgischen Erblande den größten Einfluß auf die dort wohnenden Völker besaß.

In solch schwierigen Verhältnissen übernahm Friedrich für seinen Mündel Ladislaus die Regierung. Es lag nicht in seinem Charakter, rasch und entschieden zu handeln, wohl aber Muth und Ausdauer zu bewahren, wenn kritische Momente eintraten. Zäh und hartnäckig hielt er an den einmal gefaßten Beschlüssen fest und verfolgte, wenn auch bedächtig, doch unverrückt das sich gesteckte Ziel. Aber er besaß leider noch andere Eigenschaften: Eigennutz und Habsucht, Verschlossenheit und Mißtrauen, die den Unzufriedenen im Lande Anlaß gaben, über sein Wirken und Streben die schlechteste Meinung zu verbreiten, zumal er auch starke Neigung zu einem autokratischen Vorgehen verrieth und in der Mitwirkung der Stände an den politischen Landesangelegenheiten nur eine unberufene und nachtheilige Einmengung in seine Herrscherrechte erblickte. Eine andere Natur war sein jüngerer Bruder Albrecht VI., feurig, rastlos vorwärts strebend und freigebig, mit einem Theile der Adelspartei und der Bürger in den Städten im lebhaften Verkehre

und zu verwegenen Schritten leicht geneigt. Leichtsinnig in der Wahl seiner Freunde, unverläßlich in der Erfüllung eingegangener Verpflichtungen, suchte er ohne ein edleres Ziel nur Befriedigung seiner Leidenschaften und Wünsche. Albrecht fühlte sich tief darüber gekränkt, daß er entgegen den Bestimmungen der älteren habsburg'schen Hausordnung von jedem Antheil an der Vormundschaft ausgeschlossen war.

Mit bangen Gefühlen betrachtete man auch in Wien die Gestaltung der durch den jähen Tod Kaiser Albrecht II. neugeschaffenen politischen Verhältnisse. Die einflußreichsten Kreise Wien's erkannten es als das zweckmäßigste im Einklang mit den Ständen die Vormundschaft König Friedrichs anzuerkennen. Aus diesem Grunde wies auch der Stadtrath die Aufforderungen Elisabeths und Albrechts zurück, sich ihnen anzuschließen, so daß erstere in ihrer Bedrängniß sich zuletzt dem Könige Friedrich näherte und demselben ihren Sohn sammt der ungarischen Reichskrone anvertraute. Auch während der folgenden Jahre verharrten die Wiener in dieser Haltung. Sie gaben zwar auf den hier zahlreich abgehaltenen Landtagen ihren Beschwerden gegen die Verletzung mancher ihrer Freiheiten und über die zerrütteten Zustände des Landes kräftigen Ausdruck; sie drangen in Friedrich bei seiner häufigen Abwesenheit von Oesterreich für eine ordentliche Regierung zu sorgen, an welche sie sich zum Schutz gegen räuberische Einfälle von der böhmischen und ungarischen Gränze wehren konnten; sie trugen die Lasten an Geld und Söldnern, die Friedrich zu seinen Zügen nach Haslau, Laa, Hainburg, Grub (1441), nach Preßburg, Oedenburg und Friedberg (1444), nach Güns und Hörnstein (1445) benöthigte, immer aber nur in der Voraussetzung, daß es dabei die Rechte ihres noch minderjährigen Landesfürsten zu schützen, oder den Feinden der bürgerlichen Ordnung entgegenzutreten galt. Allerdings fehlte es nicht an Unzufriedenen, welche Mißtrauen gegen die Pläne und Endziele Friedrichs nährten. Schon im Jahre 1441 predigte hier ein Dominikaner-Mönch öffentlich gegen die königliche Wirthschaft, so daß der König mit der Schließung des Klosters drohte, wenn die Ausfälle gegen seine Person nicht eingestellt würden. Und einige Jahre darauf beschwerte sich Friedrich bei dem Stadtrath, durch aufgefangene Briefe in Erfahrung gebracht zu haben, daß mehrere Bürger gegen ihn im Felde stehen. Aber dieß waren noch nicht mehr als vereinzelte Symptome der Aufregung, welche in bewegter Zeit nicht befremden konnten. Wenn irgend etwas einen bleibenden Stachel in den Gemüthern zurückließ, so war es der Umstand, daß Friedrich seine Residenz nach Neustadt verlegte und sich beharrlich weigerte, seinen Mündel in der Hauptstadt erziehen zu lassen.

Tiefer eingreifende Zerwürfnisse zwischen Friedrich und den Wienern traten erst im Jahre 1446 ein, zu derselben Zeit, als König Friedrich mit

seinem Bruder Albrecht und seinem Vetter Sigismund von Tirol einen neuen Vertrag über deie Untheilbarkeit der habsburgischen Erblande und ihren Antheil an der Verwaltung bis zur Großjährigkeit des Ladislaus unterzeichnet hatte. Damals trat das Mißtrauen der österreichischen Stände und der Ungarn gegen die Vormundschaft Friedrichs immer stärker hervor. In Oesterreich regte sich die Besorgniß, daß der König durch seine eigennützige geldgierige Handlungsweise bestimmt werden könnte, die Erbansprüche seines Mündels zu schädigen; man machte ihm zum Vorwurf, daß er die Schlösser, Renten und sonstigen Besitzungen des Ladislaus nicht gewissenhaft verwalte und verlangte, daß er Ladislaus aus der Vormundschaft entlasse. In Ungarn, wo es der österreichischen Partei nach dem Tode Wladislaw's (1444) gelungen war, von der Mehrzahl der Magnaten Ladislaus den Nachgebornen als König anerkannt zu sehen, drangen nun die Stände darauf, daß dieser in Preßburg residire, wie es schon der letzte Wille seines Vaters Albrecht II. geböte und daß Friedrich die Einkünfte ihres Königs nicht aus dem Lande ziehe und für seine Zwecke verwende. Es geschah dies zunächst in der Sorge um die Folgen der Umtriebe des noch immer mächtigen Grafen Hunyadi gegen die Rechte des Königs.

Noch stürmischer wurde das Verlangen der ungarischen Stände wegen Auslieferung ihres Königs nach der Wahl Hunyadi's zum Gubernator. Sie sandten Abgeordnete nach Wien um sich in dieser Angelegenheit mit dem Stadtrathe und durch dessen Vermittlung mit den österreichischen Ständen zu berathen. Der im Oktober 1446 hier versammelte Landtag sollte zu diesem Zwecke Abgeordnete nach Ofen senden. Aber auch in dieser kritischen Lage vermied es der Stadtrath sich feindseligen Schritten gegen König Friedrich anzuschließen. Im Gegentheil; er trat mit den Ständen als Vermittler ein und bewirkte (anfangs 1447) einen Waffenstillstand zwischen Friedrich und Hunyadi.

Eine ähnliche Entwicklung wie in Ungarn nahmen die Verhältnisse in Böhmen, nur mit dem Unterschiede, daß die Parteien sich nicht nach politischen, sondern nach religiösen Fragen schieden. An der Spitze der böhmischen Opposition stand der schon erwähnte Georg von Podiebrad. Solange noch die katholische Partei, deren hervorragendstes Mitglied Oberstburggraf von Rosenberg war, den weit überwiegendsten Einfluß besaß, war das Programm der Utraquisten: Auslieferung des Ladislaus aus der angeblichen Gefangenschaft des Königs und Verlegung seiner Residenz nach Prag. Als dieß auf friedlichem Wege nicht zu erreichen war, griff Georg von Podiebrad zu einem in jener Zeit nicht ungewöhnlichen Mittel. Er führte mit seinen Parteigenossen einen Handstreich gegen Prag aus, den Hauptstützpunkt der Anhänger Friedrichs, und bemächtigte sich in der Nacht vom 2. auf den 3. Sep-

tember 1448 der Zügel der Regierung. Nach mehrjährigen blutigen Parteikämpfen gelang es Georg von Podiebrad (Oktober 1451) von Friedrich als Gubernator von Böhmen anerkannt zu werden.

Im Jahre 1451 reifte der lang gehegte Plan des Königs nach Rom zu reisen und die Kaiserkrone vom Papste zu empfangen. Es war Friedrich nicht unbekannt, daß in Oesterreich unter Führung des ehemaligen Hubmeisters Ulrich von Eizing eine Partei bestand, welche vor Gewaltschritten nicht zurückschreckte, um Friedrich zur Auslieferung des Ladislaus zu zwingen. Einen gründlichen Verdacht gegen Eizing's Pläne muß er schon zu Anfang des Jahres 1450 gehabt haben, weil er damals den Stadtrath beauftragt hatte, ihm die in Gibing's Hause zu Wien gefundenen Briefschaften Eizing's auszufolgen.

Als die Stände erfuhren, daß an der Römerfahrt auch der junge Ladislaus Theil nehmen werde, so versammelten sich zuerst 46 Mitglieder der Adelspartei unter einem geringfügigen Vorwand zu Mailberg, hierauf zu Wüllersdorf in noch größerer Zahl, zur Formulirung ihrer Forderungen und traten sodann am 12. Dezember 1451 gegen den Willen des Königs in Wien zu einem Landtag zusammen, an welchem alle ständischen Gruppen Theil nehmen sollten. Anfangs wollte sich zwar der Wiener Stadtrath dazu nicht verstehen, aber im entscheidenden Augenblick schloß er sich der Partei der Stände an, kündigte dem Könige am 17. Dezember 1451 den Gehorsam und besetzte mit Leuten seines Vertrauens die Hofburg. Demungeachtet dachte Friedrich nicht, daß es zu einem offenen Aufstande kommen werde. Sorglos zog er zu Ende des Jahres 1451 nach Italien und überließ die Sorge für die Ruhe des Landes seinen Räthen, an deren Spitze Rüdiger von Starhemberg, Hanns von Neitberg und Albrecht von Ebersdorf standen.

Ulrich von Eizing spielte nun eine ähnliche Rolle wie Hunyadi in Ungarn und Podiebrad in Böhmen. Im Einvernehmen mit den Ständen warf er sich zum obersten Hauptmann in Oesterreich auf, dem zwölf Verweser zur Seite standen. Fast das ganze Land, Adelige, Klöster und Städte, von letzteren die getreue Neustadt ausgenommen, leistete seinen Anordnungen und Befehlen Gehorsam. Unter dem vollständigen Einfluß der Stände stand auch Wien, wo Bürgermeister Oswald Reichholf, einer der Verweser des Landes, und Eizing die Urheber aller Anschläge gegen die Regierung Kaiser Friedrichs waren und die Stadt zum Waffenplatz für die Organisation eines bewaffneten Aufstandes machten. Im Einvernehmen mit den Führern der Bewegung handelten die mächtigen Grafen Cilli, welche zu Wels den Anschluß der oberösterreichischen Stände und die Verbindung mit Hunyadi bewirkten. Von den Böhmen traten die Herren von Rosenberg, von den Mährern ein großer Theil des Adels und der Bischof von Olmütz, bisher

die treuesten Anhänger Friedrichs dem Bunde bei, deren Zweck war, in allen zur habsburgischen Krone gehörigen Ländern bis zur Großjährigkeit Ladislaus die Regierungsgewalt in die Hände der Stände zu legen. Frohlockend pflanzten die Wiener auf dem Stephansthurm vier Fahnen mit den Farben von Oesterreich, Ungarn, Mähren und Böhmen auf, welche symbolisch das gelungene diplomatische Kunststück verkündigen, dem Volke Vertrauen und Zuversicht in das Gelingen des Unternehmens einflößen sollten.

Nachdem Friedrich in Rom am 15. März 1452 mit Eleonore von Portugal vermält und vier Tage später von dem Papst zum römischen Kaiser gekrönt worden war, kehrte er nach Oesterreich zurück. Schon in Villach wurde dem Kaiser von seinen Räthen die Ergreifung von Gegenmaßregeln empfohlen. Nur zögernd entschloß er sich zu thatkräftigerem Handeln. Vorerst sollte die päpstliche Bannbulle ihre Wirkung thun. Er sandte sie nach Wien, Passau, und Salzburg, worin die Aufständischen aufgefordert wurden, binnen vierzig Tagen dem Kaiser die Regierung des Landes zu übergeben. Darauf sandte er einen Herold nach Wien, mit der Aufforderung an Eizing und den Stadtrath, sich vor Gericht zu stellen und wegen verletzter Unterthanstreue zu verantworten. Aber anstatt sich zu fügen, warf man in Wien den päpstlichen Notar ins Gefängniß und heftete bei St. Stephan anstatt der päpstlichen Bulle eine Appellation an den besser zu unterrichtenden Papst oder an ein künftiges Konzil an. Den kaiserlichen Herold beschenkte man wie zum Hohn mit seidenen Kleidern und Goldmünzen und schickte ihn sodann nach Neustadt zurück. Erst nach diesem Schritt entschloß sich der Kaiser, mit den Waffen einzuschreiten.

Ein Theil der Kaiserlichen erschien unter Führung Rüdigers von Starhemberg und rückte am linken Donauufer vor die große Donaubrücke, um sich von dort der Stadt zu bemächtigen. Diese wurde durch das Korps des Heinrich von Rosenberg vertheidigt, welches im unteren Werd lagerte und alle Angriffe der Kaiserlichen zurückwies. Mit Bangen sah man in der Stadt dem Ausgang des Kampfes entgegen. Eines Tags verbreitete sich das Gerücht, Starhemberg habe sich der Brücke bemeistert und der Kaiser sei mit einem Heere im Anzuge. Auf dieses Gerücht hin entstand große Bestürzung. Die Weiber eilten in die Kirchen, um den Schutz Gottes zu erflehen; aus den Vorstädten flüchteten sich die Bewohner mit ihren Habseligkeiten in die Stadt und es drohte die Stimmung gegen Eizing und den Stadtrath umzuschlagen.

In dieser bedrohlichen Lage faßten die Stände den kühnen Entschluß, den Kaiser in der Neustadt zu belagern und gewaltsam die Befreiung des Ladislaus zu erreichen. Ulrich von Cilli und Ulrich von Eizing rückten von Wien mit einem Heer, dessen Anzahl durch Zuzüge aus Ungarn, Böhmen

und Mähren auf nahe an 20,000 Mann angewachsen war, gegen die kaiserliche Residenz vor. Die Wiener unter Führung des Niklas Teschler, welcher inzwischen an der Stelle Reichholf's Bürgermeister geworden, schlossen sich dem Zuge mit 600 Mann an. Auf dem Wege in die Neustadt suchten der bairische und brandenburgische Gesandte einen kurzen Waffenstillstand zu erwirken, jedoch ohne Erfolg. Am 28. August 1452 stürmte das ständische Heer die Neustadt und schon war es ihm gelungen, an dem Wienerthore vorzubringen, als sich dort Andreas Paumkirchner, ein steierischer Ritter von riesiger Gestalt mit einigen auserlesenen Soldaten heldenmüthig den Eindringenden entgegenwarf. Was half aber Paumkirchner's Aufopferung! Mürrisch und verdrießlich über den Widerstand von allen Seiten, schloß Friederich mit den Aufständischen Frieden, übergab am 4. September 1452 dem Grafen Ulrich von Cilli den zwölfjährigen Ladislaus und berief auf Martini desselben Jahres eine Notabeln-Versammlung, aus ungarischen, böhmischen, mährischen und österreichischen Abgeordneten nach Wien, welche über die fernere Erziehung des Königs, den Ort seines Aufenthaltes und die künftige Verwaltung des Landes zu berathschlagen hatten.

Im Triumph führten die Landesverweser Ladislaus in die Hauptstadt, wo tausende Herzen dem Sohne Kaiser Albrecht II. warm entgegenschlugen. Am 6. September verließ dieser das Schloß Perchtoldsdorf und hielt in Wien seinen feierlichen Einzug. Eine unabsehbare freudig bewegte Menschenmenge füllte die Straßen. Wie am Frohnleichnamsfest waren die Häuser mit frischem Laub, Kränzen, Blumen und Teppichen geschmückt, große Fahnen flatterten von allen Thürmen, Stadtmauern und Bollwerken und die Glocken verkündigten weithin den Jubel. Der Bürgermeister Teschler mit dem Stadtrathe und den Genannten, die Prälaten und Aebte der Stifte und Klöster, der Rektor der Universität mit dem gesammten Konsistorium, alle zogen dem jungen König im Festkleid bis an die Burgfriedensgränze am Wienerberge entgegen. Voran schritten 2000 Jungfrauen und Knaben mit Fahnen in den österreichischen, ungarischen, böhmischen und mährischen Landesfarben, 24 Studenten mit den großen Heiligthümern von St. Stephan, Herolde und Trompeter, Bürger und Handwerker im Waffenschmuck, die „gemeinen Frauen" in kokettem Kostüm, den Weg mit Blumen bestreuend. Ladislaus ritt unter einem prachtvollen Baldachin mit schwarzen Adlern auf Goldgrund gestickt, an der Seite des Grafen Ulrich von Cilli und umgeben von den Landesverwesern, über die Wieden durch den neuen, eben in Bau begriffenen Thurm außerhalb des heiligen Geist-Klosters — später Ladislaus-Thurm genannt — in die Stadt ein. Nach einem feierlichen Tedeum bei St. Stephan bewegte sich der Zug durch die Bischofgasse auf den hohen Markt und von dort durch die Tuchlauben und über den Kohl-

markt in die Burg. Dort empfing er von dem Stadtrath reiche Geschenke bestehend aus großen silbernen und vergoldeteten Gefäßen im Werthe von mehr als 200 Pfund Pfennigen, welche, wie der kostbare Baldachin, schon seit dem Jahre 1445, wo man zuerst seine Entlassung aus der Vormundschaft erwartete, für ihn in Bereitschaft lagen. Bald darauf trafen auch aus Ungarn und Böhmen Gesandte ein, um Ladislaus zu huldigen und den Verhandlungen über die Ordnung der Regierung in den drei Reichsgebieten beizuwohnen.

Während dieser lärmenden Ausbrüche des Jubels verweilte der Kaiser still und bedächtig in Neustadt und betrachtete kühler und nüchterner die Freudenausbrüche der leicht lenkbaren Massen. Er wußte, daß gewaltig Schwierigkeiten der Herstellung einer gesicherten Ordnung dem Ausgleich der verschiedenartigen Ansprüche entgegenstanden, daß es sich in Bezug auf Ladislaus wie sehr auch sein früh reifer Geist und Körper bewundert wurde, nicht um eine Befreiung, sondern nur um einen Wechsel in der Vormundschaft, um die Befriedigung des Ehrgeizes und der Interessen der Eizing und Cilli handelte.

Und in der That! Die Regierung des Königs Ladislaus erfüllte die von den Ständen im Volke geweckten großen Hoffnungen nicht. Wie zu allen Zeiten, wo nicht eine hohe sittliche Idee die Geister beherrscht, sondern die Verfolgung niedriger, selbstsüchtiger Zwecke die Leidenschaften entfesselt, gewannen auch unter Ladislaus Willkür, Intrigue, Gewaltthätigkeit, Bedrückung des Volkes und Vergeudung öffentlichen Gutes das Uebergewicht. Und welch edle Neigungen der junge König auch entfaltete, wie sehr er auch den Verführern seiner Jugend charaktervoll widerstrebte, so blieb seine Persönlichkeit doch unter dem Einfluß seiner schlimmen Rathgeber und Günstlinge, denen er bei dem Mangel aller Erfahrung in den Regierungsgeschäften sich anvertrauen mußte, ohne Rückwirkung auf das Wohl des Reiches.

Ein Beispiel der niedrigsten Ränke gab Eizing gegenüber seinem Rivalen dem Grafen Ulrich Cilli, um einen unbeschränkten Einfluß auf den König zu erlangen. Bei einer am 18. September 1453 zu Korneuburg abgehaltenen Ständeversammlung gelang es ihm, unterstützt von den Ständen, bei dem König die Entfernung des Grafen Cilli durchzusetzen. Im Besitze der nöthigen Vollmachten kehrte Eizing in die Hauptstadt zurück. Während Graf Cilli eines Abends außerhalb der Burg bei einem Gelage war besetzte er im Einverständniß mit dem Bürgermeister Teschler während der Nacht die Burg und die nahe gelegene Augustinerkirche mit 1000 bewaffneten Bürgern. Am frühen Morgen bewachten sie den Zutritt zum Schlafgemach des Königs und erwarteten dort (28. September) die Ankunft des Grafen. Zuerst kam dessen Vertrauter Lamberg und wollte sich den Weg

zum Gemach des Königs bahnen. Bald darauf folgte Cilli. Als dieser erfahren, daß man Lamberg den Eintritt verweigert hatte, pochte er wüthend an die verschlossene Thüre, worauf er Einlaß erhielt. Er fand Eizing und die Räthe um Ladislaus versammelt. Im Namen derselben erklärte Ersterer daß der König seiner nicht mehr bedürfe und er sogleich das Hoflager zu verlassen habe. Ungeachtet Graf Cilli dem König vorwurfsvoll auseinander setzte, welche Opfer er ihm an Gut und Leben gebracht, mußte er ohne Verzug die Stadt verlassen. Vor der Burg erwartete ihn neue Schmach. Das dort versammelte Volk empfing ihn mit einem Hagel von Steinen und er dankte es nur dem Schutze des ihn begleitenden Markgrafen von Brandenburg und einiger Bewaffneter, daß sich die aufgeregte Menge an ihm nicht vergriff. Der nächste Erfolg dieses Schrittes war, daß Ladislaus in einem von Iglau aus datirten Schreiben (20. Oktober 1453) die Verwaltung des Landes bis zu seinem 20. Lebensjahre einem Ausschuß von zwölf Landtagsmitgliedern überlassen mußte.

Bald aber sollte der rohe, gewaltthätige Eizing die Wandelbarkeit der Hofgunst bitter erfahren. Im Jahre 1455 führte das gespannte Verhältniß des Königs mit den ungarischen Ständen Ulrich von Cilli wieder nach Wien, wo man dessen Rath und Unterstützung dringend benöthigte. Dieselben Leute, welche ihn vor einem Jahre verhöhnt, erwiesen nun dem Grafen alle Ehren. Selbst Ladislaus, begleitet von dem Bürgermeister Konrad Hölzler, der inzwischen einer der einflußreichsten Rathgeber des Königs geworden, empfing ihn vor dem Stadtthor mit allen Ehren. Um einer ähnlichen Behandlung wie sein Gegner zu entgehen, hatte sich Eizing schon früher auf seine Landgüter zurückgezogen.

Während dieser Vorgänge wurden die Gemüther noch durch eine andere Begebenheit in lebhafte Aufregung versetzt. Durch Briefe der schwer bedrängten Handelsleute an der unteren Donau war man in Kenntniß gekommen, daß die Türken, an Macht und Bedeutung wachsend, tief in das Herz von Europa vorzudringen strebten. Seit zehn Jahren hatten die Päpste zu einem allgemeinen Kreuzzug aufgerufen und durch geistliche Missionen in Europa den gesunkenen Geist der Ritterlichkeit und der Kriegslust wieder zu heben gesucht. Einer dieser gottbegeisterten Missionäre, Johann Capistran, war schon im Jahre 1451 nach Wien gekommen. Von Venedig aus erfuhr man seine merkwürdigen Schicksale, seine seltsame geistige Bekehrung. In jeder Stadt und jedem Dorf sprach man von seinen Wundern. Eine Deputation des Stadtrathes war nach Neustadt gereist; um ihn zum Besuch unserer Stadt einzuladen und barfüßig, in seiner armseligen Franciskanerkutte hielt er am 6. Juni 1451 seinen Einzug. Hier predigte er durch mehrere Wochen, meist am St. Stephansfreithofe, auf jener steinernen an der

Nordseite des Chores angebauten Kanzel, welche noch heute seinen Namen führt, und seine Beredsamkeit, die Macht seines Blickes und Tones wirkten so unwiderstehlich, daß die Menge, ungeachtet sie die lateinisch gesprochenen Worte nicht verstand, in Begeisterung gerieth, und eine Anzahl Studenten dem asketischen Leben Capistrans folgend, in den Franciskaner-Orden traten, welchem der Kaiser und der Stadtrath das Kloster zu St. Theobald auf der Laimgrube eingeräumt hatte.

Ungeachtet der Anstrengungen Capistrans wollten aber weder Ladislaus noch die Stände die den Ungarn drohende Gefahr erkennen. Sie überließen es dem Gubernator Hunyadi sich dem türkischen Heer mit dem einheimischen Aufgebot entgegenzustellen. Erst zu Anfang des Jahres 1456 führte Capistran dem ungarischen Gubernator von Wien aus ein namhaftes Heer von Kreuzfahrern zu, so daß dieser am 21. Juli 1456 im Stande war, mit seinem überlegenen Heere Mohamed II. bei Belgrad in die Flucht zu schlagen und dadurch das Land vor einer türkischen Invasion zu bewahren.

Der bald darauf erfolgte Tod Johann Hunyadi's, dieses großen ungarischen Patrioten, war für Ladislaus von verhängnißvollen Folgen. Er rief in Ungarn die tiefste Bewegung hervor. Die nationale Partei wollte Ladislaus Corvinus, den ältesten Sohn Hunyadi's, die Hofpartei Ulrich v. Cilli als Gubernator. Blutige Scenen, welche auf Ladislaus Charakter dunkle Schatten werfen, waren die Folgen der Parteikämpfe. Um die Ruhe in Ungarn aufrecht zu erhalten sah sich der König im Jahre 1457 nach der Hinrichtung des ältesten Sohnes Hunyadi's veranlaßt, dessen Bruder Mathias Corvinus als Geißel nach Oesterreich mitzunehmen. Hier suchte der Argwohn seiner Anhänger den König zu Gewaltschritten gegen den böhmischen Gubernator Podiebrad zu drängen, angeblich weil dieser in die Anschläge der corvinischen Partei verflochten gewesen sei. Es gelang aber dem Hubmeister Hölzler, welcher dieses Gerücht in Umlauf gesetzt hatte, nicht, den Beweis eines Verrathes herzustellen. Ladislaus begab sich (Ende September 1457) nach Prag, den jungen Mathias Corvinus als Staatsgefangenen mit sich nehmend, um dort nach dem Wunsch der Stände seine Residenz aufzuschlagen und seine Vermählung mit Margaretha von Frankreich zu feiern. Plötzlich aber wurde der König von einer pestähnlichen Krankheit befallen und starb nach zwei Tagen am 23. November 1457 nach einem rührenden Abschiede von Georg von Podiebrad, im Alter von kaum 18 Jahren. Der letzte seines Stammes (der albrechtinischen Linie) hinterließ er wohl ein weites Ländergebiet, aber in noch schlimmeren Verhältnissen wie sein Vater. Das Volk, das seine Befreiung einst mit Jubel begrüßte, sah ihn ohne Zeichen lebhaften Mitgefühls aus dem Leben scheiden. Durch Unselbstständigkeit des Charakters, Neigung zu gewaltthätigen Handlungen und schlechte,

eigennützige Rathgeber hatte der junge König sich aller Sympathien beraubt. Ungarn und Böhmen gingen dem habsburgischen Hause neuerdings verloren. Dort wählten die Stände den jungen Mathias Corvinus, den Sohn des gefeierten Hunyadi, hier Georg von Podiebrad, den gewandten utraquistischen Reichsverweser, zum König.

Kaum war Ladislaus gestorben, so erhob sich neuerdings der alte Streit über die Hausprivilegien, wozu noch kam, daß am 6. August Friedrich, Albrecht und Sigismund einen Vertrag auf Untheilbarkeit der Länder und am 5. Jänner 1463 eine neue Uebereinkunft schlossen, worin dem Kaiser Steiermark, Kärnten, Krain, windische Mark, Istrien, Triest und Portenau seinem Bruder Albrecht alle Vorlande zugefallen waren. Zuerst erschien Albrecht auf dem Rathhause und setzte dem Bürgermeister und Rath seine Erbansprüche auf Oesterreich auseinander. In einem späteren Schreiben an den Stadtrath theilte er die Ansicht, daß jeder der drei Erben, Kaiser Friedrich und die beiden Herzoge zu gleichen Theilen erbberechtigt seien. Kaiser Friedrich dagegen forderte in einem von Graz aus datirten Schreiben den Stadtrath auf, ihm als den ältesten des Hauses gehorsam zu sein. Sigismund von Tirol wandte sich an die Stände mit der Forderung, ihn nicht in seinen Rechten zu kränken. Es war mit diesem Streit so weit gekommen, daß er den Spott und die Satyre des Volkes hervorrief und der Kaiser sich genöthigt sah, den Stadtrath aufzufordern, ihn und seine Gemahlin vor Schimpf und Schaden zu schützen. In dieser Lage vereinigte sich der Stadtrath mit den Ständen und der Universität dahin, eine neutrale Haltung gegenüber den drei Erben insolange einzunehmen, bis diese unter einander eine Einigung erzielt haben würden, und die Verwaltung des Landes einstweilen einer Regentschaft, aus den Grafen von Schaumberg und Magdeburg, den Herren von Wallsee und Ulrich Eizing zu übertragen. Damit die Stadt nicht durch einen Handstreich voreilig in die Gewalt eines der Erben gelange, wurden die umfassendsten Vorsichten getroffen und die Burg durch Räthe des verstorbenen Königs und ständische Bevollmächtigte besetzt, so daß keiner der drei Erben die Burg beziehen durfte, als sie im Mai 1458 nach Wien kamen, um einen Ländervergleich zu schließen, sondern Friedrich in einem Privathause, Albrecht und Sigismund im Praghause ein Unterkommen suchen mußten.

Am 29. Mai 1458 kam nach leidenschaftlichen Szenen und Gewaltthaten ein Ausgleich über den Besitz von Ober- und Niederösterreich und Tirol zu Stande. Um 8 Uhr Morgens trat der Kaiser mit den Herzogen im Hause des Landmarschalls zusammen, wo ihnen die Vertreter der vier Stände gegen das Gelöbniß, friedlich und freundschaftlich zu leben, die Burg übergaben. Hierauf hielten sie ihren Einzug in die Räume, prüften

den vorgefundenen Bestand der Schätze und Kleinodien und vertheilten die Gemächer unter sich. Am 28. Juni 1458 huldigte die Gemeinde den drei Fürsten im Propsthof bei St. Stephan. Dieser Ausgleich dauerte aber nur drei Monate. Unter dem Druck des Königs Georg von Böhmen der vor den Thoren Wien's mit einem Heere lagerte, kam am 22. August durch Vermittlung der Stände ein neuer Theilungsvertrag zu Stande. Friedrich erhielt Niederösterreich mit der Hauptstadt, sein Bruder, Herzog Albrecht, Oberösterreich; Sigismund hatte Letzterem sein Erbtheil gegen eine anderweitige Entschädigung überlassen. In Folge dieses Vertrages gelangte Friedrich auch in den alleinigen Besitz der Burg und Herzog Albrecht bezog wieder das Praghaus.

Bei dem Charakter Albrechts war vorauszusehen, daß dieser Ausgleich nicht von Dauer sein werde. Mit tiefem Groll im Herzen sah er, wie der Kaiser nun darnach strebte, auch die Krone Ungarns seinem Hause wieder zu erobern und seinen Güterbesitz zu vergrößern. Da dieß nicht ohne bedeutende Opfer für die ihm unterstehenden Länder ausführbar war, die bei den zerrütteten finanziellen Verhältnissen des Adels, der Bürger und Bauern noch schwieriger wurden, so war Albrecht hinreichend Gelegenheit gegeben die erbitterte Stimmung auszunützen. Schon auf den Landtagen zu Stockerau (1. Dezember 1459) und Göllersdorf (2. Februar 1460) formulirten die österreichischen Stände ihre Beschwerden gegen den Kaiser über Verletzung des Landesrechtes, Verschlechterung der Münze, Erhöhung der Steuern und Vorenthaltung des Schlosses Ort an Fronawer, und knüpften Verbindungen mit Ungarn, Böhmen und Baiern an, um sich erforderlichen Falles gewaltsam der Regierung Friedrichs zu entledigen, die angeblich das Land zu Grunde richte. Jetzt stellte sich auch Herzog Albrecht auf die Seite der unzufriedenen Stände, in der Hoffnung, dadurch in den Besitz Oesterreichs zu gelangen. Er griff ungescheut zu den Waffen, um den Kaiser, seinen leiblichen Bruder, aus seinem vertragsmäßigen Erbe zu verdrängen.

Auch Wien klagte dem Kaiser eindringlich seine Noth. Im März 1459 schilderte ihm die Gemeinde ihre traurige Finanzlage. Eine Schuld von 44,000 Pfund Pfennigen, welche sich zur Befriedigung der Forderungen des Kaisers im Jahre 1458 allein um 15,000 Pfund vermehren mußte, erfordere eine so große Summe an Zinsen, daß ein nicht geringer Theil des Einkommens davon aufgezehrt würde. Wie sollten die Mittel zu deren Tilgung aufgetrieben werden, da ein Drittheil der Stadt in den Händen der Geistlichkeit und des Adels läge, die keine Steuern bezahlten, und viele reiche Bürger wegen der schlechten, unruhigen Zeiten im Auslande lebten, ihre Häuser an arme Leute vermietheten und den Hauszins sich in das Ausland schicken ließen? Demungeachtet forderte der Kaiser wenige Tage darauf von der

Stadt 300 Reiter und 500 Mann Fußvolk ausgerüstet zur Verfügung, damit er den Krieg gegen König Mathias Corvinus mit Nachdruck führen könne. Erst auf eine dringende Vorstellung des Stadtrathes ermäßigte er das Kontingent auf 200 Reiter und 200 Mann Fußvolk. In Folge der Ausprägung der „Schinderlinge" und der Weigerung der Handwerksleute, sie anzunehmen, der Verwüstung der Aecker im Marchfelde durch den Krieg und die mährischen Räuber verminderten sich die Zufuhren an Lebensmitteln für die Stadt in so hohem Grade, daß eine große Theuerung, eine empfindliche Störung in den Verkehrs- und Handelsverhältnissen entstand. Wer konnte sich in Geschäfte einlassen, nachdem der Werth eines Guldens auf zwölf Pfund Pfennige gestiegen war? Wer konnte Getreide kaufen, seitdem der Metzen Weizen 32 Gulden kostete? Ausländische Kaufleute, die nicht unbedingt durch Oesterreich ziehen mußten, vermieden die alten Handelsstraßen über Wien, und wer in der Nähe der Stadt Weinbau betrieb — und dies thaten die meisten Wiener Bürger — hütete sich, neue Weingärten anzulegen, weil das Erträgniß der alten tief gesunken war. Zu dieser drückenden Lage kam noch, daß der Kaiser auf den Wein einen bedeutende Ausfuhrzoll gelegt hatte, wodurch die Stadt Gefahr lief, ihre bedeutende Ausfuhr einzubüßen und die fremden Kaufleute ihren Bedarf aus Frankreich, dem Elsaß, Böhmen, Mähren und Ungarn decken zu sehen. Welche Rückwirkung diese Verhältnisse auf das Leben in der Stadt hatten, bezeugt auch die Thatsache, daß eine große Anzahl von Studenten wegen der Theuerung Wien verließen und im Jahre 1460 vier Bursen leer standen und geschlossen wurden.

Allein ungeachtet dieser drückenden Lage bewahrte die Hauptstadt ihre Treue unverbrüchlich dem Landesfürsten; sie t r e n n t e ihre Sache von jener der Stände, abweichend von ihrer in früheren ähnlichen Fällen eingenommenen Haltung. Auffallend und bezeichnend für den Charakter Friedrichs bleibt es, daß er trotz dieser Haltung der Hauptstadt nur geringen guten Willen zeigte, die Noth derselben zu lindern. Als zu Georgi 1460 wegen der Münzverschlechterung eine Bewegung im Volke entstand und eine Deputation des Stadtrathes dem Kaiser (am 28. April) in einer Audienz ernste Vorstellungen machte, kam es zu einer stürmischen Szene. Friedrich verlangte von den Bürgern, daß sie ihm neuerdings den Eid der Treue leisten, worauf diese gewaltsam zur Thür hinausdrängten. In der Stadt verbreitete sich das Gerücht, die Gemeinde sei von den Soldaten des Kaisers überfallen worden, und schon wollten die Bürger die Alarmglocke läuten, als glücklicherweise die Besonnenheit den Sieg davontrug.

Während der Kaiser im Sommer 1461 in Graz verweilte, seine Gemalin und seinen zweijährigen Sohn Max dem Schutze der Wiener überlassend, erhielt die Gemeinde von Herzog Albrecht aus Melk ein Schreiben

(9. Juli 1461), worin er sie mit der Miene eines Mannes, der das Land und die Hauptstadt, „das Herz aller Fürsten von Oesterreich“ von einem Tyrannen befreien und ihnen alle Segnungen des Friedens und der Freiheit schenken wolle, benachrichtigte, daß er sich mit seinem Heere in ihre Nähe verfügen wolle. Die Gemeinde aber erklärte mit höflichen Worten, es werde ihr zur Ehre gereichen, den Herzog in ihrer Nähe zu wissen — sobald er sich mit seinem Bruder, dem Kaiser versöhnt habe. Nichts Gutes von dem Vorhaben des Herzogs erwartend, sandte der Stadtrath gleichzeitig einen Eilboten nach Graz mit der dringenden Bitte an Friedrich, zum Schutz der Stadt und seiner Familie gegen einen allfälligen Angriff nach Wien zu kommen. Der Kaiser antwortete darauf wohl in sehr freundlichen Worten und versprach auch, sich baldigst einzufinden. Aber, voll von Kriegsunternehmungen zur Eroberung Ungarns, unterließ er es, sein Versprechen zu halten und übertrug dem alten Feldhauptmann Jiskra und dem tapfereu Paumkirchner die Bewachung Wiens.

Die Befürchtungen der Gemeinde gingen bald in Erfüllung. Am 2. August traf die Nachricht ein, daß Albrecht mit seinen Schaaren auf der Wiese bei Hadersdorf lagere und über Hietzing und das Gehölze daselbst gegen den Wienerberg aufzubrechen Willens sei. Sogleich ertönten die Glocken und Alarmrufe in der Stadt und in den Vorstädten, Bürger und Stadtsöldner sammelten sich auf ihren Plätzen und zogen am nächsten Morgen (3. August) mit der Kaiserin Eleonora an der Spitze hinaus in die Felder und Weingärten bei St. Theobald (Laimgrube), um vereint mit den dort lagernden Schaaren des Jiskra, Gravenegg und Paumkirchner den Versuch eines Ueberfalles der Vorstädte abzuwehren. Bei Inzersdorf am Bach schlug Albrecht sein Lager auf.

Nach mehrtägigen, vergeblichen Unterhandlungen mit dem Stadtrathe unternahm es der Herzog am 12. August mit Gewalt in die Vorstädte einzudringen. Früh Morgens setzte er mit seinen Soldaten über den Wallgraben bei St. Niklas (Landstraße), stürmte das dort befindliche Bollwerk und besetzte den Thurm und das Kloster. Sodann rückte er in die Vorstadt ein und wollte sich den Eingang in die Stadt durch das Stubenthor erzwingen. An der befestigten Brücke hatte sich ihm Bürgermeister Prenner mit den bewaffneten Bürgern und Söldnern entgegengestellt. Es entspann sich ein heftiger Einzelkampf, in welchem die Wiener jeden Versuch eines weiteren Vordringens hartnäckig und tapfer zurückwiesen. Eine andere Abtheilung der Stadtmiliz, gedeckt durch die Gärten längs der Scheffstraße, ging über den Wienfluß und faßte den Feind im Rücken. Bedroht durch diesen Angriff, gab Albrecht nach dreistündigem Kampfe das Unternehmen auf und zog sich nach Schwechat zurück. Solch einer Hingebung der Wiener an

Gut und Leben für ihren Fürsten konnte der Kaiser seine Anerkennung nicht versagen. Von Leoben aus erließ er am 26. September 1461 ein Diplom, worin er der Stadt in Anerkennung der treuen und ausgiebigen Dienste, welche sie ihm gegen seine Widersacher geleistet, ein neues Wappen mit dem Embleme des doppelköpfigen Reichsadlers verlieh, — eine Auszeichnung, welche an die einstige glänzende Stellung Wiens als deutsche Reichsstadt mahnen sollte.

Unmittelbar nach dem zurückgeschlagenen Angriffe Albrechts kam durch Vermittlung des Königs von Böhmen ein Waffenstillstand (bis 24. Juni 1462) zu Stande, der jedoch von keiner Seite ernst genommen oder gewissenhaft eingehalten wurde. In beiden Lagern verlangten die Söldner Fortsetzung des Krieges um des Unterhalts willen, da sie keinen Sold erhielten. Und da dieß nicht geschah, wurde auf eigene Faust im Lande geplündert und geraubt und so großes Elend verbreitet, daß Märkte und Dörfer verödeten. Kinder wurden als gute Beute fortgeschleppt und die Kirchen in Schlupfwinkel der Söldner und ihrer Führer umgewandelt. Groß war die Erbitterung des Landes gegen die Hauptstadt. Allgemein verlautete, daß so großer Jammer nie herbeigeführt worden wäre, wenn Wien bei der Sache der Stände geblieben wäre.

War aber die Haltung der Wiener nicht gerechtfertigt, ihre Treue für Friedrich tadelnswerth gegenüber einem Manne wie Albrecht, dessen Vergangenheit keine Bürgschaft bot, daß sein Ruf für Freiheit und Recht mehr als ein leeres, heuchlerisches Versprechen sei? Indeß geht aus einzelnen Andeutungen hervor, daß auch in Wien schon 1461 eine Partei zu Albrecht hielt, nur scheint sie damals noch zu schwach gewesen zu sein, um auf die Haltung der Stadt einen Einfluß zu nehmen. Bald sorgte aber der Kaiser selbst dafür, daß diese Partei zu einer Bedeutung gelangte. Nicht nur, daß er für die Bitten der Bürger, nach Wien zu kommen, taub blieb und dem Stadtrath allein die Verantwortung für das unversehrte Leben der Kaiserin und seines Sohnes überließ, so ließ er sich in dieser aufgeregten Zeit noch zu dem schlimmsten Schritte verleiten: er verletzte eine wichtige Bestimmung der Gemeindeverfassung. Wahrscheinlich in der Besorgniß, daß durch eine Erneuerung der Mitglieder des Stadtrathes und eine Neuwahl des Bürgermeisters dem Kaiser feindlich gesinnte Elemente zur Herrschaft gelangen könnten, befahl er dem Bürgermeister und Rath (6. Dezember 1461) die alljährlich am St. Thomasabend stattfindende Wahl zu unterlassen und die Aemter bis auf Weiteres fortzuführen, ein Vorgang, der seiner autokraten Denkweise, seiner Mißachtung ständischer Rechte ganz entsprach.

In den Reihen der Gegner Friedrichs stand auch der Wiener Bürger **Wolfgang Holzer**, ein Mann, hervorgegangen aus Eizings Schule, und diesen an Verwegenheit noch übertreffend. Er war der Sohn eines wohl-

habenden Bäckers, welcher mehrere Häuser in der Stadt besaß, und bekleidete von 1453 an bis 1460, wiederholt das Amt eines herzoglichen Münzmeisters und eines Mitgliedes des Stadtrathes. Eine Bemerkung Beheim's läßt die Auffassung zu, daß Holzer in religiösen Fragen an der anti-papistischen Bewegung lebhaften Theil nahm, vielleicht zu utraquistischen Grundsätzen sich bekannte. Zu den Freunden des Holzer gehörten der berühmte Wiener-Arzt Johann Kirchhaim, Hanns Oednacker, eines Badknechts Sohn, erst seit Kurzem in Wien ansäßig, Friedrich Ebner u. A. m. In der Opposition gegen Friedrich stimmte mit diesen Männern auch der berühmteste Mann der Hochschule, Thomas Ebendorfer, überein. Wollte man Beheim glauben, so gab es keine verruchteren Menschen als die erwähnten Bürger. Holzer war grimmiger als Pharao, wüthender als Nero, mordsüchtiger als Kain; Kirchhaim ein grober, hochmüthiger Gaul, Ebner ein Katzenritter, Schallauzer ein Bastard und Strobel ein böser Galgenhobel.

Ende Juli 1462 verabredeten sich die Stände in Wien angeblich zu dem Zwecke, um neuerdings eine Versöhnung der Fürsten anzubahnen. Der Stadtrath gab dazu unter der Bedingung seine Zustimmung, daß jeder der Herren, Ritter und Knechte bei seiner Ankunft an dem Stadtthor für sich und die Seinen das Gelöbniß ablegte, nichts zum Schaden des Kaisers und der Bürger unternehmen zu wollen. Darüber geriethen die Ständemitglieder in Aufregung; sie warfen dem Stadtrath Verletzung der Landesinteressen vor und stachelten mit Zuziehung mehrerer Bürger und Handwerker, der heftigsten Gegner Friedrichs, Holzer, Kirchhaim und Oednacker auf, ein neues Stadtregiment zu wählen, wozu sie diese um so mehr berechtigt erklärten, als der alte Stadtrath über die gesetzliche Dauer hinaus fortbestand. Wer es nicht mit ihnen hielt, den hießen sie spottweise einen „Heckler" (Heuchler). Der Verwegenste unter ihnen Magister Kirchhaim vollzog die Gewaltthat. Am 19. August drang er in voller Rüstung an der Spitze von sechzig Bewaffneten in das Rathhaus, nahm ganz unvermuthet den Bürgermeister Prenner, den Münzmeister Niklas Teschler, Oswald Reichholf, Ulrich Kerner und Kannsdorfer, die einflußreichsten Räthe gefangen. Rasch wurde eine Neuwahl vollzogen und von dem neuen Stadtrath Wolfgang Holzer als Bürgermeister ausgerufen.

Der Kaiser, von den Vorgängen unterrichtet, erschien endlich am 22. August Abends mit 4000 Reitern bei St. Marx mit der Absicht, in die Stadt einzurücken. Aber nahe an derselben Stelle, wo die Wiener vor einem Jahr die Rechte ihres Landesfürsten mit den Waffen vertheidigten, verweigerten sie diesem jetzt den Gehorsam. Holzer setzte als oberster Viertelmeister die Stadt in Vertheidigungszustand und 400 Söldner des Herzogs Albrecht besetzten die Burg, wo Kaiserin Eleonore und ihr Sohn Max in

Furcht und Sorge dem Verlauf der Dinge entgegensahen. Erst nach drei Tagen (25. August), nachdem er einer Deputation von Landherren und Stadträthen volle Amnestie und die Aufrechthaltung der städtischen Privilegien zugesichert, öffneten die Wiener dem Kaiser die Thore. Tief gekränkt über diese demüthigende Handlungsweise brach seine Gemalin in Gegenwart ihres Kindes in die Worte aus: „Portugals Könige zeigen sich gnädig dem Demüthigen, Ueberwundenen; dem hartnäckigen und stolzen Missethäter schmeicheln sie nicht. Wüßte ich mein Sohn, du würdest handeln wie dein Vater, so müßte ich bedauern, dich für einen Thron geboren zu haben."

Ein stolzes Frauenherz mahnte Friedrich an die Bewahrung seiner Würde. Am 7. September berief er die Stadträthe in die Burg mit der Aufforderung, einen neuen Bürgermeister und Rath zu wählen. Sie thaten, wie ihnen befohlen und unter dem persönlichen Einfluß des Kaisers ging Sebastian Ziegelhauser als Bürgermeister aus der Wahlurne hervor. Ueber diesen, das Stadtrecht verletzenden Wahlakt entstand neuerdings große Aufregung. Es erschienen Schmähbriefe gegen Ziegelhauser, die ihm seine uneheliche Abkunft zum Vorwurf machten. Gleichsam zum Trotz ordneten die Zünfte und ein anderer Theil der Bürger am 19. September 1462 eine Neuwahl an, welche an Wolfgang Holzer als Bürgermeister festhielten. Dieses gespannte Verhältniß steigerte sich noch durch die Einziehung des uralten Rechtes des Blutbannes, dann durch Verhandlungen über die Bezahlung der entlassenen steirischen Söldner. Eine Deputation der Gemeinde drang in den Kaiser, den rückständigen Sold derselben flüssig zu machen, weil diese den Wienern in ihren Weingärten großen Schaden zugefügt hatten. Die Bürger giengen in ihrer feindseligen Haltung aber noch weiter. In einer am 6. October 1462 abgehaltenen großen Sitzung beschloß die Gemeinde die Ueberreichung eines ausführlichen Absageschreibens an den Kaiser, worin sie sich ihres Eides gegen ihn für entbunden erklärte und die fernere Bezahlung der Steuern verweigerte. Holzer, die Seele der Bewegung, betrieb zugleich alle Anstalten, um den Kaiser in seiner eigenen Burg zu belagern, dadurch die Herstellung des Landfriedens zu erzwingen und die Gewaltthaten seiner Ritter zu rächen. Nur die Kaiserin und den kleinen Maximilian wollte man schonen und lud Friedrich ein, sie aus der Burg zu entlassen, worauf dieser aber nicht einging.

Durch volle acht Wochen dauerte diese merkwürdige Belagerung, von welcher uns Behaim, der im Dienste des Kaisers stand, eine höchst anziehende Schilderung über die Vorgänge in der Burg während dieser Zeit hinterließ. So erzählt er uns, daß, als die Belagerer mit großen und kleinen Büchsen auf die Zimmer der Kaiserin schossen, der kleine Prinz Max gezwungen war, sich in die unteren Gemächer bei der Kapelle zurückzuziehen. In den letzten Wochen

kamen auf den kaiserlichen Tisch nur mehr schwarzes, ausgedorrtes Brod Gerste und Erbsen. Da rief eines Tages der Prinz, man möge diese Speisen nur wieder wegnehmen und sie den Feinden geben. In dieser Noth gestattete Holzer auf Andringen des Schaumberg, daß dem „jungen Blut von Oesterreich“ etliche Eier, Brei, Mehl und Milch überbracht werden dürfen. Aber ein Mestenrabe, wie Behaim erzählt, zertrat die Lebensmittel vor dem Thore. — In der Burg kam es dahin, daß man Hunde, Katzen und Geier verzehrte. Nur ein kleiner Dachs und ein Rabe blieben verschont. Das letztere Thierchen war äußerst klug und zahm. Wurde ein Mörser geladen, so flog es davon und sah von einer Stiege zu, war das Schießen aber vorbei, so kam das Räblein wieder hervor. — Trotz des furchtbaren Jammers fehlte es weder bei den Belagerern noch den Belagerten an Uebermuth und Ausgelassenheit. So oft die Wiener einen recht festen Schuß machten, brachten sie mit Posaunen, Trompeten und Pauken einen förmlichen Tusch aus, jauchzten und jubelten recht zum Hohn. War des Kämpfens ein Ende, so begann auf beiden Seiten „süßer, sanfter Melodie lieblich Jubiliren.“ Ein Wiener Namens Pfirter, höhnte ein Hoffräulein, indem er, neben den Geschützen stehend, und ein Minnelied parodirend in die Burg hinein schrie: „Büchsen! Grüßt mir doch die zarten Jungfräulein mit den sanften Wortschüssen“ (mit sanften Worten, süssen.) Aber Hanns Rottinger sandte ihm vom neuen Thurm einen Pfeil in den Leib mit den Worten: „Nimm hin, das ist der Gruß, den ich dir schenke, den schickt dir eine schöne Jungfrau aus der Kaiserin Zimmer.“ Der Pfirter schwer verwundet, rief noch hinüber: „Ei! Dank dir der Teufel um diesen Gruß. Sind ihre Grüße so ungeschlachtet, hab ich ihrer bald genug.“ Wiederholt hatte die Universität, welche sich bisher ziemlich neutral verhielt, an beide Parteien Abgeordnete gesandt und ihre guten Dienste zur Anbahnung von Friedensunterhandlungen angeboten. Die Versuche blieben jedoch erfolglos. In der größten Bedrängniß kam endlich das von König Georg von Böhmen unter Führung seines Sohnes Victorin dem Kaiser zu Hilfe gesandte Heer vor Wien an. Vereint mit dem getreuen Paumkirchner, der an der Spitze der Steirer und Kärntner in Eilmärschen eingelangt war, umspannten die Böhmen von der Donau bis zum Dorfe St. Ulrich in weiten Bogen die Stadt und hoben (am 4. December 1462) die Belagerung auf.

Durch Vermittlung des Königs von Böhmen kam es in Korneuburg zwischen den Streitenden zu einem Friedensschluß (2. December 1462), aus dem jedoch hervorgeht, daß nicht die Wiener unterlagen. Herzog Albrecht VI. erhielt Niederösterreich auf 8 Jahre gegen einen Jahreszins von 4000 fl. und Rückgabe der eroberten Schlösser. Mit acht Ständemitgliedern hatte er die Regierung zu theilen. Kaiser Friedrich verließ am 4. December mit seiner

Familie die Burg und begab sich nach Korneuburg zum König von Böhmen, dessen Hilfeleistung er damit erkauft hatte, daß er allen Rechten auf die Nachfolge in Böhmen entsagte.

Herzog Albrecht stand nun am Ziel seiner Wünsche; Wien und Niederösterreich waren in seiner Gewalt und es lag nun an ihm zu halten, was er versprochen: auf den Säulen der Freiheit und des Rechtes das stolze Gebäude seiner landesherrlichen Macht aufzurichten. Von der Kanzel am St. Stephansfreithof, wo Capistrans feurige Aufrufe gegen die Türken erschollen, verkündigte Albrecht den Bürgern die Besitznahme der Stadt und versprach ihnen neuerdings Friede und Ordnung herzustellen und die gekränkten Rechte des Adels und der Bürger zu schützen. Aber anstatt getreu den Friedensvertrag auszuführen, verweigerte er die Herausgabe der eroberten Schlösser an den Kaiser, welche Handlungsweise Friedrich nicht bestimmen konnte, seine Söldner aus dem Lande zurückzuziehen, die nun fort ihr Unwesen trieben. Selbst seine eigenen Söldner verstand Albrecht nicht im Zaum zu halten. Sie wütheten um Wien im Eigenthum der Bürger in ebenso brutaler Weise und ruhig ließ er es geschehen, daß die Söldner auf den Wienerberg zogen, dort in den Weingärten Hauer zusammenfingen und in einem Keller in Mödling unter die Weinpresse legten. Dagegen zögerte er nicht am 25. Februar 1463 auf dem Rathhaus mehrere angesehene Bürger, wie Niclas Teschler und Simon Pötl gefangen zu nehmen, auf das unbegründete Gerücht hin, daß sie ihn vergiften und angeblich die Stadt, dieses „Schacherloch", in Brand stecken und zerstören wollen.

Dem Holzer wurde über diese Haltung des Herzogs schlimm zu Muthe. Er war in Kenntniß von der schlechten in der Stadt herrschenden Stimmung, von dem Unwillen der Bürger über die enttäuschten Hoffnungen und es mag ihm auch nicht unbekannt gewesen sein, daß man ihn laut beschuldigte, sich unter dem Vorwande: „zum Nutzen gemeiner Stadt," mit dem Gut armer Leute zu bereichern. Dazu kam, daß der Papst im April 1463 trotz der Protestation der Universität seine Bannbulle gegen die Wiener wegen ihrer Belagerung des Kaisers in Vollzug setzen und Jedermann, der daran Theil genommen, die kirchliche Absolution verweigern ließ.

Wie der größte Theil der Männer, die in jener sittlich verkommenen Zeit eine hervorragende Rolle spielten, war auch Holzer ein Politiker, welcher nur seinen persönlichen Vortheil im Auge hatte. In seiner Brust lebte kein Funke eines edlen Strebens, kein Gefühl der Hingebung und Treue, sondern nur sein Verstand erwog klug berechnend alle Vorkommnisse und suchte sie auszunützen für seine Zwecke. Nach diesen Grundsätzen hatte er gehandelt, als er im Jahre 1460 die Sache des Kaisers verließ und sich der Partei Albrechts anschloß und mit diesen Grundsätzen bestand für ihn kein Hinderniß, im

Jahre 1463 abermals den Herrn zu wechseln, wo alle Anzeichen dafür sprachen, daß Albrecht sich nicht im Besitz der Herrschaft behaupten werde.

Die Anhänger des Kaisers kannten den Charakter Holzers und bemühten sich deßhalb, denselben nach Kräften auszubeuten. Ein Zeitgenosse, der mit allen Vorgängen in der Gemeinde genau vertraut war, erzählt in seinen Aufzeichnungen, daß dem Bürgermeister von dem Propst in Preßburg 6000 fl. angeboten wurden, wenn er mitwirke, den Herzog aus der Stadt zu vertreiben, um den Kaiser in sein Erbe einzusetzen. Ob diese Angabe einen thatsächlichen Grund hat, können wir nicht nachweisen, aber sicher ist es, daß Holzer kurz darauf in der That zu einem kühnen und verwegenen Handstreich gegen die Regierung Albrechts die Hand bot.

In der Charfreitagnacht (8. April) des Jahres 1463 berief er insgeheim den Stadtrath und die namhaftesten Bürger aus den Genannten und der Gemeinde in sein Haus und eröffnete ihnen, daß der Herzog als Besatzung der Stadt die Absicht habe 10—20 Söldner in jedes Haus einzuquartieren. Er wisse, daß 400 deutsche Söldner im Anzug seien, welche ein bis zwei Monate umsonst dienen wollen, und schlage daher vor, diese aufzunehmen und sich dadurch gegen jede Gefahr von Seite der Räthe des Herzogs zu sichern. Die Anwesenden gaben hiezu ihre Zustimmung. Am folgenden Tag, Charsamstag (9. April), ritten schon die 400 Mann mit dem Hauptmann Ritter Augustin an der Spitze zum Stubenthor in die Stadt ein, zur allgemeinen Ueberraschung des Volkes, welches nicht ahnte, was das zu bedeuten habe. Nur ersah man aus den Fähnleins, daß es feindliche Soldaten seien. In der Burg herrschte anfangs große Bestürzung darüber. Man schlug die Glocken bei St. Michael an und rief das Volk in den Straßen zum Schutz des Herzogs auf, welches aber anfangs zum Bürgermeister hielt. Erst als der Herzog bei den Schotten ein Banner aufpflanzte und die Handwerker und Dienstleute aufforderte, Leib und Gut, Treu und Ehre zu retten, da drangen sie mit den Rittern des Herzogs bewaffnet auf den Hohenmarkt, den Aufstellungsort der deutschen Söldner, vor und vertrieben sie aus der Stadt. Sodann erlaubte der Herzog dem Volk, das Haus des Bürgermeisters zu plündern.

Holzer gelang es, aus der Stadt zu entkommen und sich auf seine Besitzung Weiteneck zu flüchten; dort steckte er sich in Bauernkleider und fuhr auf der Donau nach Nußdorf. Hier wurde er aber von einem Fleischhauer erkannt und nach Wien eingeliefert. Der Herzog, tief erregt über den an ihm begangenen Verrath, derselbe Fürst, welcher den größten Verrath an seinem leiblichen Bruder begangen, hielt nun ein grausames Blutgericht. Am 15. April wurden Jene, welchen die größte Schuld zufiel, wie Augustin, Holzer, Reichholf, Ziegelhauser, Hanns Burghauser und Georg Hollerberk zur Schranne

am Hohenmarkt geführt und hier zuerst Augustin enthauptet. Sodann führte man die Uebrigen auf den Hof, wo ihre Körper geviertheilt werden sollten. Auf Fürbitte der Gemeinde gestattete der Herzog sie mit dem Schwerte hinzurichten, ausgenommen den Bürgermeister, an dem die bestimmte Strafe vollzogen werden mußte. Dieser kam zuletzt an die Reihe. „Weiß Gott," rief er, „einen solchen Tod hab ich nicht verdient, doch es sei. Vor acht Tagen starb Gott der Herr unschuldig am Kreuze, also will ich heute gern durch seinen Willen sterben." Nachdem der Henker sein Werk vollzogen, wurden die vier Körpertheile vor den Thoren der Stadt auf Pflöcken aufgehängt und den Raben preisgegeben. Am äußeren Thore bei St. Niklas, wo Holzer die Ritter in die Stadt eingeführt, pflanzte man seinen Kopf auf eine eiserne Stange auf. Gegen die übrigen Mitschuldigen und deren Familien verhängte Albrecht schwere Geldstrafen und verbannte sie aus dem Burgfrieden der Stadt.

Wie streng auch die treulose Haltung der Wiener in den geschilderten Vorgängen der letzten Jahrzehente beurtheilt zu werden verdient, so darf doch die Quelle nicht außer Acht gelassen werden, aus welcher fast alle Verbrechen, deren Schauplatz unsere Stadt seit dem Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts war, all' die traurigen Züge von Treulosigkeit und Wankelmuth, von Rohheit und Gewaltthätigkeit flossen. Wer weckte im Volk die schlimmsten Leidenschaften der Natur, wer trat das Gesetz mit Füßen, zertrümmerte den Frieden der Familien und verwandelte die schönen, gesegneten Länder in wüste Tummelplätze raubgieriger Ritter? Wer lohnte den Verrath und die Heuchelei? Jene unglücklichen Fürsten und deren Rathgeber, welche sich gegenseitig bekämpften und, ihre Mission verkennend, nur von selbstsüchtigen Plänen erfüllt, heute das als Unrecht erklärten, was gestern noch zu Recht bestand. Was insbesondere die Haltung der Wiener gegenüber dem Kaiser betrifft, welche durch Behaim's Buch über die Wiener in das grellste Licht gestellt wurde, so war es gerade Friedrich, welcher dieselbe herausgefordert hatte. Man vergesse nicht, daß Wien mit schweren Opfern treu zu dem Kaiser hielt. Alle Versuche der Herren, Ritter und Prälaten, daß die Hauptstadt mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen möge, blieben vergebens. Die Bürger waren es müde geworden, sich vom Adel zur Förderung seiner selbstsüchtigen Zwecke mißbrauchen zu lassen, sie standen in dem beginnenden Kampfe des Landesfürsten gegen die Angriffe und Anmaßungen der Landherren fest auf der Seite des Ersteren. Schwerlich wäre es der Ständepartei gelungen, in Wien festen Boden zu gewinnen, wenn nicht der Kaiser durch seine beispiellos schlechte Verwaltung, sein habsüchtiges Wesen, seine Mißachtung städtischer Rechte und sein absichtliches Fernbleiben von der Hauptstadt, seinen Gegnern eine mächtige Handhabe geboten hätte, einen Umschwung der Stimmung herbeizuführen. Und daß sich diese Bewegung zu so argen Gewaltthätigkeiten zu steigern vermochte, war nur

dadurch möglich, daß im Volk der Glaube an die Fundamente des öffentlichen Rechtes durch die fürstlichen Bruderzwiste tief erschüttert und durch die schwankenden Verhältnisse im bürgerlichen Leben ein tiefer Mißmuth unter den Bürgern verbreitet wurde. Gerade zur Zeit der letzten politischen Katastrophe sah es in Wien, wie aus zahlreichen Berichten von Zeitgenossen hervorgeht, sehr schlimm aus. Handel und Verkehr waren gesunken, Aus- und Einfuhr der Waaren litten durch zahllose Zölle und Mauthen, in deren Besitz sich ganz unbedeutende Orte durch die Geldnoth der Fürsten und des Adels zu setzen gesucht hatten. Die Unsicherheit der Straßen war so groß, daß die Kaufmannsgüter eine kostspielige Bedeckung erforderten. Kamen oberdeutsche Kaufleute auf den Wiener Markt, so hüteten sie sich Bargeld anzunehmen, weil dasselbe fortwährend den größten Kursschwankungen unterlag. Sie tauschten dafür Wein, Getreide und Vieh ein und steigerten die Theuerung der Lebensmittel noch mehr. Die Gewerbe hielten nicht die Konkurrenz mit jenen der bairischen und schwäbischen Städte aus. Von Jahr zu Jahr verringerte sich die Zahl der Bürger durch Verarmung und der Wechsel im Hausbesitz war nie so stark wie in dieser Epoche. Alle Erscheinungen weisen darauf hin, daß kein Fortschritt sondern ein Rückschritt in der Entwicklung der Stadt eingetreten war, wodurch sich so recht der Satz bewährte, daß an jeder politischen Revolution den stärksten Antheil das sociale Mißbehagen habe.

In dem Gemüthe zweier Frauen, der Kaiserin Eleonora und Katharina von Baden, der Schwestern Friedrichs und Albrechts, welche Zeugen der letzten traurigen Szene in der Burg waren, erwachte der Drang nach einer dauernden Verständigung zwischen den feindlichen Brüdern. Bevor aber das Werk gelang, starb Herzog Albrecht VI. am 2. December 1463 in der Burg. Nach einer Aufzeichnung seines Dieners brachte ihm sein Kämmerer Georg v. Stein, Herr v. Steyer mit Hilfe des Magister Schrick und eines Apothekers, welche beide Schwäger des Holzer waren, Gift bei. Es war ein schlimmer Nachruf, den einer seiner Zeitgenossen ihm widmete. „Ich fürchte leider,“ schrieb er, „daß der Allmächtige solchen Tod über den Fürsten verhängt, um das Blut, welches er an unschuldige Bürger um zeitliche Güter, dann seiner Schulden wegen vergießen ließ, zu rächen. Um die vielen durstigen Schwaben an seinem kostspieligen Hof zu sättigen, erschöpfte er durch Steuern die Kräfte des Landes.“

Unmittelbar nach dem Tode Albrechts berief Bürgermeister Ebner den Stadtrath und die Genannten auf das Rathhaus und ermahnte sie eindringlich zur Einigkeit, um zu verhüten, daß die Feinde der Stadt neues Unglück über die Bürger herbeiführen. Er bat sie zum Zeichen des Einverständnisses die Hände emporzuheben. Viele thaten es, doch nicht Alle, heißt es in dem Bericht eines Augenzeugen. Bald darauf (8. December 1463)

erhielt der Stadtrath ein Schreiben des Kaisers aus Neustadt mit der Aufforderung, ihn als Landesfürsten anzuerkennen. Erst nach dem Ständetag zu Linz, wo die Vertreter der Erblande einmüthig die inzwischen aufgetauchten Ansprüche Sigismunds von Tirol zurückgewiesen hatten, näherten sich die Wiener dem Kaiser Friedrich und gelobten ihm in einer am 5. Februar 1464 in der St. Stephansschule abgehaltenen Versammlung Treue und Gehorsam an, worauf ihnen volle Amnestie zugesichert wurde. Aber so groß war noch das Mißtrauen, daß sie sich von den Räthen des Kaisers genau und umständlich den Umfang der erhaltenen Amnestie, alle einzelnen Fälle ihrer Anwendung erläutern ließen. Erst dann eilten sie frohbewegt in den festlich erleuchteten Dom und dankten Gott für das kostbare Geschenk des Friedens. Abends durchzogen sie die Straßen und Plätze, und zündeten Freudenfeuer an „damit Gott gelobt und reich und arm in ihren Trübsal getröstet wurden.“ Um dem Kaiser zu zeigen, daß es den Wienern mit ihrer Versöhnung Ernst sei, machten sie am 25. April 1465 eine große loyale Demonstration. Bürgermeister Ulrich von Metzleinsdorf mit mehreren Stadträthen und den vorzüglichsten Handwerkern und Mitgliedern der Universität und der Geistlichkeit zogen in die Neustadt. Sie baten den Kaiser fußfällig für die erlittenen Unbilden um Vergebung und verehrten dem jungen Erzherzog Max einen prächtigen Harnisch und ein weißgraues Pferd sammt allem Zugehör. Friedrich versicherte sie seiner Gnade und erlaubte ihnen wieder die Führung des Doppeladlers im Stadtwappen, dessen Gebrauch ihnen nach der Belagerung entzogen worden war.

Nach so furchtbaren Erschütterungen war wohl zu erwarten, daß sich die Wogen der Bewegung nur langsam verlaufen würden. Die Gewaltthaten hatten die Rechtsverhältnisse zu einem schwer entwirrbaren Knoten verschlungen. Der Kaiser, unfähig allen Verpflichtungen nachzukommen und Ordnung im Lande zu schaffen, gerieth in Mißhelligkeiten und Zerwürfnisse mit seinen treuesten Anhängern. So wäre es noch in demselben Jahr, wo die Wiener dem Kaiser den Eid der Treue geleistet, bald zu einer neuerlichen Gährung gekommen, weil die Bürger und Handwerker sich standhaft weigerten, das von Albrecht angekaufte konfiscirte Gut ihrer Mitbürger hinauszugeben. Nur das entschiedene Einschreiten seines Rathes Volkenstorfer zu Gunsten der zurückberufenen Familien verhütete den Ausbruch eines Aufstandes. Von den Ereignissen der folgenden Jahre wurde Wien nur wenig berührt. Der Kaiser eingedenk der erlittenen Unbilden mied ungeachtet der ihm dargebrachten Huldigungen unsere Stadt. Selbst als Friedrich seine Gemalin Eleonora verlor (3. September 1467), blieb der Leichnam in der Neustadt, wie es auch der letzte Wille dieser muthigen großdenkenden Frau war, und wurde dort im Chor des Cisterzienser Kloster beigesetzt. Erst im Jahre 1469 erhielt

Wien ein sichtbares Zeichen seiner Gnade. Bei seiner Wallfahrt nach Rom (1468) erwirkte er von Papst Paul II. die Erhebung der Propstei bei St. Stephan zum Bisthum. Und doch ließ es die Stadt nicht an Aufmerksamkeiten für den Hof fehlen. Residirte die Kaiserin in Baden zum Gebrauch der Heilquellen, so versorgte der Stadtrath die Hofküche mit allem Nothwendigen, ja selbst mit seltenen Leckerbissen. Zu Ehren der Räthe oder anwesenden Neffen des Kaisers, der Herzoge von Sachsen, veranstalteten die Bürger Tanzfeste mit reich besetzten Tafeln und es gieng in den Wohnräumen der Stadträthe Oedenacker und Neupauer 1465 und 1466 zuweilen recht lustig zu.

Durch den Tod Albrecht VI. und die Beschlüsse des Ständetages vom 2. Jänner 1464 war der ganze habsburgische Besitz wieder in einer Hand vereinigt. Befreit von jeder Sorge, daß ihm dieser von irgend einer Seite erfolgreich streitig gemacht werden könne, konnte Friedrich seinen Blick mit Beruhigung den böhmisch-ungarischen Verwicklungen zuwenden. Mathias Corvinus von Ungarn strebte nach der böhmischen Krone, worüber es 1468 zum Krieg zwischen beiden Reichen gekommen war. Zu Anfang des Jahres 1470 besuchte Mathias den Kaiser in Wien, um diesen für seine Pläne zu gewinnen, wie es scheint, war es aber ohne Erfolg. Wie schon in früheren Fällen blieb es auch dießmal für die Stellung der Habsburger in Oesterreich ein Grundsatz ihrer Politik, die Vereinigung der Herrschaft von Ungarn und Böhmen in einer fremden Hand zu verhindern. Diesem Grundsatz getreu ergriff der Kaiser nach dem Tod des Königs Georg (22. April 1471) die Partei des Wladislav von Polen und setzte es zuletzt durch, daß König Mathias von seinen Ansprüchen abstand. — Zu derselben Zeit scheint auch Friedrich die Nothwendigkeit erkannt zu haben, endlich einmal persönlich sich um die Zustände im deutschen Reich zu bekümmern. Seit dem Jahre 1444 war er dort nicht mehr gesehen worden, daher es auch kam, daß die höchste Gewalt in den Händen der Kurfürsten lag. Es geschah wesentlich zu dem Zweck, eine ausgiebige Türkenhilfe zu Stande zu bringen, da neue bedenkliche Berichte über die Pläne der Osmanen am kaiserlichen Hofe eingetroffen waren.

Einen großen Wendepunkt in der Geschichte des Hauses Habsburg führte die Wahl einer Braut für Erzherzog Maximilian herbei. Durch mehrere Jahre schon bewarb sich Friedrich bei Herzog Karl dem Kühnen v. Burgund, den reichsten und prunkliebendsten Fürsten seiner Zeit, um dessen Erbtochter Maria. Im Jahre 1476 kam es endlich zu einer Verständigung und im November desselben Jahres erhielt die schöne von Freiern viel umworbene Prinzessin die ersten Geschenke und Briefe von ihrem glücklichen Bräutigam. Inzwischen verlor Mariens Vater im Krieg mit den Schweizer-Eidgenossen am 5. Jänner 1477 bei Nancy sein Leben, wodurch die bevorstehende Vermählung neuerdings in Frage gestellt war. Beide, Max und Maria von

Burgund, hielten aber an dem Verlöbnisse fest. In zärtlichen Briefen sprachen sie das Vertrauen auf die Ueberwindung der großen Schwierigkeiten aus und am Tage Marie Himmelfahrt des Jahres 1477 standen sie am Ziele ihrer Herzenswünsche. Erzherzog Maximilian hielt an der Spitze einer glänzenden Gesandtschaft seinen Einzug in Gent. Hingerissen von dem Anblicke des blühenden Jünglings, der in silberner Rüstung durch die Menge über die dicht besetzten Treppen des Schlosses hinauf eilte und seiner Braut zu Füßen sank, brach Maria in Thränen aus und rief ihm, das Antlitz zum Kusse zuneigend, entgegen: „Nun sei willkommen du edelstes deutsches Blut, nach dem mein Herz so lange sich gesehnt." Am folgenden Tag (19. August) fand die Vermählung in der Kapelle des Schlosses statt. Zu dem großen Besitze des Hauses kam nun auch ein Reich, dessen Grenzen die Fluthen der Nordsee bespülten und die Bergketten der Ardennen und des Jura einrahmten.

Es war eine trübe Zeit, in welcher Erzherzog Maximilian aus der Wiener Burg seinen Brautzug nach Gent unternahm. Kein festliches Gepränge der Stadt gab ihm das Geleite, mit sorgenschwerem Gemüth verabschiedeten sich die Bürger von dem Prinzen, da alle Anzeichen dafür sprachen, daß Wien neuerdings der Schauplatz kriegerischer Ereignisse werden würde. Seit dem Tode des Königs von Böhmen hatten die Zerwürfnisse des Kaisers mit König Mathias von Ungarn fortgedauert. Wien hatte Noth, Söldner und Geld aufzutreiben, um die Tabors in der Umgebung Wiens zu zerstören. Zu Anfang des Jahres 1477 geschah es, daß der Kaiser den von Mathias verfolgten Erzbischof Johann von Gran gastlich aufnahm. Erzürnt über diesen, seinem Feinde gewährten Schutz schickte Mathias am 12. Juni 1477 dem Kaiser die Kriegserklärung zu und brach mit seinem kriegsgeübten Heer so schnell in Oesterreich ein, daß der Kaiser sich eilends nach Linz flüchten mußte. In seinem Siegeslauf kam Mathias mit seinem Heer am 14. August vor Wien, das mit genauer Noth im Stande war, sich in Vertheidigungsstand zu setzen. Durch achtzehn Wochen dauerte die Einschließung der Stadt. Abgeschnitten von jedem Verkehr hatten die Bewohner mit Noth an Nahrungsmitteln zu kämpfen und durch einzelne kleinere Angriffe viel zu leiden. Erst am 20. December 1477 hob Mathias in Folge des inzwischen zu Korneuburg abgeschlossenen Friedens die Belagerung auf.

Der Kriegszug nach Oesterreich war aber nur das Vorspiel weiterer Kriege. Mathias war zu dem Friedensschluß durch die immer kühneren Bewegungen der Türken in deren Vordringen gegen Westen bestimmt worden. Kaum hatte ihn das Waffenglück in Siebenbürgen so weit begünstigt, daß er für die nächste Zeit nichts besorgen durfte, so nahm er im Frühjahre 1481 den Krieg gegen den Kaiser auf. Ungarische Feldhaupt-

leute beunruhigten zuerst österreichisches und steirisches Gebiet und führten kleinere Ueberfälle und Brandschatzungen aus. Vergebens war die Aufforderung des Kaisers an den Adel und die Städte, ihm hilfreich zur Seite zu stehen. Nur Wenige folgten dem Rufe, die Meisten waren darauf bedacht, ihr Eigenthum selbst zu schützen. Manche machten sogar mit den Ungarn gemeinsame Sache, um selbst an der gewonnenen Beute Theil nehmen oder sich dadurch vor feindlichen Verheerungen sichern zu können.

Abermals brachte Wien die größten Opfer um die beutegierigen Schaaren der Ungarn aufzuhalten. Im November 1482 stellte sich Mathias persönlich an die Spitze seines Heeres und bemächtigte sich zunächst der Veste Hainburg. Nachdem die Beschwerden des Winters überstanden, ging er im Frühjahre 1483 an die Belagerung der Stadt Korneuburg und des Schlosses am Kahlenberg. Gleichzeitig schloß er den Ring um Wien so enge, daß im April 1483 die Zufuhr von Lebensmitteln nicht mehr ohne Gefahr möglich war.

Der Kaiser verharrte bis Anfangs April in der Burg. Seine Bemühungen, Hilfe von außen zu erlangen, blieben fruchtlos; sein Sohn Maximilian hatte nach dem frühen Tod seiner jungen Gemalin (im Jahre 1482) vollauf zu thun, in den Niederlanden das bedrohte burgundische Erbe zu vertheidigen. Friedrich zog sich zuerst in die Neustadt, später nach Graz zurück und überließ der Hauptstadt, sich gegen Mathias zu vertheidigen; ja noch mehr, der Kaiser verlangte, daß sie auch den Korneuburgern zu Hilfe kommen und die Vertheidiger des Kahlenberger-Tabors mit Proviant versehen solle. Unvermögend die ihnen gestellte Aufgabe zu lösen, richteten die Wiener wiederholt Schreiben an ihn, sie aus ihrer drückenden, durch Noth und Krankheiten fast unerträglichen Lage zu befreien. Es entspann sich hierüber zwischen dem Kaiser und dem Stadtrath eine lange ausführliche Korrespondenz, in welcher eine herbe, verbitterte Stimmung, ein durch Unglücksfälle stumpf gewordenes Gefühl fühlbar ist. Anfangs lobt er die Wiener wegen ihrer Treue und Beharrlichkeit in der Vertheidigung seiner Rechte und gewährt ihnen mehrere Begünstigungen, welche aber für sie in der augenblicklichen Nothlage ohne Werth waren. So durften sie zu Pfingsten Wein und Korn ohne Aufschlag einführen und die Brückenmauth einheben, zu einer Zeit, wo der Feind keine Lebensmittel hereinließ und jeder Verkehr eingestellt war. Er wies ihnen 6000 Pfund Pfennige auf die Renten aus dem Forstamt des Wienerwaldes und dem Salzamt zu Gmunden an, welche aber nicht flüssig werden wollten. In einem Briefe vom 5. Juli 1483 sprach sich aber bereits der Unmuth über das Drängen des Stadtrathes aus, und er gab ihnen bekannt, daß er das Aeußerste geleistet habe. Zugleich mahnte er aber auch die Reichen, bei dem Verkauf der Lebensmittel keinen Nutzen aus der Nothlage der Armen

zu ziehen und mit diesen ihre Güter zu theilen. Im Herbst frug der Stadtrath, ob der Kaiser dagegen sei, wenn die Bürger dem Feinde die Weinlese mit Geld abkaufen, um vor allzu großem Schaden bewahrt zu werden. Am 15. September antwortete Friedrich: sie mögen bedenken, daß sie dem Feinde dadurch die Mittel an die Hand geben, den Krieg noch länger fortzusetzen; und als die Wiener dieses Geschäft doch gemacht, tadelte er sie (24. Oktober) heftig über diese kurzsichtige Handlungsweise. Auch das Mißtrauen des Kaisers in die Gesinnung der Wiener, die schon im Mai rege geworden, faßte um diese Zeit Wurzel, ungeachtet der Stadtrath dem Kaiser versicherte, daß kein Mensch in der Stadt daran denke, sich dem König zu ergeben. Um Martini des Jahres 1483 sandte der Stadtrath neuerdings Briefe an den Kaiser, welche wahrscheinlich — wir kennen ihren Inhalt nicht — die alten Klagen über ihr Verlassensein enthielten. Diesmal ließ er dieselben durch dreizehn Wochen unbeantwortet, so daß Doktor Tichtel in seinem Tagebuch sich über diese Sorglosigkeit mit Bitterkeit ausspricht. Und als die Antwort eingelangt war: (sie trägt das Datum: 14. Februar 1484) was erwiederte Friedrich? Er wisse sich frei von jeder Schuld an ihrem Unglück. Alles Mißgeschick des Landes gehe aus dem Ungehorsam der Landherren hervor. Hierauf erörterte er neuerdings, wie auf ihm allein die ganze Last des Kriegs ruhe und welch' geringe Unterstützung er bei den Reichsfürsten und Ständen finde. Interessant ist der Grund, den Friedrich angibt, weßhalb er sich aus der Stadt zurückzog. Es sei seine Absicht dabei gewesen, den Kriegssturm von Wien abzulenken. Am Schluß der Epistel legt er ihr wie immer ans Herz, ihm treu zu bleiben und sich nach Thunlichkeit zu behelfen. Im April 1484 stellte die Stadt dem Kaiser anheim, ihr entweder die Mittel zu einem längeren Widerstand zu geben oder zu erlauben, unter solchen Bedingungen wie sie der Hochmeister Ochsenbeck erlangt, mit König Mathias Frieden zu schließen. Dießmal verbot er wohl dem Stadtrath nicht, sich in Friedensunterhandlungen einzulassen, doch stellte er ihm zugleich eine ansehnliche Hilfe in Aussicht. Sie kam von den Städten Krems und Stein. Diese rüsteten im Verein mit anderen sechzehn Schiffe aus, beluden sie, wie wir aus Tichtels Tagebuch ersehen, mit mehr als 1000 Muth Getreide, mit 2000 Seiten Schweinfleisch, mit Mehl, Schmalz und anderem Fleisch in großen Mengen und versuchten mitten durch die Feinde nach Wien zu kommen. Die Ungarn, von diesem Vorhaben unterrichtet, besetzten beide Ufer mit Strandbatterien und beschossen die Schiffe so lebhaft, daß eines stark beschädigt wurde und 14 Personen der Schiffsbemannung verlor. Am 7. Mai 1484 war der Transport unter großem Jubel glücklich vor der Stadt eingetroffen und dessen Inhalt in kleinen Partien sogleich vertheilt. „Gelobt sei Gott," ruft Tichtel aus, „dessen Barmherzigkeit über uns ist."

Langsamer ging es mit den vom Kaiser versprochenen Hilfstruppen. Den König Mathias hielt nur noch die Belagerung von Korneuburg ab, energischer als bisher vorzugehen. Als auch diese Ende November mit der Einnahme der Stadt geendigt, war jedes Hinderniß beseitigt. Am 4. Dezember drangen die Ungarn über die gefrorne Donau in den unteren Werd ein. Am 28. Jänner 1485 begann die engere Einschließung und Belagerung Wiens, wozu Mathias drei Heere aufgestellt hatte. Im Westen breitete sich das feindliche Lager bis an den Döblingbach aus. Stephan Zapolya, der Oberfeldherr, stand bei der Spinnerin am Kreuz. Im April 1485 wurde Mathias ungeduldig und schritt zu offener Gewalt, namentlich als er erfahren, daß es dem von Graz zurückgekehrten Bürgermeister gelungen, 100 Reiter in die Stadt zu werfen und Erzherzog Maximilian aus Deutschland mit einer Entsatzarmee heranrücke. Bei dem Bollwerke zu St. Niklas wagte er einen heftigen Sturm, überstieg, unterstützt durch Verrath, den Wall, brach den Verhau und drang bis zur Stubenthorbrücke vor. Von den in Brand gesteckten Vorstädten breitete sich über die Stadt ein Flammenmeer aus, Jammer und Entsetzen verbreitend, da mit dem Anbruch eines jeden Morgens eine Plünderung zu befürchten war.

Kaiser Friedrich verweilte seit November 1484 in Linz, und von dort erneuerte er allerdings seine Versprechungen. Von Antdorf aus schrieb Erzherzog Maximilian den Bürgern, in ihrer Hingebung und Tapferkeit auszuharren, da er bereits mit der Ansammlung eines großen Entsatzheeres beschäftigt sei. Anfangs Mai 1485 wuchs aber die Besorgniß vor einer Plünderung in solchem Maße, daß im Stadtrath der Beschluß (12. Mai) gefaßt wurde, wegen Uebergabe der Stadt mit König Mathias in Unterhandlung zu treten. Wie hoch die Nothlage gestiegen, davon gibt uns das Rechtfertigungsschreiben des Stadtrathes Aufschluß, welches er nach vollzogenem Friedensschluß an den Papst, die Könige von Böhmen, Polen, Arragonien, Frankreich, Portugal, Castilien und England, die deutschen Churfürsten, an den Herzog Sigismund von Tirol, den Herzog von Sachsen, den Pfalzgrafen am Rhein, den Markgrafen von Brandenburg, an die deutschen Bischöfe und mehrere Fürsten und Grafen, endlich an alle bedeutenderen Städte gerichtet hatte. Die Theuerung sei so groß gewesen, daß der Preis einer schlechten Kuh von 12 Schilling auf 12 bis 14 Gulden, eines Pfundes Kalbfleisch auf 64 Pfennige, eines Pfundes Pferdefleisch auf 8 Pfennige, eines Muthes Korn von 2 auf 72 Pfund Pfennige stieg. Das Volk litt solchen Hunger, daß es Kleien und Baumrinde genoß und zu Katzen- und Hundsfleisch seine Zuflucht nahm. Mehr als 600 Menschen verhungerten, in den Vorstädten blieb nicht das zwanzigste Haus bewohnt, und auch in der inneren Stadt standen große und namhafte Häuser leer. Durch zwei Jahre

war es den Bürgern nicht möglich, ihre Aecker, Wiesen und Weingärten zu bestellen, die nun verdorben dalagen. Dem Kaiser sei durch zahlreiche Sendboten und Briefe die Lage der Stadt geschildert worden; er habe zwar Hilfe versprochen, aber nicht geholfen. Durch den Verrath der böhmischen Söldner, welche die Stadtsöldner auf den Wällen erschlagen und dem Feind geholfen ging eine Vorstadt (St. Niklas) verloren. Es wäre für sie kein anderer Ausweg gewesen, als mit dem ungarischen König zu unterhandeln, damit nicht Wien zum Schaden des Landes und der ganzen Christenheit zerstört werde.

Im Kloster der St. Niklas-Vorstadt, wo das Hauptquartier des Königs war, wurde am Pfingstmontag 1485 der Friede abgeschlossen. Den Vertrag, aus 22 Artikeln bestehend, hatte die Stadt nach reiflicher Ueberlegung und im Einvernehmen mit der Universität festgestellt. Vor Abschluß desselben, am 23. Mai, sandte sie noch einen Boten an den Kaiser, womit sie letzteren benachrichtigt hatte, bis 2. Juni zuwarten zu wollen, falls Friedrich selbst mit dem König in Verhandlung trete.

Bereits am 27. Mai verließen die Beamten und Diener des Kaisers die Stadt und übergaben dem Stadrath die Schlüssel der Burg, welcher sie öffnen und zum Empfang des Königs in Stand setzen ließ. Am 28. Mai besuchte der Sohn des Königs, Herzog Johann, mit einem kleinen Gefolge die Stadt, ging zuerst in die Kirche, dann in das Praghaus und nahm hierauf ein Bad. Das Erscheinen des Prinzen schien den Zweck gehabt zu haben, den Wienern Vertrauen einzuflößen, deren Phantasie von dem Wesen des Königs sehr erregt war. Auch mannigfache Erzählungen gingen von Mund zu Mund. Wie die Wiener den Kaiser, so drängten, wie es hieß, auch schon die Ungarn ihren König zum Frieden. Mathias wollte aber davon nichts wissen und sagte hohnlächelnd eines Tages seinen Leuten, daß zwei Bürger ihm die Stadt bald überliefern würden. Als man um die Namen derselben fragte, erwiderte der König: „Der eine heißt Hunger und der andere Zwietracht.“ Andere wußten, daß Mathias während der Belagerung die Stadt als Wagner verkleidet, durchspäht, mit einigen Fremden in der Stube zu den drei Raben im Rothgäßchen verkehrt habe. Unbeirrt durch das Geschrei über die Anwesenheit des Königs, schlug dieser in seiner Vermummung, ein Rad vor sich hertreibend, den Heimweg ins Lager ein.

Einige Tage nach dem Friedensschluß, am 1. Juni hielt König Mathias durch das Stubenthor seinen feierlichen Einzug. Voraus zogen 32 Wagen mit Lebensmitteln schwer beladen. Hierauf folgten 2000 auserlesene Reiter, 24 Kameele mit dem Schatz des Königs, 400 Fußknechte und 24 Bischöfe mit 1000 auserlesenen Reitern. Den König selbst begleiteten 1000 schön bewaffnete Reiter und 200 Fußknechte. Den Schluß machte ein Provianttransport von 1000 Ochsen.

Mit dem Falle der Hauptstadt war das Schicksal des Krieges entschieden. Rasch erklärten sich ein großer Theil des Adel und fast alle Städte für Mathias, mit Ausnahme von Wiener-Neustadt, Krems und Stein, deren Bürger gleichfalls in ihrer Treue für Friedrich mit heldenmüthiger Ausdauer verharrten und dem König von Ungarn die Thore verschlossen, bis auch dort der Hunger längeren Widerstand unmöglich gemacht hatte. Selbst in Inner-Oesterreich war es dem Könige gelungen, sich durch seine Verbindung mit dem Salzburger Erzbischof Bernhard wichtiger Plätze zu bemächtigen. Nur Oberösterreich bewahrte durch die Haltung des Landeshauptmanns Gotthard von Starhemberg seine Unabhängigkeit.

Als ob der Kaiser den Besitz Oesterreichs für die nächste Zeit aufgegeben, machte er nur geringe Anstrengungen, Mathias aus seinen Ländern zu vertreiben. Mit deutscher Hilfe hoffte er sich neue Hilfsquellen zur Wideraufrichtung seiner Macht zu eröffnen, was ihm auch durch die Wahl seines von den Kurfürsten hoch geachteten, populären Sohnes Maximilian zum römischen König (16. Februar 1486) gelang.

Die Wiener brachten ihrem neuen Herrn keine großen Sympathien entgegen. Der Ungarn Sitten und Gewohnheiten, ihr halbbarbarisches Wesen und der Stolz und Hochmuth der Großen widerstrebte den Bürgern und mit stiller Sehnsucht sahen sie der Befreiung von der ungarischen Herrschaft entgegen, welche ihnen Maximilian durch vertraute Sendboten in Aussicht gestellt hatte. König Mathias ließ es keineswegs an Bemühungen fehlen, sich die Zuneigung der Hauptstadt zu erwerben. Er entfaltete Züge eines großmüthigen Charakters. Fern von ihm war das Gefühl der Rache gegen jene, die ein redliches dynastisches Gefühl nicht unterdrücken konnten und er haßte jene dienstfertigen wohldienerischen Naturen, die sich an ihn herandrängten. Wiederholt bezahlte er die Söldner und trug einen Theil der Kosten zur Wiederherstellung der Donaubrücke. Oft betheiligte er sich an Volksfesten, machte Stiftungen zur Universität, ließ an St. Stephan mehrere wichtige Ergänzungsbauten vornehmen und verstärkte die Befestigungen der Stadt. Demungeachtet leisteten die Bürger nur widerwillig ihre Verpflichtungen zu den geforderten Kriegsdiensten und der Stadtrath mußte große Strenge üben, damit die Reibungen zwischen dem Volk und der ungarischen Besatzung nicht zum Ausbruch kamen. Die Hauptquelle dieser gespannten Beziehungen war ohne Zweifel die von Mathias verfügte Aufhebung der wichtigsten Handelsprivilegien Wien's zu Gunsten der fremden, die Donaustraße befahrenden Kaufherren, wodurch die Bedeutung der Stadt als Handelsplatz verloren ging. Fünf Jahre währte die ungarische Herrschaft. Im Sommer 1489 erkrankte Mathias und ließ sich nach Wien bringen. Am 4. April 1490 trieb ihn ein Unwohlsein aus der Kirche. In Folge einer heftigen

Aufregung wurde er von Schwindel und Krämpfen befallen und starb, umgeben von der Königin und seinem Sohne Johann, in demselben Gemache der Burg, welches König Ladislaus bewohnt hatte, ohne Zurücklassung eines Testamentes und ohne Empfang der Sterbesacramente. Die Leiche wurde am 7. April auf der Donau nach Ungarn geführt und in der Marienkirche zu Stuhlweißenburg beigesetzt.

Der Tod des von den Ungarn hochgefeierten Königs fiel in einen Zeitpunkt, wo eben durch Vermitlung des Papstes ein Friede mit dem Kaiser angebahnt worden war. Friedrich haßte in dem Verstorbenen seinen heftigsten Gegner und deßhalb kam ihm der Tod desselben nicht unerwünscht, weil nun die durch den Friedensschluß nothwendig gewordene persönliche Begegnung mit Corvinus entfiel. Noch mehr war es für seine Pläne von Vortheil, daß dieser keine Ordnung der Thronfolge zurückgelassen hatte. Der Kaiser konnte nun den Erbvertrag vom Jahre 1463 neuerdings zur Geltung bringen, worauf die Krone von Ungarn an das Haus Habsburg zu fallen hatte. Doch Friedrich fühlte selbst, daß sein Geist wie sein Körper unter der Last der Jahre, unter der Wucht schwerer Schicksale gelitten hatte. Ruhe und Schonung seiner schwindenden Kräfte verlangte er von allen, die ihn umgaben und er wurde mürrisch und mißmuthig, wenn ihn die Räthe in seinen häuslichen Lieblingsgeschäften unterbrachen. Der Kaiser war sich mit Recht bewußt, trotz seiner Widerwärtigkeiten und Kämpfe große Erfolge erzielt zu haben. Sein letztes Werk, die Schöpfung des schwäbischen Bundes (1488) gewährte seinem Hause ein Uebergewicht in Deutschland, wie es seit Albrecht I. keiner seiner Vorgänger hatte. Deßhalb übertrug der Kaiser die Geltendmachung der Ansprüche auf Ungarn sowie die Wiedereroberung Oesterreichs seinem Sohne, der mit dem Zauber seiner Persönlichkeit die Herzen gewinnen, die geldarmen, ohnehin schon stark verschuldeten Herren und Bürger seiner Länder zu neuen Opfern vermögen sollte.

König M a x i m i l i a n trat im Jahre 1490 in den östlichen Landen des habsburgischen Reiches zum ersten Male öffentlich auf. Als er zuletzt die Wiener Hofburg verließ, zur Zeit seiner Hochzeitsreise nach Gent (1477), war er ein Jüngling von kaum 18 Jahren, welcher durch seine schöne, ritterliche Gestalt, seinen poetischen Sinn, seine vielseitige Bildung, seine feurige Entschlossenheit und große Gewandtheit in den Waffen hervorstach. Man kannte in der Charakterentwicklung schon die Grundverschiedenheit von seinem Vater, die südliche, lebhafte Natur seiner vortrefflichen Mutter und freute sich des Augenblicks, wo er in die Regierungsgeschäfte eingreifen werde. Inzwischen war Max zum Manne herangereift und die Welt von seinen Thaten und Erlebnissen erfüllt. Hatten ihm diese die Achtung der Gegner erworben, so gaben an allen Orten wo er auftrat, seine Lust an

ritterlichen Abenteuern, sein liebenswürdiger Humor, seine Freigebigkeit und sein häufiger Umgang mit Bürgern, Dichtern, Gelehrten und Künstlern einen reichen Stoff zu Erzählungen und Anekdoten, welche das Interesse an seiner Persönlichkeit stets lebendig erhielten. Dabei erwies aber Max sich auch als ein Meister in der klugen Benützung günstiger politischer Konstellationen, wie beispielsweise zur Zeit des Todes des Mathias durch die Erwerbung Tirols von dem kinderlosen gutmüthigen Erzherzog Sigmund.

Unter dem Eindruck des günstigen Rufes rückte Maximilian in Oesterreich ein. Vor allem war ihm gelegen, sich in den Besitz der Hauptstadt zu setzen. Er sandte Anfangs Juli 1490 einen Abgeordneten nach Wien, welcher mit dem Stadtrath wegen Uebergabe der Stadt unterhandeln sollte. Zu derselben Zeit trafen aber auch Sendboten der ungarischen Reichsstände bei dem Bürgermeister mit der Aufforderung ein, der Krone des h. Stephan treu zu bleiben. Die Entscheidung der Bürger war nicht zweifelhaft; sie fiel in Einklang mit der Universität zu Gunsten der Partei des Kaisers und seines Sohnes aus. Anfangs August brach Max von Neustadt aus mit 4000 Mann gegen die Hauptstadt auf. Ohne Zögern, ja mit unverkennbaren Beweisen der Freude öffneten die Bürger die Thore, so daß er noch an demselben Tag bei St. Stephan dem feierlichen Te Deum beiwohnen konnte. Nur die Burg blieb dem Könige verschlossen. Hinter die Mauern derselben hatten sich die Ungarn zurückgezogen, fest entschlossen den Pallas der Macht tapfer zu vertheidigen, so daß sich Maximilian zu einer Belagerung der Burg vorbereiten mußte. Am 29. August Abends wollte sie der König stürmen. In drei Kolonnen sollte der Angriff stattfinden, der eine vom Kärntnerthurm her durch den Stadtgraben, der zweite unter persönlicher Führung des Königs beim Cillierhof und der dritte bei der Pfarrkirche St. Michael. Eingeschüchtert durch diesen combinirten Angriff erklärten aber die Ungarn sich bereit, die Burg zu räumen und übergaben dieselbe dem König. Die Besatzung, nach Tichtel's Angabe aus 124 Mann bestehend, wurde im Kärntnerthurm gefangen gesetzt.

Im Besitz der Hauptstadt rüstete sich Maximilian zu einer weit größeren schwierigen Aufgabe, die Ansprüche seines Hauses auf die ungarische Krone geltend zu machen. Vorerst bemächtigte er sich der Städte Güns und Oedenburg, kehrte hierauf nach Wien zurück und vertrieb mit seinen Landsknechten und Söldnern die Ungarn aus den Schlössern Einöd, Ernsthofen, Seisenstein, Hollenburg, Mautern, Bruck an der Leitha, Getzendorf und St. Pölten. Im Jänner 1491 fielen auch die letzten Haltpunkte in Oesterreich, Laxenburg und Merkenstein, so daß nun das ganze Land von den Ungarn geräumt war. Nicht so glücklich war Maximilian mit seinen Erfolgen jenseits der Leitha. Stephan von Zapolya, der Statthalter des verstorbenen Königs, hatte

bei den ungarischen Ständen schon am 15. Juli 1490 bewirkt, daß Wladislaw von Polen in Ofen zum König ausgerufen und am 21. September zu Stuhlweißenburg gekrönt wurde. Die Tapferkeit des deutsch-österreichischen Heeres unter Führung ihres Königs errang wohl einzelne glänzende Erfolge, aber sie änderten nichts an der politischen Lage. In dem am 7. November 1491 zu Preßburg abgeschlossenen Frieden erreichte Maximilian nur soviel, daß ihm das habsburgische Erbrecht auf Ungarn für den Fall, als Wladislaw ohne ehliche Manneserben sterben würde, gesichert und fortan der Titel eines Königs von Ungarn verbleiben solle. Es erforderte ein tieferes Eingreifen in die Weltlage, bis es gelang den habsburgischen Großstaat weiter auszubilden.

Während dieser Begebenheiten hielt sich der Kaiser in stiller Zurückgezogenheit fast ununterbrochen in Linz auf, mit Beten, Goldmachen und astrologischen Träumereien beschäftigt. Nur zuweilen trat er noch mit jenem Kreise von Gelehrten in Berührung, welche damals der Wissenschaft und dem Fortschritt der Menschheit ein neues Feld zu eröffnen begannen. Im Frühjahr 1493 zog er sich durch seine Gewohnheit, die Thüren mit dem Fuße zuzumachen, ein bösartiges Geschwür am rechten Fuß zu, wodurch eine Abnahme desselben nothwendig war. Kaum hatte er sich von der Operation erholt, befiel ihn durch übermäßigen Genuß von Melonen eine neue Krankheit, welche am 19. August 1493 seinen Tod herbeiführte. Maximilian, für seinen Vater stets eine große kindliche Verehrung zeigend, ehrte sein Andenken durch eine großartige Leichenfeier. Nach geschehener Einbalsamirung und vorläufiger Einsegnung in Linz, brachte Maximilian den Leichnam auf der Donau nach Wien, wo er am 28. August nach dem Wunsch des Verstorbenen im südlichen Seitenchor des St. Stephansdomes beigesetzt wurde. Die Großartigkeit des Leichenzuges entsprach der Würde der kaiserlichen Majestät. Für das Seelenheil des Kaisers wurden bei St. Stephan allein in der Zeit von 15 Wochen 8422 Messen gelesen. Eine kostbare Steintumba, ursprünglich für das Grabmahl der Kaiserin Eleonora bestimmt, schmückt heute noch im Dome die Grabesstätte des Kaisers.

Mit dem Tode Friedrichs ging auch die alte Zeit zur Neige, jene große, fast tausendjährige Epoche in der Geschichte der europäischen Völkerfamilie, welche auf dem zertrümmerten Koloß der römischen Weltmonarchie sich aufbauend, unter dem Einfluß des Christenthums ein neues mannigfaltiges Gemeinwesen in Staat und Kirche begründet, eine Fülle neuer Ideen in alle Kreise der menschlichen Gesellschaft verpflanzt hatte. Nach dem Gesetze der stettigen, nie unterbrochenen Bewegung, worauf der Bestand unseres Erdballes im großen Weltall beruht, war auch der Kreislauf dieser Epoche abgelaufen. Zuerst hatte in einer kriegslustigen, zerstörungssüchtigen Welt das Kaiserthum dem Papstthum Vorschub geleistet. Sodann emancipirte

sich das Papstthum und wollte die weltliche Macht zu seinen Füßen haben. Unterstützt von Vasallen des Reiches, denen der Druck einer mächtigen Centralgewalt lästig geworden, siegte nach harten welterschütternden Kämpfen das Papstthum. Aber nun sträubte sich das aus den kaiserlichen Vasallen mächtig empor gekommene Erbfürstenthum gegen Kaiser und Papst und wollte sich selbst angehören. Der Mächtigste und Verwegenste in Wort und That beherrschte die sich entwickelnden Ansprüche und Verhältnisse, maßte sich das Recht an, Entscheidungen zwischen streitenden Parteien herbeizuführen. Es kam die Zeit der allgemeinen Fehde, die, ein buntes Chaos schaffend, von dem letzten Kaiser nicht mehr bewältigt wurde.

Verwandte Erscheinungen zeigen sich in dem inneren Leben der einzelnen Stände, insbesonders der Städte. Anfangs förderten die Fürsten den Wachsthum und das Emporblühen der Städte zum Schutz gegen den Adel, zur Stärkung der Mittel für die Behauptung der Landshoheit. Gekräftigt durch bürgerliche Freiheiten, stolz auf ihre Unabhängigkeit verbanden sich die Städte mit den größeren Landherren, das Uebermaß von Gewalt der Landesfürsten zu brechen und unberechtigte Ansprüche zurückzuweisen, — ein Bündniß, welches aber nur so lange dauerte, als der Adel die Bürger nicht zu selbstsüchtigen Zwecken mißbrauchte. Die Folge war eine tiefe Erschütterung der Grundlagen der gesellschaftlichen Ordnung, weil diese Kämpfe nicht endeten, wenn das allgemeine Recht gesiegt, sondern wenn Sonderrechte eigennützig erweitert und der Mächtige den Schwachen unterdrückt, der Reiche den Armen geplündert hatte.

Zu diesen Verhältnissen kam die allgemeine Gährung der Geister gegen die straffen Bande der päpstlichen Hierarchie. Seit den Hussitenkriegen lastete die Frage: Wie weit die Rechtgläubigkeit reiche und wo die Irrlehre beginne? wie ein Alp auf den Geistern. Die theologischen Kämpfe in früherer Zeit, nur in den Zellen der Mönche und in den Synoden der Bischöfe geführt, hatten seit Hus im Volke Wurzel geschlagen und dem Sectenwesen eine außerordentliche Verbreitung gegeben. Dazu kam, daß die großen Werkstätten der Litteratur, die Universitäten, müde der Fesseln einer unfruchtbaren Scholastik, in den von Italien ausgegangenen Anregungen zum Studium der klassischen Dichter eine neue Quelle der Begeisterung für Poesie und Kunst fanden und die halbverwischten Erinnerungen an das Alterthum ins Gedächtniß riefen. Ja es schien, als sollte das antike Leben aus seinem Grabe wieder auferstehen und in den Kampf treten mit dem Christenthum. Und wie wunderbar! Den päpstlichen Stuhl bestieg ein Mann, Leo X., der ein glühender Verehrer der Erscheinungen römischer Kultur war und nicht nur dem Grabe der Apostel, sondern dem belvederischen Apollo und dem Laokoon seine Bewunderung zollte. Als dann auch neue Erfindungen wie die der

Buchdruckerkunst die Mittel zu einem gesteigerten Verkehr geistiger Bestrebungen hergaben, da ahnte man wohl noch nicht, welche Geisteswaffen sich daraus entwickeln werden, aber man fühlte heraus, daß durch die Verbreitung der Bildung eine Umwälzung im Völkerverkehr, eine Verschiebung in der Stellung der verschiedenen Stände bevorstehe.

Angelangt an diesem großen Wendepunkt der mitteleuropäischen Kultur wollen wir innehalten in unserer Betrachtung der politischen und religiösen Zustände Wiens und versuchen, den Gang der inneren und äußeren Entwicklung der Stadt, die Bestandtheile ihres Gemeinwesens, die Elemente ihres Aufblühens darzustellen.

Siebenter Abschnitt.

Die räumliche Entwicklung der Stadt und Vorstädte.

Bei dem Mangel jeder untrüglichen Nachricht über Wien vor dem Jahre 1137 ist eine klare bestimmte Vorstellung von der ältesten Gestalt und Ausdehnung der Stadt sehr schwierig. Wir können uns wohl erklären, weßhalb alle Ueberlieferungen über unsere Stadt bis zum Jahre 991 — dem Zeitpunkte des entscheidenden Sieges über die Ungarn — mit Stillschweigen hinweggehen. Avaren, später Ungarn, vermischt mit Slaven und den Ueberresten fränkischer Familien, saßen dünn gesäet im Wiener Becken. Selbst die Babenberger erwarben erst im Jahre 1002 einen Landstrich zwischen der Liesing und Triesting. Nur jenseits der Piesting, wo die Gebiete der reichsunmittelbaren Grafen von Pütten und Herren von Traisma lagen — tiefer in den Gebirgsthälern — hatten in dieser Zeit bereits deutsche Kolonisten festen Fuß gefaßt.

Räthselhaft bleibt es aber immer, daß auch vom Jahre 991 bis 1137 Wien noch nicht aus dem Dämmerschein der Sage hervortritt. Zwar glaubt der deutsche Geschichtschreiber Giesebrecht aus einer Stelle der jüngst in Abschrift aufgefundenen Annalen von Altaich die erste urkundliche Erwähnung Wiens in das Jahr 1030, in die Zeit des siegreichen Markgrafen Adalbert, des Erbauers der Veste Heimoburg, zurückversetzen zu können. Aber noch bedarf diese Angabe einer strengen historischen Prüfung. Eben so ergeht es uns mit einem zweiten Dokument, welches, seine Echtheit vorausgesetzt, ein merkwürdiges Licht über die Zustände Wiens im Anfange des XII. Jahrhunderts verbreiten würde. Es ist dies der bekannte Zappert'sche Plan, den nach der Annahme des Herausgebers ein Bediensteter der Passauer Diöcese in der zweiten Hälfte des XI. oder im Anfang des XII. Jahrhunderts entwarf, zur Orientirung, in welchen Gassen und Weingärten das

Bisthum Gülten habe. Welche überraschend starke bürgerliche Entwicklung hätte darnach Wien nicht schon wenige Jahrzehnte genommen, nachdem dieser Landstrich den Ungarn abgerungen worden? Gegen Süden bis über den Graben hinaus, längs des heutigen Kohlmarktes (in foro lignorum), gegen Osten bis an die Rückseite des Stephansplatzes und zum Stubenthor erstreckten sich geschlossene Ansiedlungen. Nach diesem Plan stand ungefähr auf dem Flächenraume des nachmaligen Berghofes noch ein Ueberrest des alten römischen Kastells und dort, wo heute das Kriegsministerium seinen Sitz hat, erhob sich der markgräfliche Gerichtshof. Außer der Kirche zu St. Rupert gab es schon eine Kapelle zu Ehren des h. Stephan. Und welch reges gewerbliches Leben umschloß nicht die Mauern der Stadt? Goldschmiede, Bogner, Schuster, Binder und Bader breiteten sich in besonderen Straßen aus, und eine bei St. Stephan gelegene Straße (Heidenhainstraße) knüpft mit seiner poetischer Empfindung noch in ihrem Namen an den vorchristlichen Götterhain an, der sich dort bis zum hohen Markt ausgedehnt haben soll? Endlich setzt der Besitz so zahlreicher Gülten des Passauer Bisthums in Wien während der zweiten Hälfte des XI. Jahrhunderts eine Macht und einen Einfluß voraus, welche uns ohne die Ausübung pfarrlicher Rechte schwer denkbar sind. Als Pfarrkirche gibt aber der Plan St. Rupert an, und diese Kirche gehörte damals erweislich noch nicht den Passauern. An solch ein ausgebildetes städtisches Leben in dieser Epoche können wir aber nicht denken, wenn auch der Fortbestand Wiens unter den Avaren und Ungarn unzweifelhaft erscheint, daher wir auch diese Orientirungs-Mappe eines Passauer'schen Rentmeisters oder den sogenannten Zappert'schen Plan nicht als ein unverfängliches, historisches Dokument anzuerkennen vermögen *).

*) Zur Erläuterung der nun folgenden Darstellung über die räumliche Entwicklung Wiens verweisen wir den Leser auf den mitfolgenden Plan, welcher die Epochen der Stadterweiterung bis zum Schluß des XV. Jahrhunderts, das ist bis zu jenem Zeitpunkt veranschaulicht, in welchem der Ausbau des mittelalterlichen Wien im Ganzen als vollendet angenommen werden darf. Der Plan ist nach Terrain-Studien Sr. Excellenz des Herrn k. k. Feldzeugmeisters Ritter von Hauslab ausgeführt, und von diesem uns freundlichst zur Benützung überlassen. Er knüpft an das römische Kastell an und hat zur Voraussetzung, daß Wien nach der Zeit der Römerherrschaft fortbestand. Nach der Hauslab'schen Annahme schloß das römische Kastell bei der Landskrongasse ab. Später fand eine Erweiterung seiner Grenzen statt, die in südlicher Richtung ungefähr bis zum Schulhof und Gundelhof reichten. In dieser Ausdehnung fand Herzog Heinrich II. Wien, als er seine Residenz hieher verlegt hatte. Der Plan steht mit unserer Darstellung, welche zum Theil auf neuen Grundlagen beruht, in Uebereinstimmung. Differirende Anschauungen bestehen nur bezüglich der Grenzen der Ottokar'schen Stadterweiterung, welche aber überhaupt schwer festzustellen sind, weil ausreichende urkundliche Belege fehlen. Vom historischen Standpunkt aus können wir bloß den Stand um 1137 als Grundlage unserer Darstellung nehmen.

Epochemachend für die Entwicklung Wiens war der Beginn des Zeitalters der Kreuzzüge. Als die ersten Kreuzfahrer (J. 1096—1099) von Regensburg in langen Zügen das Donauthal entlang herabzogen, da benöthigten die Pilger, wenn sie sich nicht zu weit von der Heeresstraße entfernen wollten, diesseits des Kalenberges eines Ortes für große geräumige Herbergen, der ihnen zugleich Schutz gegen räuberische Anfälle bot. Für solch eine Rast gab es aber keine günstigere Stelle als Wien, welches ganz nahe dem hohen Bergschloß lag, in dem der Markgraf des Landes seit 1106 seinen Sitz aufzuschlagen pflegte. Mit den fast jährlich wiederkehrenden Pilgerzügen stieg der Handel aus und nach dem Orient, verbreitete sich die Kunde von den noch wenig kultivirten Zuständen der Gegend um Wien und lockte zahlreiche Ansiedler aus Franken und Baiern ins Land, welche hier das heimatliche Joch der Unfreiheit, der Hörigkeit abschütteln zu können glaubten.

So läßt sich wohl begreifen, daß im Jahre 1137 Wien uns bereits als civitas, das ist als eine von Mauern umgebene Stadt entgegentritt. Wie weit diese Mauern um 1137 reichten, können wir zwar nicht aus Funden, aber aus einer Reihe von anderen Merkmalen bestimmen. Wenn man die Straße unter den Tuchlauben vom hohen Markt aus verfolgt, so gelangt man beim Schönbrunnerhause auf einen Punkt, wo sich dieselbe in zwei Arme theilt und umgekehrt treffen die über den Wildpretmarkt und den Bauernmarkt führenden Straßen beim Gundelhof, mithin genau in der Richtung des Schönbrunnerhauses, zusammen. Gegen Westen findet sich eine dritte ähnliche Gestaltung der Straßen beim Judenplatz. An der Westseite theilten sich vom hohen Markte aus zwei Straßen durch die Salvatorgasse und Wipplingerstraße, von denen die eine gegen die Donau, die zweite in die Reichsstraße einmündete und gegen die Färber- und Schwertgasse noch jetzt durch zwei aufeinander fallende Querstraßen markirt ist. Wer der topografischen Entwicklung der älteren befestigten Städte gefolgt ist, wird wahrgenommen haben, daß diese Erscheinungen nicht zufällig sind, sondern darauf hinweisen, daß hier ein ehemaliger Abschluß durch Mauern und Thore stattfand. Eine Bekräftigung für diese Annahme in Bezug auf Wien bietet aber insbesonders die noch heute sichtbare, merkwürdige Bildung der Häusergruppen am Hof zwischen der Lederer- und der Drahtgasse, dann zwischen letzterer, dem Schulhof und der Parisergasse, welche die Grundfigur einer ehemals befestigten Anlage deutlich erkennen lassen.

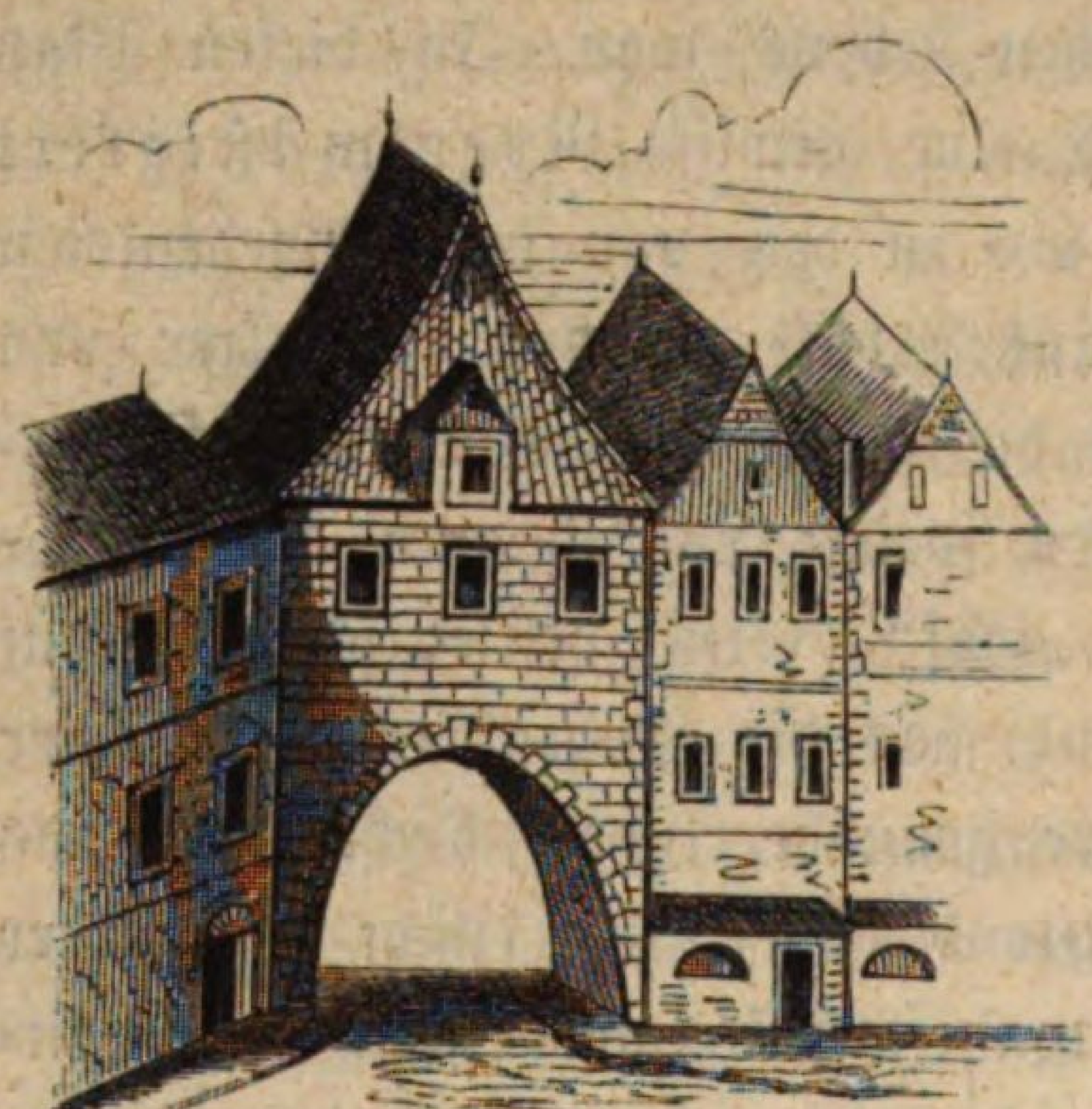
Wir haben für unsere Annahme noch folgenden Beleg. War Wien im Jahre 1137 schon mit festen Mauern umgeben — und daß die Stadt zwanzig Jahre später wirklich zu den ummauerten Städten gehörte, liegt urkundlich in der Gründungsurkunde für das Stift Schotten (Jahr 1161) vor — so bestand schon wie in anderen italienischen und deutschen Städten

dieser Epoche die Vierteleintheilung, welche den Zweck hatte, die vor und in der Stadt befindliche wehrpflichtige Mannschaft zu sammeln und jedem Bezirk die Vertheidigung der Hauptthore anzuvertrauen. Verfolgt man die Vierteleintheilung Wiens, so kann sie nur zu einer Zeit entstanden sein, wo die Mauern bis zu den von uns bezeichneten Grenzen reichten und der hohe Markt der Mittelpunkt alles städtischen Lebens war. In diesen Platz mündeten die vier alten Viertel ein und eine gewisse Regelmäßigkeit in der Vertheilung derselben ist auch nur bis zu den von uns angedeuteten Umfassungslinien erkennbar; darüber hinaus erhält sie den Charakter von späteren Ansätzen. Für die Annahme, daß die Grenzen des ältesten Stadttheiles nicht über diese Linien hinausreichten spricht endlich auch die Anlage des markgräflichen Hofes. Die Benennung „Hof" (villa) deutet schon darauf hin, daß hier urspünglich ein Gebäude stand, das die Babenberger zu einer Zeit erbauten, in welcher es nur galt, ihre grundherrlichen Rechte auf das Territorium Wiens zu behaupten. Es entstand daher sicher nicht erst unter Herzog Jasomirgott, sondern weit früher, wahrscheinlich bald nach dem Zeitpunkt, wo die Babenberger das Gebiet zwischen der Liesing und der Donau von den deutschen Kaisern zum Geschenk erhalten hatten. Derlei Höfe lagen aber nicht in, sondern neben dem Ort, weil sie einen eigenen von jenem der Bürger unabhängigen Bezirk bildeten.

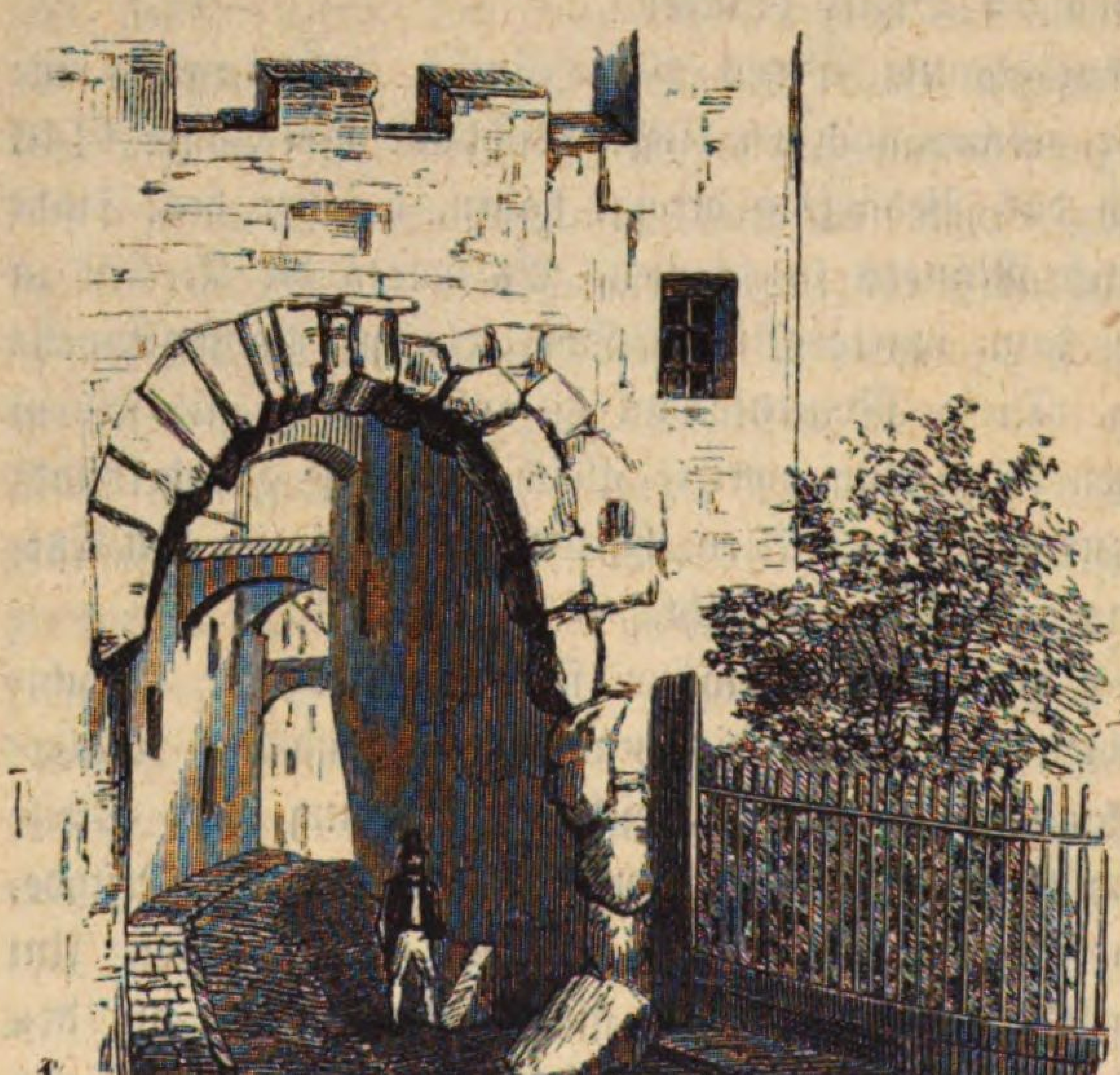
In der bisherigen Ausdehnung Wiens rief Heinrich Jasomirgott eine bedeutsame Wendung hervor. Schon nach der Unglücksschlacht vom Jahre 1146 gegen die Ungarn mag sich das Bedürfniß gezeigt haben, die vor der Stadt gelegenen Ansiedlungen durch Mauern zu schützen. Es waren die Kirchen zu St. Peter und die neben dem markgräflichen Hof gelegene Pankrazkapelle Verwüstungen preisgegeben. Diese Momente, im Zusammenhang mit seinem Streben, der Stadt Regensburg eine zweite, gleich mächtige Handelsstadt an der mittleren Donau zur Seite zu stellen, hatten wahrscheinlich den Entschluß zu einer Erweiterung zur Reife gebracht.

Die Grenzen dieser Ummauerung lassen sich mit größerer Beruhigung bestimmen. Sie reichten im Süden bis zum Graben und zur Naglergasse und folgten am Ausgang derselben in westlicher Richtung dem Steilrande beim Heidenschuß und tiefen Graben bis zur Kirche Maria am Gestade. Gegen Norden hin rückten sie unmerklich einen schmalen Streifen vor. Am Bergel, einem stark ausgesetzten Punkte, schloß sich wahrscheinlich an den Thoreingang ein Bollwerk, worauf die dortige Häusergruppirung gleichfalls hinweist. Auch an der Ostseite trat die Mauer gegen die ältere Umfassung ein Stück vor, wodurch die so schmale Roth- und Kramergasse entstand; sie umschloß die Brandstätte und bog durch das ehemalige Schloßergäßchen beim Trattnerhof wieder in den Graben ein. An der abgestumpften Ecke

zwischen dem Graben und Stephansplatz stand wahrscheinlich ein Vorwerk wodurch die Vorgänge an der südlichen und östlichen Mauer beobachtet werden konnten. Mauerüberreste dieser Umwallung fand man im Jahre 1866 bei dem Umbau der Häusergruppe am Graben neben dem Trattnerhof, und eine genaue Untersuchung der Technik ergab, daß sie aus dem Mittelalter

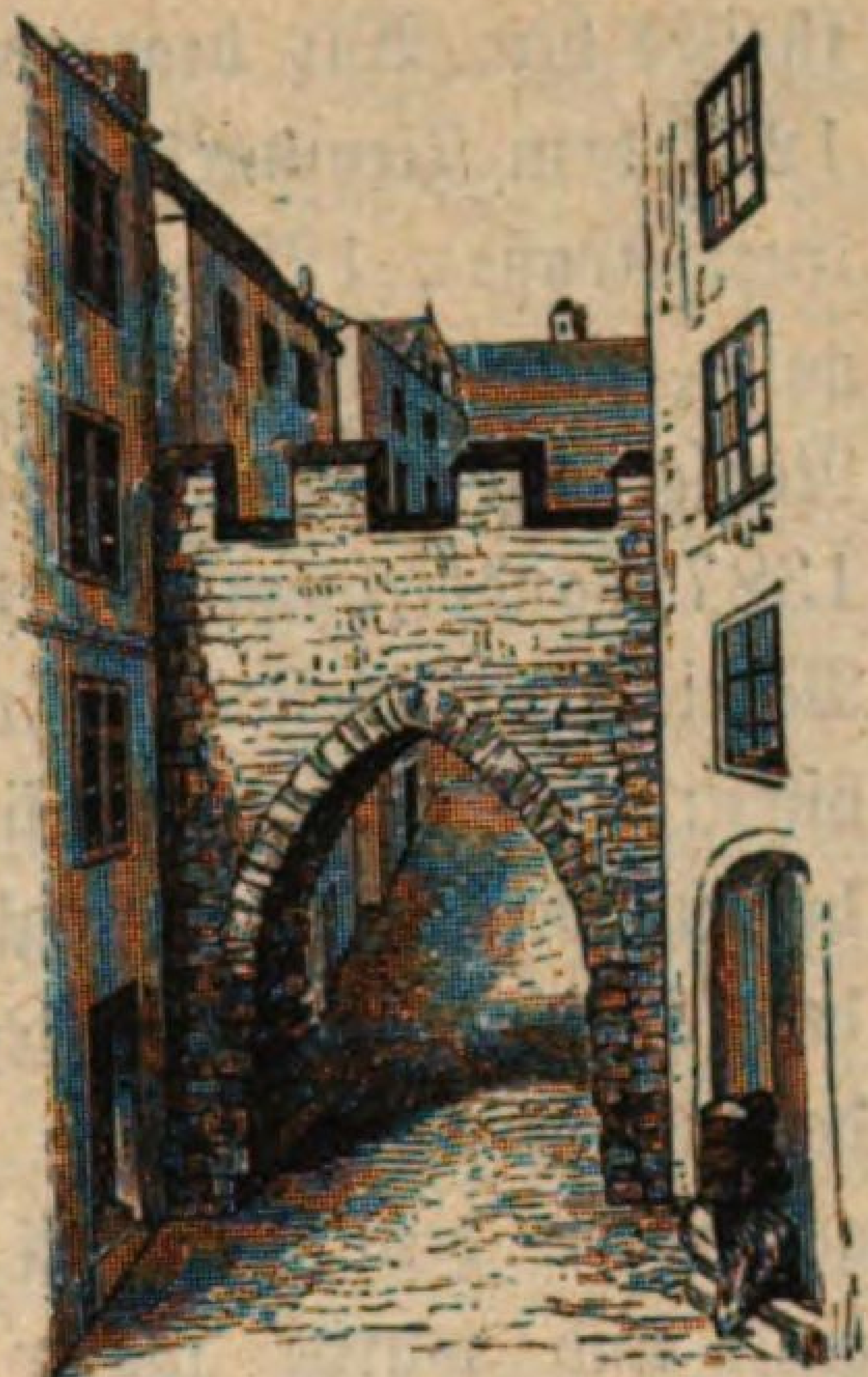


herrührten. An Stadtthoren aus dieser Periode sind bekannt*): das Bayrerthor am Eingang in die Bognergasse, so genannt von der nach Baiern führenden Straße, später unrichtig in Peiler- oder Peyrer-Thor umgewandelt. Wir geben eine Abbildung nach dessen Umbau im Jahre 1426. Vollständig abgebrochen wurde dasselbe erst im Jahre 1732 „um den Prospect der kais. Burg und eine direkte Verbindung zwischen dem Kohlmarkt und den Tuchlauben herzustellen.“ Ferners das Thor zwischen den Häusern Nr. 7 und 9 im Rothgäßchen, gegen den Fischhof zu, in Urkunden des XV. Jahrhunderts vorkommend;



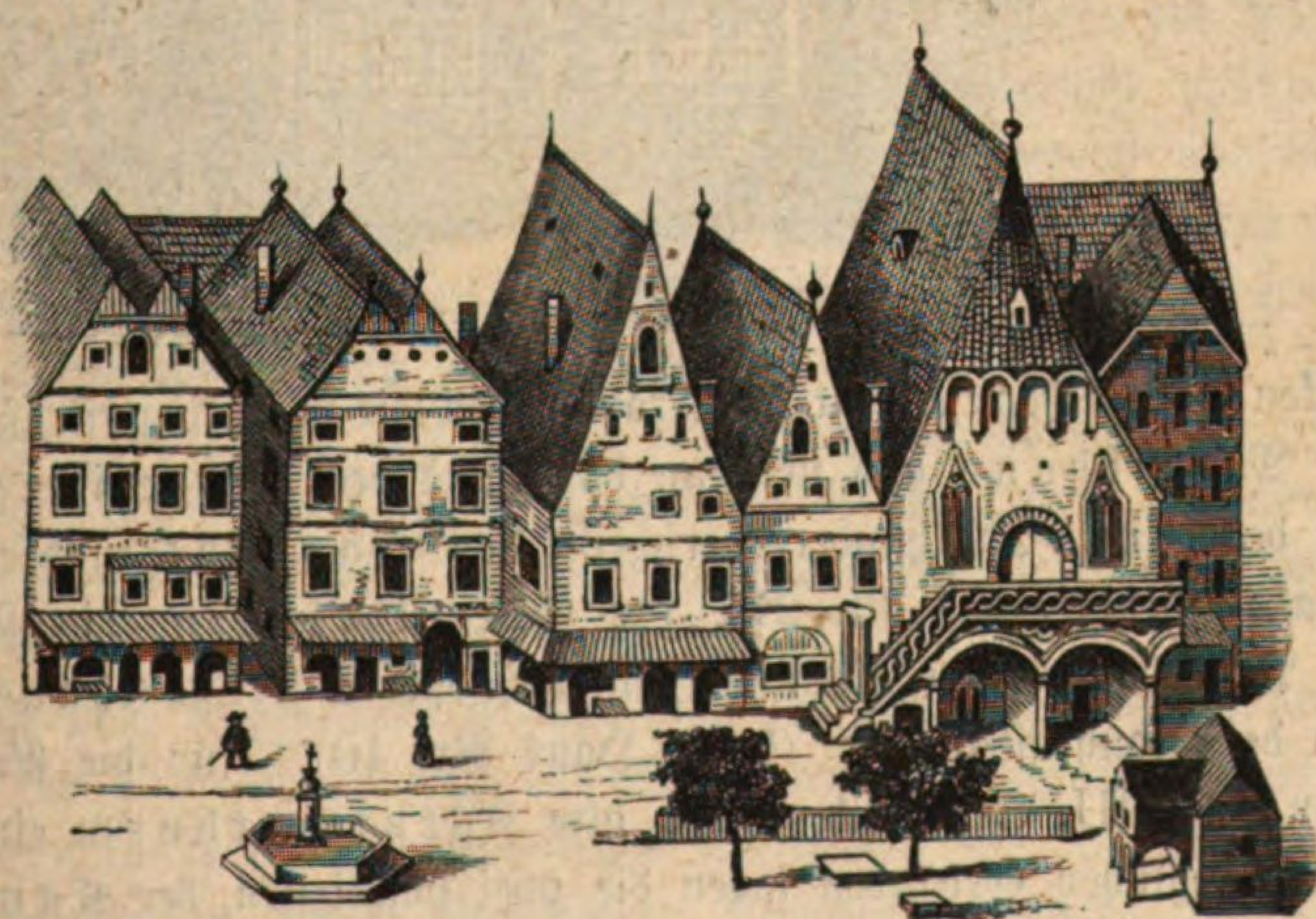
das Thor am sogenannten, erst in jüngster Zeit verschwundenen Katzensteig, zwischen den Häusern Nr. 4 und 5, Seitenstettergasse, welches in der Gestalt, wie wir es hier in der Abbildung geben, erst im Jahre 1825 niedergerissen wurde. Das Thor bei der Fischerstiege, sowie das Thor im Rothgäßchen, in der Kämmerer-Rechnung des Jahres 1452 genannt, das bis in die Jahre 1740—1750 in der hier abgebildeten Form bestand und das Thor bei der Hohenbrücke, dessen Grundriß noch

*) Die Hausnummern, welche wir nun bei einzelnen Gebäuden geben werden, beziehen sich auf die Häusernumerirung vom Jahre 1862.



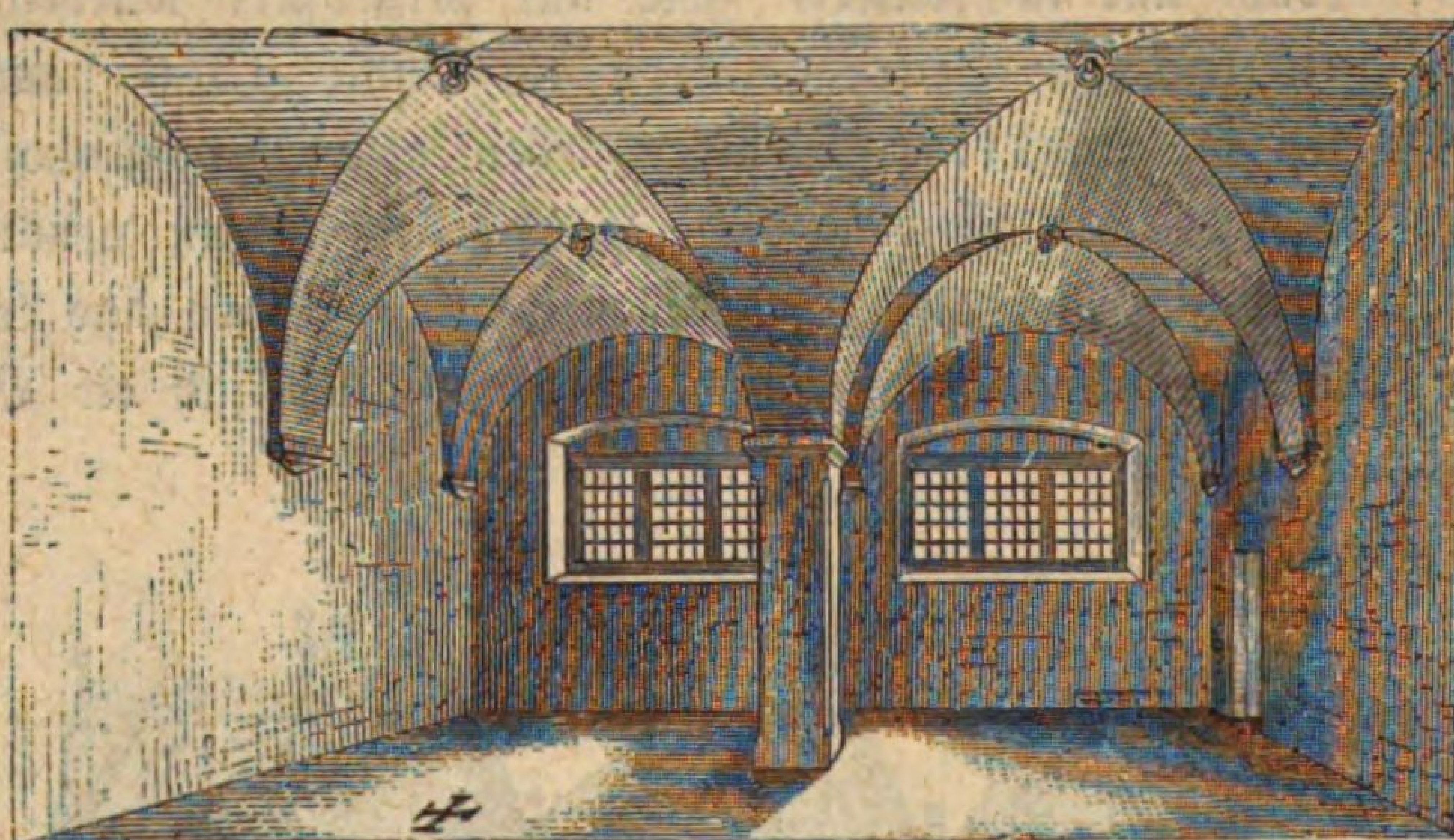
auf dem Wohlmuth'schen Plan von 1547 ausgezeichnet ist. Außer den hier nachgewiesenen Stadtthoren sprechen ältere Schriftsteller noch von anderen Zugängen. So glaubt Fuhrmann, daß bei dem Hause Nr. 4 in der Goldschmiedgasse auch ein Thor stand, was mit der urkundlichen Nachricht von dem Bestand eines Thurmes hinter dem Freisingerhof aus dem Jahr 1277 übereinstimmen würde; eben so verlegt Fuhrmann auf den Platz des Hauses Nr. 2 (Gebäude der priv. Creditanstalt) am Heidenschuß einen Eingang, was auch ohne einen urkundlichen Nachweis angenommen werden kann.

Für das hohe Alter dieses Stadttheiles spricht auch seine innere Ausbildung. Außer den Kirchen und Kapellen St. Ruprecht, St. Peter, Maria am Gestade und St. Pankraz, welche sicher schon vor dem Jahre 1137 erbaut und in späterer Zeit nur vergrößert wurden, entstand lange keine neue kirchliche Stiftung. Erst im Jahre 1386 baute Herzog Albrecht III. den Karmeliter Mönchen neben dem Herzogenhof am Hof ein Kloster sammt Kirche, wozu er acht Häuser anzukaufen genöthigt war. Dagegen entfaltete sich hier das ganze Gemeinwesen Wiens, das Walten und Wirken der Bürgergemeinde. Auf diesem Boden fühlten sich die Bürger als



Herren und Eigenthümer, hier war der Mittelpunkt des einheimischen Marktverkehres, der Sitz der wichtigsten Zünfte. Schon die Mehrzahl der Namen der Straßen und Plätze weist auf den eigenthümlichen Charakter dieses Stadt-

theiles hin. Wir begegnen urkundlich 1233 dem hohen Markt (altum forum), 1247 dem Kienmarkt, 1257 dem Fischhof, 1272 der Wiltwerkerstraße (Wipplingerstraße), 1289 dem Petersfreithof und Tuchlauben, 1314 der Bognergasse (inter arcatores), 1325 der Schiltergasse (Schultergasse), 1326 der Naglergasse („hinter St. Pankraz"), 1332 Seizergasse (Kurbaunerstraße), 1387 Landskrongasse, 1391 Judengasse (bei der hohen Brücke) und 1403 Maria am Gestade (Frauenstiege und Maria auf der Stetten). — Von öffentlichen Gebäuden finden wir hier die Bürgerschranne auf dem hohen Markt, ursprünglich vor dem Fischhof, seit 1441 an der Stelle des Hauses Nr. 5 gelegen, wir geben eine Abbildung derselben mit dem daranstoßenden Schuh- und Leinwandhaus. Das Rathhaus stand gegenüber dem Pfarrhof der Kirche Maria am Gestade in der Salvatorgasse und wurde später (1316) durch die Einbeziehung des Heimo'schen Hauses vergrößert und 1455 umgebaut. Aus dieser Zeit rührt auch noch ein Theil des heutigen gegen die Salvatorgasse zu stehenden Rathhauses, von dessen „Bürgerstube" oder Rathsaal wir hier eine Abbildung geben.



Im Rücken des Rathhauses mit der Front gegen die Wipplingerstraße standen das alte Mauthhaus und nebenan das Haus des Unterrichters. Erst zu Ende des XIV. Jahrhunderts erscheint das Waghaus in der Rothenthurmstraße (heute Haus Nr. 21), der Getreidekasten (ein Theil des heutigen Postgebäudes) am alten Fleischmarkt, das Schergenhaus, (Amtshaus) in der Rauhensteingasse (heute Haus Nr. 10). Für die Gefangenen war schon im XIII. Jahrhundert der alte Kärntnerthurm eingerichtet. — Von herzoglichen Gebäuden lagen die zwei wichtigsten, der Kämmererhof mit der Dreifaltigkeitskapelle (Judengasse Nr. 10) seit 1203 und die Münze mit der St. Johannskapelle (Landskrongasse) schon im XIV. Jahrhundert in unmittelbarer Nähe des hohen Marktes und das Hubhaus noch im Jahre 1391 am St. Petersfriedhof (Petersplatz Nr. 10). Von den

Zunfthäusern lagen 1310 das Schuchhaus (Nr. 4), 1352 das Riemhaus (Nr. 11), 1377 das Schmerhaus (Nr. 13), 1377 der Kramhof (Nr. 4), 1366 der Fischhof (Nr. 11), 1427 das Schreinhaus (Nr. 2), 1432 das Kürschnerhaus (Berghof), 1429 das Taschnerhaus (Lichtensteg Nr. 4), und 1480 das Leinwandhaus (Nr. 4) am hohen Markt, 1391 das Saithaus unter den Tuchlauben, und 1391 das Siedhaus im Schlossergäßchen. — Von den auswärtigen Hochstiftern, welche hier Grund und Boden schon in sehr alter Zeit besaßen, lag nur der Rent- und Gerichtshof des Bisthums Passau (seit dem XII. Jahrhundert) bei Maria am Gestade und der Hof des Bisthums Freising (seit 1273) an der Stelle des gegenwärtigen Trattnerhofes. Die Höfe der ältesten österreichischen Klöster standen dagegen alle außerhalb des eigentlichen Bürgerviertels. Der Grund ist wohl darin zu suchen, daß die österreichischen Klöster in Wien ihre Höfe zu dem Zweck bauten, um ihren Bauwein hier gut verkaufen zu können, wofür sie die freie ungehinderte Einfuhr beanspruchten.

So zahlreiche Anhaltspunkte wir für die erste Stadterweiterung haben, so spärlich fließen die Quellen zu einer genauen Feststellung des weiteren Entwicklungsganges. Und doch welch eine Fülle neuen schöpferischen Lebens durchdringt nicht im XIII. und XIV. Jahrhundert unsere Stadt! Wie fühlt man nicht aus jedem Blatt der Geschichte, den Begegnungen der Fürsten in den Räumen der Hofburg, den Einzügen und Hochzeitsfesten, dem Zuströmen der Minnesänger an den von ihnen hochgefeierten Babenbergerhof, an dem Glanz der Ritterspiele und Turniere, den Feldzügen der Wiener, der Gründung der Universität, und dem wachsenden Selbstgefühl und politischen Einfluß der Bürger die geheimnißvolle Kraft des Werdens und Gedeihens heraus! Wie preisen nicht die Dichter, entzückt von der ihnen gebotenen Gastlichkeit und dem nimmermüden Treiben in den Straßen und Herbergen, das reiche glückliche Wien! Und zeigten nicht das Verlangen Leopold VII., hier ein Bisthum zu errichten, das Wirken der ersten Habsburger, die wiederholten Bestrebungen der Bürger den Rang und die Stellung einer deutschen Reichsstadt zu erlangen, mit welch' märchenhafter Schnelligkeit Wien in den Strom des deutschen Culturlebens eingetreten war?

Nach dem Allgemeinen Entwicklungsgang der Ausbreitung der Städte gilt auch für Wien die Regel, daß zuerst außerhalb der Stadtmauern neue Ansiedlungen längs der Eingangsstraße entstanden. Seitdem die Bürger frei und selbständig in ihrem Burgfrieden geworden, wachten sie streng über den Einlaß in die Stadt und kein Fremder durfte es wagen, ohne Bewilligung des Rathes in diese einzutreten. Dieselbe Beschränkung mußten sich gewisse Gewerbszweige gefallen lassen. Sie hatten auf den Plätzen wohl Standplätze zum Verkauf ihrer Waaren; die Werkstätten lagen aber größtentheils vor der

Stadt. Endlich hatten die Bürger großen Besitz an Wiesen, Aeckern, Obst- und Weingärten, wozu sie Maierhöfe benöthigten und andere landwirthschaftliche Gebäude, welche sie gern der Stadt so nahe wie möglich anlegten. Alle diese Factoren trugen dazu bei, daß nach der Erweiterung einer Stadt sich immer wieder rasch an den Thoren neue durch Gruben und Hecken geschützte Ansiedlungen, sogenannte Vorstädte, anfügten, welche einen Bestandtheil der Stadt selbst bildeten.

Für die Fortentwicklung einer Stadt gab es aber noch andere in den lokalen Verhältnissen begründete Momente; diese finden sich auch in Wien vor, und gaben uns bei dem Mangel an positiven Nachrichten Anhaltspunkte für die Bestimmung der nächstfolgenden Erweiterung der Stadt an die Hand. Wenn wir daran festhalten, daß unsere Stadt den ersten Aufschwung ihrer Lage verdankt, so mußte sie sich naturgemäß auch dort zunächst ausbreiten, wohin der Handelsverkehr drängte, — an der Donau und an den nach Böhmen, Polen, Ungarn und Italien führenden Straßenzügen. Es unterliegt daher auch keinem Zweifel, daß die stärksten Ansiedlungen an der Nord- und Ostseite vor sich gingen, zudem an der Ostseite die belebteste Vorstadt der Jasomirgott'schen Stadt lag. Damit übereinstimmend treffen wir schon 1158 in dieser Gegend eine Straßenbezeichnung, nämlich: vicus lanarum (Wollzeile) *) mit dem Hinweis auf den hier bestandenen Handelsverkehr, und eine von der Rothenthurmstraße bis zum Auwinkel reichende Häusergruppe, welche in die älteste Vierteleintheilung einbezogen war. Auch andere Straßen und Gassen dieses Stadttheiles fallen in eine verhältnißmäßig hohe Zeit hinauf: 1262 Stephansfreithof, 1262 Kumpfgasse (strata gladiatorum), 1272 Himmelpfortgasse und Filzerstraße, 1273 Lichtensteg (Revelgäßlein) 1275 Lugeck, 1276 neuer Markt (novum forum), 1281 Haarmarkt, 1287 Weihburggasse, 1301 auf der seyl (Seilerstätte), 1302 auf der Goldschmiden (bei dem Haus Nr. 179 am Salzgries), 1302 Dominikanerplatz (apud praedicatores) 1303 Stockimeisenplatz (am Roßmarkt), 1306 Johannesstraße 1310 hintere Bäckerstraße (platea pistorum), 1312 Rothenthurmstraße (ad rubram turrim) 1314 alter Fleischmarkt (forum carnium), 1328 Schulerstraße (platea scholae), 1336 Singerstraße (Suningerstraße), 1342 Annagasse (Pippingerstraße), 1342 Salzgries (am Salzpühel), Grünangergasse (auf dem grünen Anger), Krugerstraße (strata amphorarum) und Hafnersteig (inter figulos), 1355 Honiggäßlein, 1356 vordere Bäckerstraße, 1357 Messererstraße beim Bayrerthor), 1367 Fischerstiege, 1368 Raifstraße (beim neuen Markt), 1371 Schweinmarkt, (in foro porcorum) und Bürgerspitalsplatz, 1377 auf der Hoch (nächst dem Heiligenkreuzerhof), 1378 Rothgasse (Radgasse) und 1384 Heiden-

*) Mit dieser Bezeichnung erscheint sie noch 1192, als: strata lanarum fanden wir die Wollzeile urkundlich erst im XIV. Jahrhundert.

schuß (am Kiel). In dem südlichen Theil der Stadt lagen aber auch die von den fremden Kaufleuten als Wohnsitze und Waarenlager erbauten Höfe, wie der Regensburgerhof und der Kölnerhof, letzterer bereits im Jahre 1289 im Besitz der aus Köln eingewanderten reichen Bürgerfamilie Leublo.

Diese günstige, eine rasche Entwicklung versprechende Lage bestimmte ohne Zweifel auch die geistlichen Herren von Passau, daß sie daselbst die Haupt- und Mutterkirche St. Stephan erbauten. Als ihnen im Jahre 1137 Markgraf Leopold V. die geistliche Jurisdiction über Wien einräumte, St. Peter und die übrigen Betkirchlein der Stadt übergab, lag es gewiß weit näher, die neue Pfarrkirche in das Innere des damaligen Wien zu verlegen. Aber das süd-östliche Territorium bot dem Passauer Bischof weit größere Vortheile. Hier saßen die fremden angesehenen Kaufleute, welche durch den nach Ungarn führenden Handel ein reges Leben verbreiteten, hier konnte der Herzog auf einem großen Flächenraum den Bau einer geräumigen freistehenden Kirche, eines großen Pfarrhofes und Friedhofplatzes führen, und hier lag die Pfarre inmitten des ausgedehnten Grundkomplexes, den wahrscheinlich schon damals der Markgraf zur Dotation der Pfarre geschenkt hatte. Durch dieses Ereigniß gesellte sich ein neues Moment zur Förderung der Entwicklung dieses Stadttheiles, es gewann hier das kirchliche Leben einen festen Mittelpunkt. Der Sage nach stand schon um das J. 1113 in der dortigen Gegend eine zu Ehren des h. Jacob erbaute Kapelle. Adelige Frauen aus Kärnten beschlossen um 1190, ein nach der Regel des h. Augustin eingerichtetes Kloster daran zu erbauen, welches auch in späterer Zeit seinen Ursprung nie verläugnete, indem es stets der Zusammenfluß adeliger Frauen blieb, die den weltlichen Freuden entsagten. — Nicht weit davon auf einem Hügel bauten sich, angeblich 1186, die Templer ein Haus, welches aber schon um 1258 in den Händen des zur Bekämpfung der Irrlehren neu gegründeten Ordens der Prediger (Dominikaner) war, die dort eine Kirche zu Ehren der h. Maria genannt Rotunda erbaut hatten. — Um 1200 kamen die Johanniter aus Ungarn nach Wien und errichteten in der Kärntnerstraße eine Herberge für ermüdete oder erkrankte Kreuzfahrer mit einer kleinen Kapelle, an welche sich später (1415) die Pilgerstiftung der Bürgersfrau Elise Wartenauer schloß. — Zunächst der Stephanskirche ließen sich in der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts die deutschen Ordensherren nieder, die unter dem Schutz der Herzogin Margaretha 1249 in Wien großen Grundbesitz erwarben und 1326 die Kapelle in eine der h. Elisabeth zu Ehren geweihte Kirche umgestalteten. Am Stephansfreithof stand schon um die Mitte des XIV. Jahrhunderts der neue Karner oder die Maria-Magdalena-Kapelle, im Jahre 1470 legte man zuerst die unter dem Stephansplatz sich

ausbreitenden Katakomben an. — Um St. Stephan breiteten sich auch fast alle Nonnenklöster Wien's aus. In die Singerstraße verpflanzten um 1228 die Cisterzienserinnen von St. Niklas jenseits des Wienflusses eine Tochtergemeinde, ebenfalls das Kloster zu St. Niklas genannt, Nonnen, welche sich vorzugsweise dem Unterricht der weiblichen Jugend widmeten. Dem Beispiel der Jakobinerinnen folgend, erwarben mehrere Frauen durch die Königin Konstantia um 1230 ein Haus, um darin ihr Leben in stiller Abgeschiedenheit zu beschließen. Hierauf übergab ihnen zwischen 1267 — 1272 Meister Gerhard, Pfarrer zu St. Stephan, sein eigenes Haus unter der Bedingung, daß sie nach der Regel des h. Augustin lebten. Auf diese Weise entstand das Kloster zur Himmelporte, welches später Königin Agnes, Tochter des Königs Albrecht I., so reich dotirte, daß 1331 ein Neubau der Kirche begonnen werden konnte. — Wahrscheinlich unter Friedrich dem Schönen (um 1327), erwirkte der Prediger-Orden, daß auch hier ein Nonnenkloster ins Leben trat. Dasselbe stand am alten Fleischmarkt und nahm von dem Patron der Kirche die Benennung St. Laurenz an. Die Bestimmung der Nonnen war, durch ein asketisches Leben sich für die Freuden des Himmels vorzubereiten und für die Seelen von Verstorbenen zu beten. Um die Mitte des XV. Jahrhunderts gerieth aber das Kloster in Verfall. Friedrich III. übergab es im Jahre 1445 den Chorfrauen des heil. Augustin. — Angeregt durch die traurigen Erscheinungen weiblicher Verworfenheit in den Frauenhäusern, durch die tiefe Kluft, welche diese unglücklichen Geschöpfe von der bürgerlichen Gesellschaft trennte, faßten mehrere Bürger im Jahre 1384 den Entschluß, ein Frauenasyl zu gründen, damit den Bewohnerinnen der Frauenhäuser eine Brücke geboten werde, wieder in den Schooß der Gesellschaft zurückkehren zu können. Sie kauften zwei Häuser in der Weihburggasse und nahmen darin Frauen und Mädchen auf, welche das Gelöbniß machten einen sittlichen Lebenswandel zu führen. Nach der Kapelle des Gebäudes nannte man die Stiftung, das Haus der Büßerinnen bei St. Hieronymus. Diese Wesen lebten dort unter einer Klausur, die sie jedoch nicht hinderte, nach einer bestimmten Zeit jeden Erwerb, mit Ausnahme des Weinschenkens, des Gastgebens und der Kaufmannschaft wieder zu ergreifen. Fand sich ein Mann, der solch ein sittlich gebessertes Wesen ehelichen wollte, so konnte er es ohne Schaden an seiner Ehre und seinen bürgerlichen Rechten thun. Wer eine Büßerin schmähte oder verspottete, wurde an Leib und Gut gestraft. Fiel eine derselben dagegen wieder in ihre frühere Lebensweise zurück, so wurde sie in der Donau ertränkt.

Die Bedeutung der St. Stephanspfarre hatte zur Folge, daß auf dem Freithof mehrere damit zusammenhängende Gebäude ihren Platz fanden. Der alte Pfarrhof, an der Stelle des heutigen Bischofshofes, verwandelte

sich 1365 in eine Propstei mit 24 Kanonikern, für deren Behausung im Rücken der Kirche mehrere Häuser erbaut wurden, auf deren Grund der heutige Domherrnhof steht. An der entgegengesetzten Seite des Pfarrhofes, auf einem Theil des Grundes des Kurhauses standen die Bürgerschule, an der westlichen Friedhofmauer, gegenüber der Goldschmidgasse die Kantorey und die Bauhütte, neben dem Pfarrhof das Haus des Stiftes Zwettl. Dort, wo nicht Häuser einen festen Abschluß des Friedhofes bildeten, war dieser von Mauern begrenzt und durch vier Thore der Zugang zum Friedhof und zur Kirche vermittelt. Die engen Beziehungen der Propstei zur Hochschule brachten es mit sich, daß das St. Stephansviertel auch der Mittelpunkt des geistigen Lebens der Stadt wurde. Am Dominikanerplatz lag die älteste Hochschule, nahe derselben das dazu gehörige herzogliche Kollegium, und seit 1389 in der Schulerstraße Nr. 14 die Juristenschule mit der Kapelle des h. Ivo. In allen Theilen des Viertels standen die öffentlichen und Privathäuser der Studenten (Bursen), deren Bedeutung daraus zu entnehmen ist, daß die Universität zeitweilig von 6- bis 7000 Studenten besucht wurde. In diesem Stadttheil lag auch das älteste Zeughaus der Bürger (Postgasse Nr. 10).

Andere Momente kamen in Betracht bei der Entwicklung der Westseite der Stadt. Schon die Bodengestaltung blieb hier auf den Gang der Ansiedlung nicht ohne Einfluß. Ein breiter, tiefer Graben, durch den von Süden her der Ottakringerbach in die Donau abfloß, zog sich längs der Stadtmauer hin. Von Nußdorf her, dem Steilrand des höher gelegenen Terrains folgend, zweigten Arme der Donau ab und durchzogen einen Theil der späteren Vorstädte Lichtenthal und Roßau. Einer dieser Arme, welcher den weitesten Bogen beschrieb, nahm in ältester Zeit seinen Lauf über den Salzgries*). Eine zweite aus dem Quellengebiet des Wienerwaldes hervorbrechende Wasserader, der Alsbach, fast parallel mit dem Ottakringer-Bach laufend, bog durch eine Vertiefung des Terrains genöthigt am Alseck, in der Gegend des heutigen Bürgerversorgungshauses, gegen die Donau ab. Durch diese Wassergerinne war der Boden von drei Seiten begrenzt. Er bot große Vortheile für land- und forstwirthschaftliche Zwecke wie beispielsweise die höher gelegenen Theile zur Anlage von Aeckern, Wiesen und Weingärten, die tiefer gelegenen Auen zur Jagd und zur Fischzucht; aber für gewerbliche und Handelsunternehmungen war er wenig geeignet.

Diesen Boden übergab Jasomirgott wenige Jahre nach der Gründung von St. Stephan einer Kolonie von Schottenmönchen aus dem Jakobskloster von Regensburg und baute ihnen ein kleines, zur Unterbringung von

*) Im XV. Jahrhundert nahm dieser Donauarm schon einen anderen Lauf. (Vergl. den beifolgenden Plan.)

zwölf Mönchen ausreichendes Kloster, welches sie am 1. Mai 1158 unter dem Abte Sanctinus bezog. Die Schotten genossen damals nicht blos den Ruf großer Frömmigkeit und Beredsamkeit sondern auch jenen der Tüchtigkeit und Kunstfertigkeit in bürgerlichen Gewerben. Sie waren die Vermittler zwischen Fremden und Einheimischen. Ihrer Wanderlust verdankten sie eine genaue Kenntniß der Sitten und Einrichtungen in den entferntesten Ländern. Durch diese Eigenschaften waren die Mönche in allen Städten von den Bürgern wohl gelitten und standen durch die guten Dienste, welche sie diesen zu leisten vermochten, mit ihnen in freundschaftlichem Verkehr. In der Hoffnung, daß diese Eigenart der irischen Mönche auch dem jungen Gemeinwesen unserer Stadt förderlich sein werde, verpflanzte der Herzog dieselben nach Wien und dotirte sie in dem Stiftbrief des Jahres 1161 so reich, daß das Kloster rasch emporblühen konnte. Er gab ihnen über das ganze zwischen dem Ottakringer- und Alsbach gelegene Gebiet die geistliche und weltliche Jurisdiktion, nahm den Passauern die geistliche Seelsorge über die Stadt, den Mittelpunkt der damaligen Bürgergemeinde, und übertrug diese den Schotten, eine bezeichnende Verfügung für den Geist der Stiftung.

Außer der Ungunst des unregelmäßigen Terrains hemmten nun auch die Klosteranlage und die den Mönchen eingeräumten Rechte die ganze Kolonisation. Wahrscheinlich bald nach Erbauung des Schottenklosters wurde ein Arm des Alsbaches gegen die Stadt zu und zwar durch die heutige Herren- und Strauchgasse in den tiefen Graben abgeleitet. Es entstand ein nach drei Seiten abgeschlossener Flächenraum, auf welchem sich, nächst der Stadt und von dieser nur durch den tiefen Graben getrennt, die um 1200 neu gebaute große Klosterkirche und die weitläufigen insbesondere noch durch Mauern abgeschlossenen Kloster- und Wirthschaftsgebäude erhoben, wodurch der Raum zu bürgerlichen Ansiedlungen hart an den Stadtthoren wesentlich erschwert war und der ganze Stadttheil den Charakter der Abgeschlossenheit und Vereinsamung erhielt. Nur im Rücken des Klosters, an der den tiefen Graben überwölbenden hohen Brücke, entstand schon in früher Zeit die Neuburgerstraße, welche verlängert in die alte über Klosterneuburg führende Reichsstraße einmündete. Die übrigen Ansiedlungen mußten entweder am Steilrand des tiefen Grabens oder weiter entfernt von der Stadt gemacht werden, woraus sich auch erklärt, daß die Alserstraße schon im Jahre 1226 erwähnt wird. Was die Ansiedlungen selbst betrifft, so bestanden diese zum großen Theile aus Pilgerherbergen, aus Werkstätten von Handwerkern, welche für ihren Betrieb viel Wasser benöthigten und aus Wirthschaftsgebäuden. Tiefer unten im oberen Werd hatten die Fischer ihre Hütten aufgeschlagen.

Unter einem besonderen Einfluß entwickelte sich die Süd- und Südwestseite der Stadt. Nach der Erweiterung Wiens unter Heinrich II. war

die Verlegung des Herzogensitzes am Hof unabweisbar. In Folge der Ummauerung lag dieser nun mitten im Burgfrieden der Stadt, was der freien Bewegung des Herzogs und seines Gefolges nicht zusagte. Es scheint uns daher wahrscheinlich, daß die Babenberger nicht erst um 1221, sondern noch im XII. Jahrhundert den Bau einer neuen Herzogsburg in Angriff nahmen, vielleicht auch vollendeten. Den geeignetsten Raum hiezu bot die damals noch ganz unverbaute Südseite mit ihrem sanft ansteigenden, die ganze Umgebung beherrschenden Terrain.

Mit der Verlegung der Burg auf den Platz des gegenwärtigen Schweizerhofes verfolgten die Herzoge aber noch den Zweck, um ihre Residenz ein Gebiet zu haben, auf welchem sie ihre Hoheitsrechte frei und unbeschränkt ausüben konnten. Ohne besondere Erlaubniß des Herzogs sollte es niemand gestattet sein, sich auf diesem Gebiet niederzulassen, und wenn ein Bürger dazu die Erlaubniß erhielt, dann unterstand er nicht dem Stadtrichter, sondern unmittelbar dem herzoglichen Gericht. Um die Burg herum durften nur die zum Hofstaate gehörigen Familien, die Kanzlei, der höhere und niedere Dienstadel, das Hofgesinde u. s. w. ihren Wohnsitz aufschlagen. Die Grenzen dieses Gebietes erstreckten sich im Osten ungefähr bis zur Kärntnerstraße, im Westen bis zur Teinfaltstraße, im Norden bis zur Herren-, Stallburg- und Plankengasse. Damit die herzoglichen Dienstleute keiner fremden geistlichen Jurisdiktion unterstanden, machte Leopold VII. aus diesem Gebiet mit dem Brief vom 18. November 1221 einen besonderen Pfarrbezirk und baute die Hofpfarrkirche zu St. Michael, welche räumlich so groß wie die alte Stephanskirche war. Noch unter den Babenbergern ließ sich auf herzoglichen Grund eine Mönchskolonie des neu begründeten Ordens der minderen Brüder nieder, jener geistlichen Genossenschaft, welche bald durch ihr reiches Wissen und ihre Kanzelberedsamkeit ausgezeichnet, sich die hohe Gunst Ottokars und der Habsburgischen Fürsten erwarb. Hier machten die Habsburger auch die übrigen reichen Klosterstiftungen in den ersten Dezennien ihrer Erwerbung Oesterreichs. Im Jahre 1303 gründete Herzogin Blanca das Kloster zu St. Klara als Zufluchtsstätte für verlassene Witwen und Jungfrauen des Landadels, welches mit kostbaren Privilegien ausgestattet, den höchsten Rang einnahm. Und ganz nahe dieser Stiftung trat Friedrich der Schöne den reformirten Augustinern, die seit 1256 ein kleines Kloster bei der Kapelle St. Johann im oberen Werd bewohnten, einen Theil des Burggartens ab und baute ihnen dort mit reichen Mitteln ein neues Kloster sammt Kirche, in deren Georgskapelle Otto der Fröhliche mit einer Gesellschaft junger Adeliger die glänzenden Tage des Ritterthums wieder zu erwecken versucht hatte. In der Nähe dieses Klosters erbaute zur Unterbringung junger Weltpriester Albrecht III. im Jahre 1356 ein Wohnhaus mit der

Kapelle zur heiligen Dorothea, welches zwischen 1406—1420 in ein Kanonie regulirter Chorherren des heiligen Augustin umgestaltet wurde.

Der wichtigste Verkehrspunkt des herzoglichen Gebietes war die Hochstraße (Herrngasse), welche, vom Schottenkloster bis zum Klarakloster sich ausdehnend, urkundlich schon 1233 genannt wird. Von den übrigen bemerkenswerthen Straßen bestand schon 1290 die vordere Schenkenstraße (strata pincernarum), 1310 die hintere Schenkenstraße (Mentlerstraße), 1299 die Ratstraße (hintere Bräunerstraße), 1302 die Teinfaltsstraße und 1325 die Schauflergasse (Schaufellucken). — Die herzogliche Kanzlei hatte bereits 1299 ihren Sitz am Eingang in die Ratstraße (heute Palffy'sches Palais Nr. 6 am Josefsplatz), die Waffenkammer oder das Harnischhaus lag gegenüber den Augustinern neben dem Dorotheerkloster. In der Hochstraße begegnen wir den Häusern der Landmarschälle und Landherren, die meist Geschenke der Herzoge für geleistete Dienste waren.

Nach dieser Darlegung der wichtigeren maßgebenden Faktoren für die weitere Ausbreitung der Stadt konnte dieselbe unmöglich gleichmäßige Fortschritte machen. Zunächst stellte sich unzweifelhaft das Bedürfniß einer Hinausrückung der Mauern im Osten der Stadt heraus, wo alle Bedingungen eines raschen Aufschwunges vorhanden waren. In Uebereinstimmung mit Fuhrmann läßt sich annehmen, daß diese Erweiterung in die ersten Regierungsjahre Leopold VII., das ist, in den Schluß des XII. Jahrhunderts fällt. Die neue Ringmauer lief wahrscheinlich vom Katzensteig aus durch die Adlergasse bis zum Auwinkel; von hier gieng sie gegen Westen einbiegend bis zur Singerstraße und mit Einschluß derselben hinauf am Stockimeisenplatz, wo sie sich wieder mit der alten Stadtmauer verband.

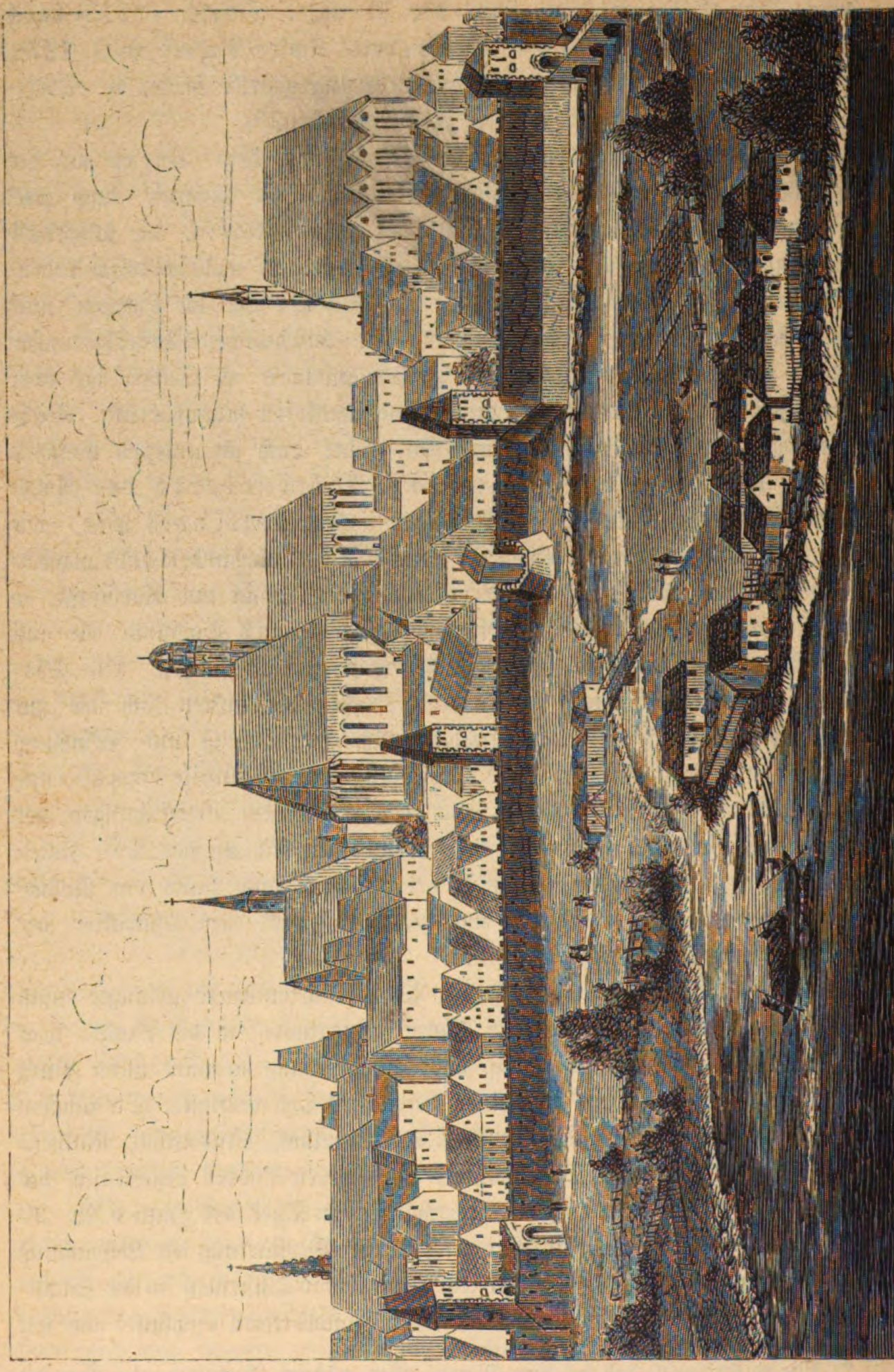
An diese Erweiterung schloß sich im XIII. Jahrhundert jene an der Südseite und Südwestseite. Nach der Anlage der Hofburg und des dazu gehörigen Gebietes entstand zwischen diesem und der alten Mauer am Graben ein freier, verfügbarer Raum, auf dem wir schon 1233 den Witmarkt (Holzmarkt, Kohlmarkt), 1247 den Kienmarkt, 1257 die Kärntnerstraße, 1272 die Himmelportgasse, 1276 den Neuen Markt und 1287 die Weihburggasse urkundlich verzeichnet finden. Es ist daher sicher, daß sich damals auch diese Gegend ziemlich stark zu bevölkern begann, so daß wahrscheinlich zwischen 1200 und 1276 das Bedürfniß vorhanden war, die Stadtmauer in der Singerstraße ungefähr bis zur Ballgasse vorzuschieben und über den neuen Markt parallel mit der Planken- Stallburg- und Hoch- oder Herrenstraße bis zur Anhöhe der späteren Mölkerbastei fortzuführen, um auch die zwischen der Burg und dem Graben entstandenen Ansiedlungen einzuschließen. Die Herrengasse dürfte gleichfalls in die Erweiterung einbezogen worden sein, wiewohl sie ein Bestandtheil des Herzogsviertels war. Anfangs scheint die Einfassung

nur durch Erdwälle geschehen zu sein, bis sie unter Ottokar (1275) durch feste Mauern ersetzt wurde. Diese Mauern hatte Kaiser Rudolf im J. 1278, im Auge, als er an den Stadtrath die Forderung gestellt hatte, die Stadtmauer bei der Burg an zwei Stellen zu durchbrechen. *)

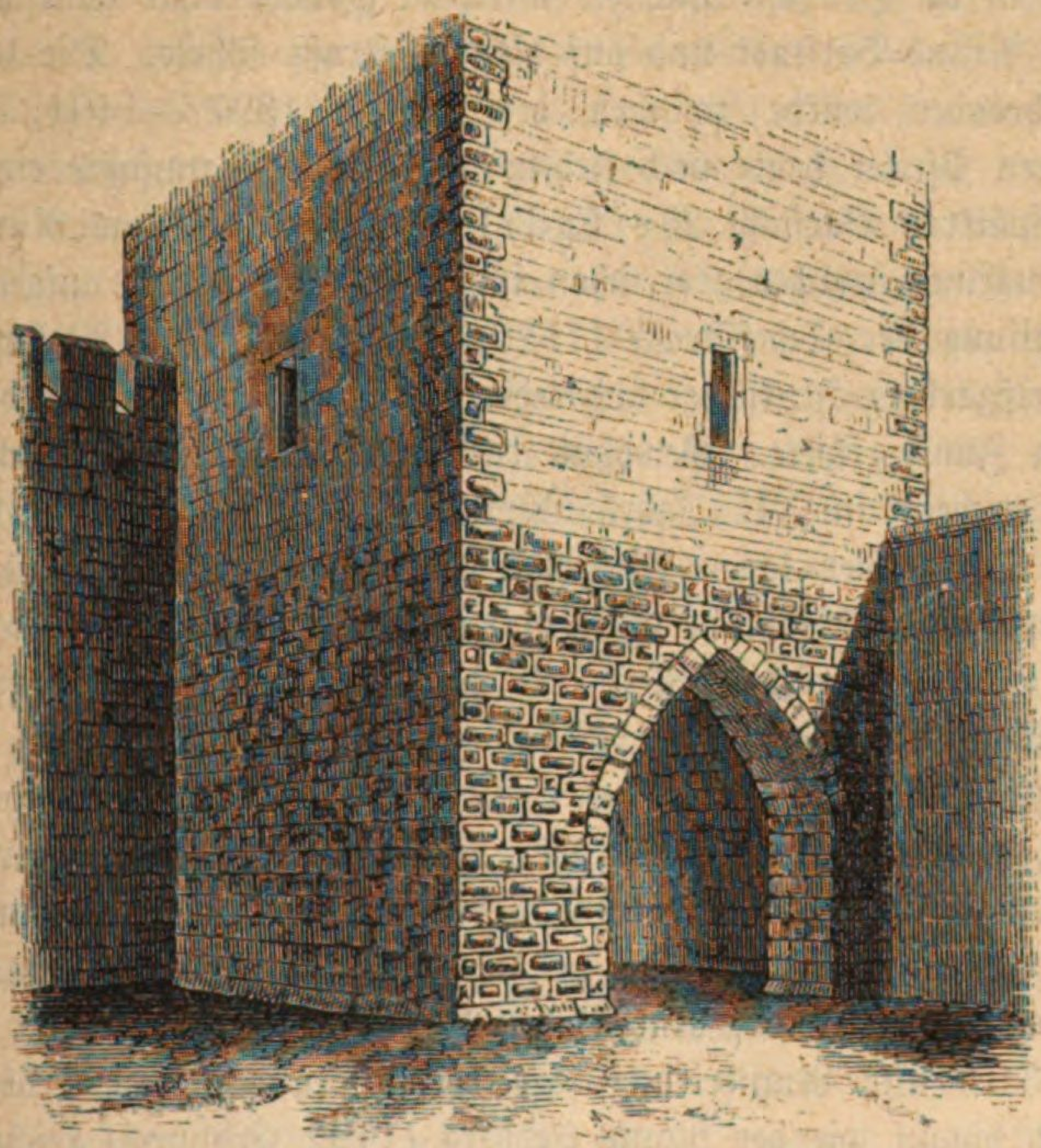
Der strenge äußere Abschluß der Stadt von dem Territorium des Herzogs verschwindet erst im XIV. Jahrhundert. Er hemmte nach zwei Seiten hin den bürgerlichen Verkehr und bot jenen Bürgern, die außerhalb der Stadtmauern saßen, keinen Schutz — ja erschwerte wahrscheinlich bedeutend die Bewachung und Vertheidigung der Stadt. Da die Herzoge auch Gründe gehabt haben mögen, die Burg und die ansehnlichen Klosterstiftungen ausreichend zu schützen, so wurden die Festungsmauern im Süden bis über die Burg, das Klara-, Augustiner- und Minoritenkloster hinausgerückt. Diese Erweiterung vollzog sich dann im Lauf der Jahre auch an anderen Punkten der Stadt, so daß am Schluß des XIV. Jahrhunderts der Ausbau der inneren Stadt im Allgemeinen vollendet war, wie wir ihm auf unserem Plan begegnen. In das XV. Jahrhundert fällt großentheils der Ausbau, rücksichtlich die Erweiterung der Stadt und Vorstädte, so daß daher am Schluß dieses Jahrhunderts Stadt und Vorstädte die auf unserem Plan ausgezeichneten äußersten Grenzen erreicht hatten. Alle Veränderungen in der Befestigung der inneren Stadt beschränkten sich bis zur ersten Türkenbelagerung auf die Ausbesserung, Verstärkung und Erhöhung der Mauern und Thürme, auf eine Vertiefung und theilweise Bewässerung der Stadtgräben. Die Ansicht zeigt uns den Stand der Befestigungen der Stadt in nördlicher und nordwestlicher Richtung am Schluß des XV. Jahrhunderts. Sie entstand durch Benützung der Ansichten und Pläne von Meldemann, Hirschvogel und Lautensack, und hat den Zweck, den Charakter der Befestigungen näher zu veranschaulichen.

Nach dem Ausbau am Schluß des XIV. Jahrhunderts gelangte man durch sechs von Bollwerken umgebene Thore (Burgthore) in die Stadt. Der Name war der damaligen Auffassung ganz entsprechend, da man unter Burg nicht bloß ein Schloß, sondern auch einen befestigten Ort verstand. Sie führten nach ihrer Lage die Namen: Widmerthor, Kärntnerthor, Stubenthor, Rothenthurmthor, Werderthor und Schottenthor. Von diesen Thoren erhielt sich bis in unsere Zeit das Werderthor, gegenwärtig ein Theil des Hauses Nr. 20 am Salzgries. Zwischen den Burgthoren waren zur Verstärkung der Bewachung und Vertheidigung der Stadt eine größere Anzahl von Thürmen in die Stadtmauern eingebaut und in friedlichen Zeiten von Handwerkern bewohnt: wie der

*) Wir wiederholen, daß bei dem Mangel aller näheren Anhaltspunkte über die Ottokar'sche Stadterweiterung die auf unserem Plane gezogene Linie auch nur die beiläufige Richtung der Stadtmauern angibt.



Fachthurm (am Fischmarkt), Krottenthurm (Dominikanerbastei 25), Hafnerthurm, Piberthurm (im Auwinkel), Judenthurm (hinter dem Schottenkloster), Goldschmidthurm (am Salzgries) und Salzthurm (am Fischmarkt).



Das Werderthor.

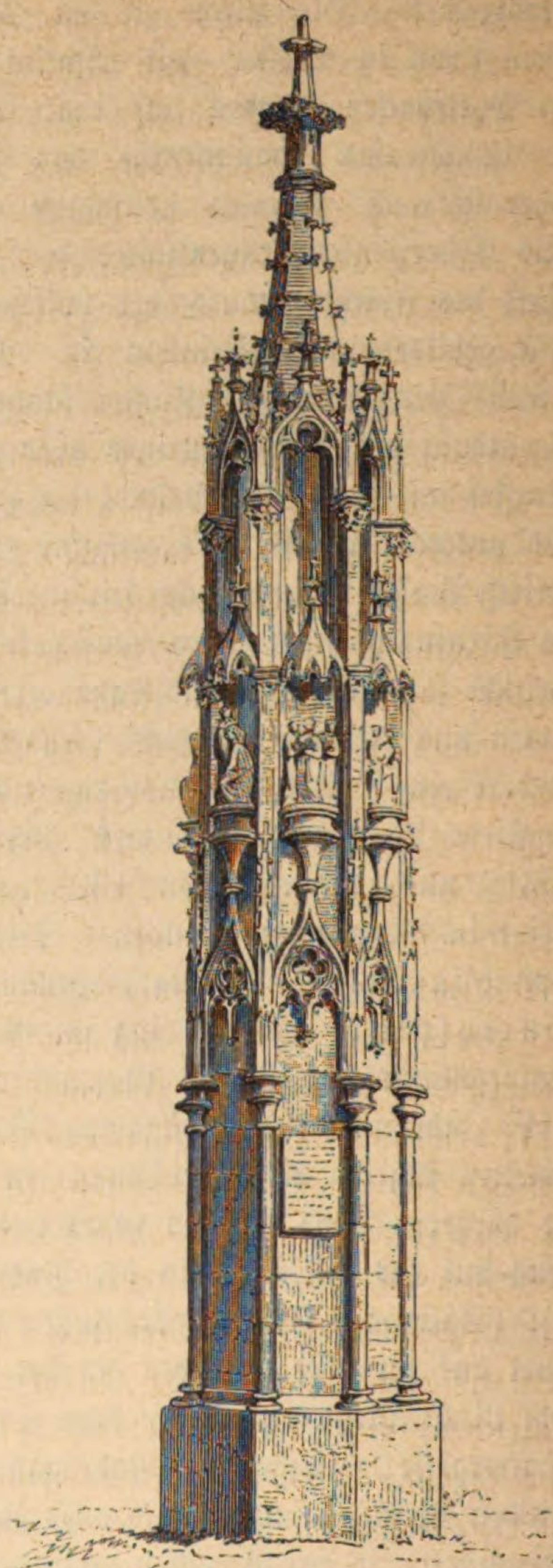
Durch die im XIV. Jahrhundert abgeschlossene Erweiterung der Stadt trat in der Entwicklung Wiens ein neuer Moment ein. Es erlangten die Vorstädte eine sich immer steigernde Bedeutung. An der Straße nach Ungarn vor dem Stubenthor bot sich schon in ältester Zeit ein günstiges Terrain zu Ansiedlungen. Auf dem Grund, der sich links zwischen dem Stadtgraben und der Wien bis gegen die Donau erstreckte, breiteten sich die Schiffer mit ihren Holz- oder Kleubhöfen aus, weil in unmittelbarer Nähe der Landungsplatz für das aus Baiern herabgeführte Bauholz war. Man nannte sie die Scheffstraße (Schöffstraße), welche ausnahmsweise mit anderen jenseits des Wienflusses gelegenen Gründen herzogliches Eigen war, dessen Nutznießung den ältesten Fürstinnen zufiel. Die Bewohner derselben bildeten eine abgesonderte Gemeinde, und hatten sich zwischen den Jahren 1417—1428 am Rand des Stadtgrabens die kleine Wolfgangs Kapelle erbaut. Weit älter hinauf reichen die Ansiedlungen vor dem Stubenthor jenseits des Wienflusses. Sie waren durch drei Brücken

mit der Stadt in Verbindung, von denen die eine an der Ausmündung der Wien in die Donau zur Altdonau nach Erdburg (heute Erdberg) und Rottendorf, die zweite, das Heubrücklein, in der Nähe der heutigen Mondscheinbrücke in die Heugasse und die dritte in gerader Linie vom Stubenthor in die St. Niklas-Vorstadt und auf die Landstraße führte. Die letztere, als Hauptverkehrsader wurde zwischen den Jahren 1397—1404 aus Stein erbaut, deren Pfeiler heute noch stehen. Altdonau umfaßte einen großen Theil der späteren Vorstadt Weißgärber und bildete das Rinnsal eines alten Donauarmes, welches aber schon im XIV. Jahrhundert aufgelassen war. Nach Auflassung der Scheffstraße (1529) wurden dahin die Wohnstätten der Irrher (Weißgärber), Fleckfieder und Lederer verlegt, daher sie auch den Namen der ersteren Zunft erhielt. Bewohnt war dieser Theil übrigens schon 1342. Erdburg erscheint im XII. Jahrhundert als ein den Herzogen von Oesterreich dienstbares Dorf; hier lagen Meierhöfe und Gärten derselben, zugleich aber auch ein fürstliches Schloß, in welchem namentlich Margarethe, die Gemalin des letzten Babenbergers, zuweilen residirte. Einzelne Rieden der Gemeinde wie St. Paul auf der Höhe (Paulusgrund), die welschen Gärten (Wällischgasse) und die Erdberger-Maiß, die noch heute ihre Namen beibehielten, werden urkundlich im XV. Jahrhundert genannt. Im J. 1249 schenkte Herzogin Margaretha einen Theil ihrer Besitzungen dem deutschen Orden. Rottendorf war eine bei Erdberg gelegene für sich bestehende kleine Gemeinde, welche auf dem Boden der Häuser Nr. 83—90, 98—108 und 307—310 (alte Numerirung) der ehemaligen Vorstadt Erdberg stand. Fast so hoch hinauf wie der Name Erdberg (1192 Erdpurch) reicht auch die daselbst bestandene, zu Ehren des h. Paul geweihte Kirche; derselben gedenkt schon Leopold der Glorreiche mit einem Hause, einer Hofstatt und zwei Weingärten. In Erdberg lag auch das herzogliche Rübenhaus, dessen Bestand gleichfalls in die Babenberger Zeit hinaufreichen soll. In diesem Hause mußte die Gemeinde Erdberg die herzoglichen Jagdhunde auf ihre Kosten unterhalten. Später wurde diese Last in eine jährliche Abgabe von 150 fl. reluirt, welche erst Kaiserin Maria Theresia (20. April 1749) der Gemeinde gänzlich erließ. — Die bedeutendste Ansiedlung war jedenfalls die St. Niklasvorstadt, welche sich von der Stubenthorbrücke angefangen über die heutige Landstraßer Hauptstraße hinaus bis zur Rasumofskygasse erstreckte. Spuren des Bestandes dieser Vorstadt lassen sich bis in das XII. Jahrhundert hinauf verfolgen, indem damals schon eine Pfarrkirche zu Ehren des h. Niklas vorhanden war; das daselbst gleichfalls bestandene Cisterzienser Frauenkloster, von welchem bereits im J. 1200 die Rede ist, ist später gegründet. Die Vorstadt St. Niklas gehörte in den Burgfrieden der Stadt, sie bildete keine für sich bestehende Gemeinde, sondern zählte zum

Stadtgebiet. Die Kirche zu St. Niklas, als deren Patron die Gemeinde Wien schon in ältester Zeit erscheint, so wie die 1782 abgebrochene Kirche am Gottesacker standen auf dem freien Platz, zu welchem sich gegenwärtig die Landstraßer Hauptstraße vor der Fronte der Pfarrkirche erweitert, daher sie auch zuweilen urkundlich als St. Niklas in dem Weg erscheint. Das Cisterzienser-Frauenkloster der Vorstadt St. Niklas nahm den größten Theil des Flächenraumes der zwischen der Rauchfangkehrer- und Gemeindegasse gebildeten Häuserinseln ein. Nach seiner Zerstörung durch die Türken (1529) gieng auch das Kloster sammt den dazu gehörigen Gründen in das Eigenthum der Stadtgemeinde über (1540). Von der Stubenthorbrücke lief parallel mit der Niklasvorstadt der Hauptverkehrsweg mit der Stadt, die obere und untere Landstraße genannt (1302). Hier und am Rennweg, einer zweiten Verkehrsader, welche, seit ungefähr 1340 diese Benennung führend, gegen die Kärntnervorstadt ihren Lauf gerichtet hielt und weit außerhalb der Niklasvorstadt sich mit der Landstraße vereinigte, lagen zwischen Wein- und Obstgärten und Aeckern zahlreiche Gehöfte der Bürger, und seit dem XIII. Jahrhundert ein Spital für aussätzige und mit anderen ansteckenden Krankheiten behaftete Menschen. Es hieß zuerst das Gemeinde-Spital zu St. Lazar (1302) und es wird schon 1303 urkundlich hingewiesen, daß daselbst Aussätzige in Verpflegung standen. Seit dem Jahre 1370 wurde es auch das Spital zu St. Max (Marx) genannt. Ein zweites Krankenhaus, das Studentenspital (1512) lag im Gereut zwischen dem Wienfluß und dem Hauptzollamts-Gebäude. Gegenüber dem letzteren breitete sich schon im XIV. Jahrhundert ein Lustgarten, Paradeis genannt, aus. Einzelne Oertlichkeiten führten die Bezeichnung: in der Jeus (linke Seite am Rennweg), in der vorderen Jeus bei den Gärten (Landstraßer Hauptstraße), in der hinteren Jeus auf der Gstetten (in der Nähe des Rasumofskypalais), auf der Neustift (Salmgasse), in Zwerchklüßen (bei der Augustiner-Pfarrkirche), in der Huet auf der oberen Setzen (in der Niklasvorstadt), in der Raiffalsetzen bei dem Liechtenstein (gegenüber dem St. Marxer Bräuhause), im Gerstenbauch (Haltergasse), Hirschpoint (Rabengasse), auf dem Gaisruck (oberes Belvedere), bei den Bründeln und am Hungersberg (oberer Rennweg), am Ochsengries (Heumarkt), in der Froschau (vor dem Stubenthor).

Eine zweite Gruppe von Ansiedlungen entwickelte sich in der Gegend vor dem Kärntnerthor. Der Flächenraum zwischen dem Stadtgraben und dem Wienfluß gestattete, daß sich Häuserreihen an den Stadtmauern auszubreiten vermochten. Die bedeutendste Ansiedlung dießseits des Wienflusses war das links nahe an der Brücke gelegene Bürgerspital, dessen Bestand urkundlich bis zum Jahre 1257 hinaufreicht. Gegenüber demselben lag ein Gottesacker, auf dem schon 1268 ein Karner, seit 1337 eine dem heiligen

Kolomann zu Ehren geweihte Kirche stand. Eine dort erbaute gothische Denksäule war noch zu Anfang dieses Jahrhunderts auf dem Platz des ehemaligen Friedhofes zu sehen. Die Vorstadt selbst erstreckte sich auch hier über den Wienfluß hinaus bis zur Paulaner-Kirche. Jenseits der 1400—1402 aus Stein erbauten Brücke hatte rechts nahe dem Wienfluß der von Herzog Leopold VII. und seinem Arzte Gerhard schon vor dem Jahre 1201 nach Wien berufene Orden der Heiligengeistbrüder ein Spital errichtet (1208—1211), welches die auf der Wanderung nach dem gelobten Land erkrankten Reisenden aufnahm. Unmittelbar daran bis zur Kettenbrückgasse lagen die zur Dotation der Stiftung gehörigen Gründe und im Rücken des Klosters vor dem Freihaus die Antoniuskirche, welche zu dem heiligen Geist-Kloster gehörte. Innerhalb dieser Vorstadt lagen die Weidenstraße (1296), in welcher 1384 ein Brauhaus stand, das Schwabengäßlein (1375), die Siebenherbergen (1417), die Kumpflucken (1368), die Tunk- (Dünger-) grube und im Wienfluß bei dem heiligen Geist-Kloster abermals ein Paradeis (1373). Welche Lage andere auf diesem Territorium gelegene Oertlichkeiten hatten, läßt sich heute kaum mehr feststellen, da der Lauf der Wien hier in Arme gespalten war. Erst mit dem Bau der steinernen Brücke (1400) scheint hier eine Regulirung des Flußes vorgenommen und ein Flußbeet geschaffen worden zu sein, von dem man nur künstliche Arme zum Mühlenbetriebe ableitete. — Mitten durch die Vorstadt gieng die Hauptstraße nach Steiermark und Kärnten. Eine Seitenstraße zweigte sich mit der Richtung gegen die Alleegasse ab; zwei Seitenwege verließen die Hauptanlage bei der Paulaner-Kirche. An der Hauptstraße,



Kolomanssäule.

1342 mit strata communis bezeichnet, hatte innerhalb der Vorstadtgrenzen die Familie Starhemberg um 1450—1460 eine Besitzung, die vermöge ihrer Lage zwischen zwei Rinnsalen des Wienflußes Werd genannt, später in Konradswerd (Starhemberg'sches Freihaus) umgetauft wurde. Außerhalb der Vorstadt gründete an der Hauptstraße Gebhard, Pfarrer zu St. Stephan, 1266 ein Spital für Aussätzige mit einer zu Ehren des heiligen Job geweihten Kapelle, welches die Bezeichnung Klagbaum erhielt. Darüber hinaus lagen eine Reihe von Oertlichkeiten, die später theils zu selbständigen Gemeinden heranwuchsen, theils der alten Bezeichnung nach verschollen. Bereits im Jahre 1294 bestand Matzleinsdorf (Metzleinsdorf); noch älter war das südlich von Matzleinsdorf gelegene Bernhardsthal, welches urkundlich 1171 genannt wird. Zwischen Matzleinsdorf und Meidling (Mäuerling) lag 1343 die Oertlichkeit Wernhersthal. Ebenso erscheinen 1342 Reinprechtsdorf und Hungerbrunn. Die parallel mit dem Wienfluß laufende Seitenstraße führte zu einem Schloß, welches die bekannte Erbin Tirols Gräfin Margaretha Maultasch in den Jahren 1363—1380 bewohnt haben soll. Als sicher darf angenommen werden, daß die Nonnen zu St. Laurenz schon im XV. Jahrhundert an der Hauptstraße Gründe besaßen, auf denen einzelne Bauernhöfe standen.

Die dritte Vorstadt lag vor dem Widmerthor. Sie hatte keine geringere Bedeutung als die vorerwähnten, wiewohl die Lage etwas abseits vom Verkehrsleben war und die Bedürfnisse des herzoglichen Hofes einen Theil der Räumlichkeiten erforderten. Für alte Diener des herzoglichen Hofstaates gründete 1330—1339 Herzog Otto der Fröhliche ein Spital mit einer zu Ehren des heiligen Martin geweihten Kapelle und Herzog Albrecht II. vereinigte mit demselben im Jahre 1343 das im Verfall gewesene Spital zu St. Johann vor dem Werderthor. Weiter gegen Süden auf der die ganze Stadt beherrschenden Anhöhe zunächst dem Wienfluß stiftete zur selben Zeit Herzog Albrecht und seine Gemalin Johanna von Pfirt ein Spital für adelige Dienerinnen des Hofes mit der St. Theobaldkapelle (1349). Wenige Jahre darauf (1354) wurden die Frauen verpflichtet, die Regel des Büßerordens des heiligen Franziskus anzunehmen. Unter Kaiser Friedrich IV. (1451) gab die Anwesenheit des Franziskaner-Mönches Capistran Veranlassung, daß St. Theobald in ein Ordenhaus für Franziskaner umgewandelt wurde. Das Kloster stand auf dem Boden der Karmeliter-Kirche in Mariahilf.

Andere Oertlichkeiten dieser Vorstadt führten die Namen: Brunnlucken (1314), auf dem Fleck (1373), Praueneck (1344), Katerlucken (1368), Ledererеck (1342), Neunlucken (1314), Ofenlucken (1342). Vor dem Widmerthor lag auch die Kremserstraße (1314) und die Hueterstraße (1342), über deren Richtung uns jede nähere Andeutung mangelt. — Außerhalb der Vorstadt

waren hier von Wichtigkeit die Ziegeleien, die um St. Theobald im Betrieb standen und worauf schon 1291 die Bezeichnung in der Laimgrube auf der oberen Neustift hinweist. — Tiefer im Wienthal hatten 1155 die Herren von Gumpendorf ausgedehnte Besitzungen mit einem großen Hof. Im XIV. Jahrhundert war das zum Adelssitz gehörige Dorf mit einer durch Konventualen des Stiftes Baumgarten besetzten Pfarre versehen. Den Fluß belebten in dieser Zeit zahlreiche Mühlen, worunter die Permanns Mühle und die Kuttermühle öfter genannt werden. Gegen die Stadt zu, in der Gegend des heutigen Kalkmarktes, standen zwei Frauenhäuser, deren Bestand sicher in die Zeit der Kreuzzüge hinaufreicht. Die erste urkundliche Andeutung fällt aber in das Jahr 1344. — Am Ottakringerbach lag das Dorf Zaismannsbrunn, dessen Besitzer der reiche Wiener Bürger Dietrich war. Dieser baute 1211 im Dorf eine Kirche zu Ehren des heiligen Ulrich, wovon die ganze Ansiedlung später die Benennung annahm. Im Jahre 1302 vertauschte aber der Erbe des Dietrich'schen Besitzes, Ritter Greif, das Patronatsrecht über die Kirche mit jener zur Kirche Maria am Gestade, von welcher Zeit an nach und nach die ganze grundherrliche Jurisdiktion über das obere und untere Gut zu St. Ulrich an das Stift Schotten übergieng. 1425 kaufte Beatrix von Nürnberg, Witwe Herzog Albrecht IV., bei St. Ulrich einen der Familie Emmersdorf gehörigen Hof, welcher hierauf die Bezeichnung Herzogshof erhielt, aber 1439 wieder in Privatbesitz übergieng. Um St. Ulrich herum breiteten sich ausgedehnte Gärten und Felder aus, unter denen einzelne größere Grundkomplexe die Benennung Neustift (1315), Lerchenfeld (1342), und Buchfeld (1342) führten. Auch ein größeres, den Herren von Neudegg gehöriges Schloß soll schon im XV. Jahrhundert auf der Anhöhe links vom Ottakringerbach gestanden sein, worin der zur Befreiung Kaiser Friedrichs III. aus den Händen der Wiener herbeigeeilte König Podiebrad mit seinen Söhnen sein Hauptquartier hatte. Es gelang aber bisher nicht, für den Bestand des Neudegger-Hofes im Mittelalter einen urkundlichen Beleg aufzufinden.

Bedeutender als die Vorstadt vor dem Widmerthor war jene vor dem Schottenthor. Sie erstreckte sich an der Stadtmauer ungefähr von dem Standort der ehemaligen Militär-Verpflegsbäckerei bis zum Franzensthor und in der Währinger- und Alserstraße bis zur Votivkirche. Einen sehr wesentlichen Einfluß auf die Gestaltung der Ansiedlungen nahm hier der nach Oberösterreich und Baiern führende bereits den Römern bekannte Straßenzug (Neuburgerstraße), welcher durch das ganze Mittelalter eine große Rolle spielt, dann der Alsbach durch seinen wiederholt geänderten Lauf. Urkundlich wird der Bach zuerst 1134 genannt. Damals floß er im starken Bogen ungefähr in der Richtung des heutigen Rinnsales der Donau zu. Erst

als die Stadt sich mehr zu entwickeln begann, machte man sich diese Wasserader dienstbar und leitete einen Theil des Baches durch die Schotten- und Herrengasse in das die Strauchgasse und den tiefen Graben durchziehende natürliche Rinnsal des Ottakringerbaches ab. In der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts (1455—1460) wurde die Als deshalb aus der Stadt entfernt, um damit den Stadtgraben zu bewässern. Dasselbe geschah im XV. Jahrhundert mit dem Ottakringerbach, der in südöstlicher Richtung in den Wienfluß geleitet wurde. Später drängte man die Als wieder in ihr ursprüngliches Bett zurück, das quer durch den Vorstadtbezirk Alsergrund seinen Lauf hat. Ebenso gehörte der offene Graben am Glacis, in welchen noch 1832 der Ottakringerbach in südöstlicher Richtung abfloß, nicht mehr dem Mittelalter an.

Innerhalb der Vorstadt lag auf dem Raum vor der Votivkirche das Kloster der Cisterzienserinnen zu Maria Magdalena, dessen schon im Jahre 1234 erwähnt wird. Der Beruf der Nonnen war, durch einen züchtigen frommen Lebenswandel Gott gefällig zu sein und die Kinder frommer Leute zu unterrichten. Die Nonnen verblieben dort, bis zum Jahre 1529, flüchteten beim Herannahen der Türken in das Nikolaikloster in die Stadt und vereinigten sich 1533 mit den Nonnen bei St. Laurenz. Einer der bedeutendsten Gönner des Klosters war die Familie Tyrna. Die Vorstadt vor dem Schottenthor war reich an Herbergen und Bädern, von denen mehrere der letztern an der Als um das Magdalenakloster herum sich ausbreiteten. Die vorzüglichsten Straßen waren die Alser- (1211) und Neuburg- Straße (1315); hier standen auch der alte Klosterneuburgerhof (1292) und Melkerhof. Außerhalb der Vorstadt war das Stift Schotten der größte Grundbesitzer. Seine Rieden erstreckten sich längs des rechten Ufers der Als bis nach Herrnals und von dort in östlicher Richtung bis gegen Mariahilf hin, wiewohl nicht in geschlossenen Reihen, sondern unterbrochen durch andere Grundbesitzer. Am linken Ufer spielten in sehr früher Zeit (1135) die Herren an der Als eine bedeutende Rolle; durch diese entstand das Dorf Siechenals, — so genannt von dem wahrscheinlich in Folge der Ableitung eines Theiles durch die Stadt hervorgerufenen trägen Lauf des Baches. Nach der Zerstörung des Dorfes im Jahre 1529 verwandelte sich der Name desselben in Thury. Die Herren an der Als gründeten dort ein Siechenhaus mit der Kapelle zu Ehren des heiligen Johann, dessen Bestand in das Jahr 1161 hinaufreicht und welches 1476 in die Verwaltung des Chorherrenstiftes St. Dorothea übergieng. Nächst dem Dorfe Siechenals hatten das Kloster Michelbeuern schon um 1170, die Chorfrauen zur Himmelsporte am Sporkenbühel ausgebreiteten Grundbesitz. Andere Oertlichkeiten außerhalb der Vorstadt führten

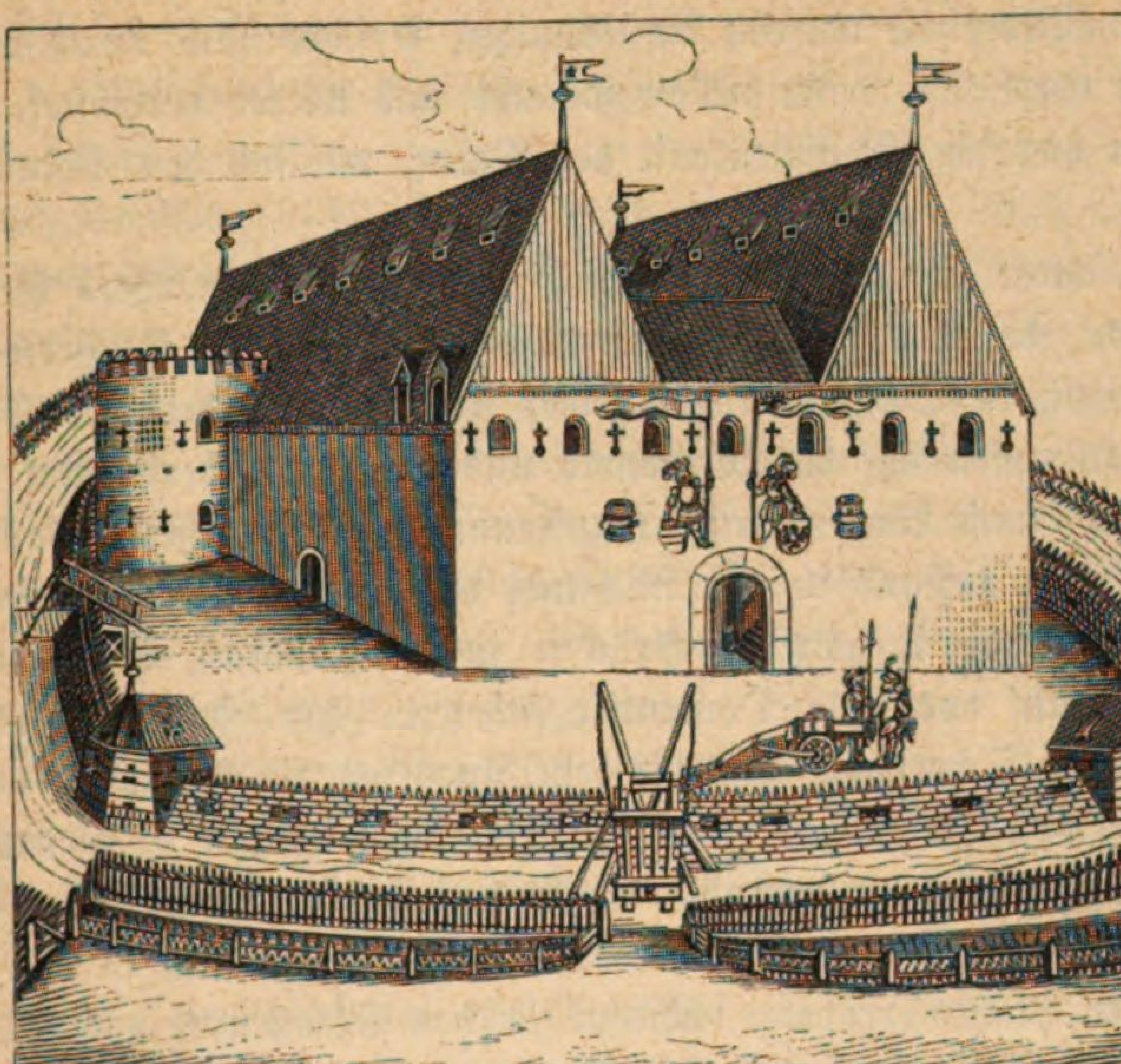
die Bezeichnung an der Peunt (Bergstraße), an der Leitten (bei der Dreimohrengasse), an den sieben Hofstätten und im Neuhof (ehemaliges Schönborn'sches Palais in der Laudongasse), die Bürger-Schießstätte am Schottenpühel (bei der Währingerstraße), am Pettelbühel (Karlsgasse) und in der Gaisruck (später Strudlhof).

Vor dem Werderthor gestattete das Terrain nicht die Anlage einer geschlossenen Vorstadt; jedoch fehlte es auch hier nicht an beträchtlichen Ansiedlungen, welche sich durch den Lauf der Donau in zwei Hauptgruppen, den oberen und unteren Werd theilten.

Der obere Werd (Roßau) bestand aus zwei Grundkomplexen, worüber die Gemeinde schon zu Ende des XIV. Jahrhunderts gleichzeitig mit dem oberen Werd die Grundherrlichkeit erwarb. Der vordere, gegen das Werderthor zu (in augia piscatorum) bildete die eigentliche Werdervorstadt in welcher in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts — um 1255 — der Augustiner-Orden sich niederließ und dann 1327 Friedrich der Schöne das Siechenspital mit der Kapelle zu St. Johann errichtete. In südwestlicher Richtung gegen Währing und Nußdorf lag, getrennt durch einen alten heute nicht mehr bestehenden Donauarm, eine zweite große Au, die Roß-Au, welche ihren Namen von der dort gewesenen Pferde-Tränke erhielt. — Die Werdervorstadt, der Sitz der Fischer, hatte ihre besonderen Satzungen, welche aus der Eigenthümlichkeit des Gewerbes hervorgiengen, ohne das Abhängigkeits-Verhältniß zum Stadtrichter und zum Stadtrath wesentlich zu berühren. Im Bereich des Fischerdörfchens lagen der obere Gries (an der Donau), der Badergries und die Holz- und Kleubhöfe, und in der Nähe der Hahngasse auf dem Platz des Hauses Nr. 205 der Rabenstein, die älteste Richtstätte für Missethäter. Erst nach Zerstörung der kleinen Fischervorstadt im Werd in der ersten Türkenbelagerung begannen sich die Ansiedlungen in der Rossau zu vermehren. Der Altliechtenwerd (Lichtenthal), schon in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts ein Besitz der Liechtensteine, wurde in einem noch späteren Zeitabschnitte verbaut. Auf einer zwischen zwei Armen der Donau gebildeten kleinen Insel zwischen der heutigen Augartenbrücke und dem Karlskettensteg (heute Franz-Josefs-Quai) breitete sich im XV. Jahrhundert das alte kaiserliche Arsenal aus, dessen äußere und innere Gestalt die zwei folgenden Abbildungen zeigen.

Der untere Werd (Leopoldstadt) durch welchen die Straßen nach Böhmen und Mähren führten, hatte schon in ältester Zeit die größte Bedeutung für Wien. Die dichten, durch einzelne Arme zerrissenen Auen und Wiesen, fort und fort großen Ueberschwemmungen ausgesetzt, zestatteten aber erst dann bleibende Ansiedlungen, bis gegen diese Gefahren an den wichtigsten Punkten vorgesorgt war. Es läßt sich keine Vorstellung gewinnen, wie der untere

Werd in der Babenbergerzeit beschaffen war. Der Hauptstrom lief damals noch im Rinnsal des Kaiserwassers, er hatte mithin ungefähr jene Richtung,



welche ihm heute durch die Regulirung der Donau gegeben werden soll. Auch der jetzt in einem geregelten Bett hart an der inneren Stadt dahinfließende



Arm (Donaukanal) hat einen veränderten Lauf. Von anderen zwischen dem Hauptstrom und dem Kanale gelegenen Armen besitzen wir nur dunkle Andeutungen. Wiederholt wurden Ansiedlungen zerstört und durch neue ersetzt, Uferstrecken verwüstet, dann urbar gemacht und wieder verwüstet. Fort und fort rangen hier die Menschen mit der Natur, um sich den Boden dienstbar zu machen.

Wie schwer zugänglich man lange Zeit den unteren Werd hielt, beweist die Thatsache, daß der Hauptüberfuhrspunkt, der Sitz der Wassermauth, weit oberhalb Wien, in Stadlau war; hier setzten die Kriegsheere über zu entscheidenden Kämpfen auf das Marchfeld und die über Oberungarn aus Polen und Rußland nach Wien eilende Kaufmannschaft mit ihren Waaren. Eine zweite Ueberfuhr bestand in der Richtung der Augartenstraße, welche in die Schottenau und durch hölzerne Brücken in die Taborau, Wolfsau und zur Wolfsschanze auf das linke Donauufer führten. Zur Zeit der Hussitenkriege entstand in der Schottenau zunächst dem Augarten ein Bollwerk, welches den Namen „Tabor" erhielt, und wo zugleich die wichtigste Wassermauth war. Nach der ersten Türkenbelagerung wurde der Tabor zunächst dem Augarten zerstört und hierauf ein neuer Tabor mit der Wassermauth in der Nähe des gegenwärtigen Platzes errichtet, nachdem für den Straßenzug nach Mähren eine kürzere Linie aufgefunden worden war. Um das Jahr 1439 wurde auch in der Nähe der Rothenthurmstraße eine hölzerne Brücke über den Kanal gebaut, die sogenannte Schlag- später Ferdinandsbrücke, um die Verbindung des Praters mit der inneren Stadt abzukürzen.

Ursprünglich waren alle Auen des unteren Werds landesfürstliches Eigenthum; erst später theilten sich mehrere Personen in ihren Besitz. Die Wolfsau, den größten Theil der heutigen Brigittenau, erwarb das Stift Klosterneuburg, die Rohrschütt mit dem Schiltgraben zwischen dem Augarten und der Haide, das Bürgerspital und die Schottenau nächst der Wolfsau das Stift Schotten. Die übrigen Auen: die Taborau (beim Augarten) die Heide, die Baderinsel (zwischen der Heide und der Donau), der obere Fall (beim scharfen Eck), der untere Fall (bei der Ferdinandsbrücke), unter den Felbern (die Gegend von den Häusern zum goldenen Lamm bis zum schwarzen Bären), der hangende Ort (der Quai abwärts von der Ferdinandsbrücke), der Gries waren bis 1310 Eigenthum der Wiener Bürger-Familie Haymo, in der Mitte des XIV. Jahrhunderts jener der Tirna und giengen erst 1396 durch Kauf in den Besitz der Gemeinde über. Die Venediger-Au (Jägerzeile), der Schüttl und die denselben zunächst gelegenen bis zum großen Strom reichenden Auen blieben die Wildbahn der österreichischen Herzoge, welche später die Gesammtbezeichnung Prater erhielt.

Die Werder an der Donau wurden meist zur Viehweide, Holznutzung und zur Jagd verwendet und hatten lange Zeit eine nur spärliche Bevölkerung aus Fischern, Holzhauern und Jägern, welche in zerstreuten Hütten lebten, bis die bei den Weideplätzen aufgerichteten Ställe und Hütten zu Maierhöfen, die Wiesengründe theilweise in Nutz- und Lustgärten umgewandelt wurden. Auch Schiffer, welche die Ueberfuhr von Menschen, Vieh und Waaren mittels Kähnen besorgten, siedelten sich zeitlich auf den Inseln an, ebenso Fuhrleute, welche den Transport auf den Zwischenstrecken besorgten.

Alle vor den Burgthoren gelegenen Bezirke, welche die Eigenschaft von Vorstädten besaßen, waren mit Gräben und lebenden Zäunen eingefaßt. Die Zugänge in die Vorstädte von außen her schlossen Thore mit hölzernen Bollwerken ab, welche den ersten feindlichen Anprall zurückweisen mußten. Solche Vertheidigungswerke hatte man auch an anderen einer Fortifikation bedürftigen Stellen der Vorstadt-Umwallung angebracht, die Zäune durch Pallisaden ersetzt und diese mit Brustwehren versehen. An einzelnen Punkten, wie im oberen und unteren Werd, zwischen der Stubenthor- und Kärntnerthorbrücke und bei St. Theobald, gab es doppelte Vertheidigungslinien vor und hinter den Ufern der Donauarme und des Wienflußes. Es ist nicht anzunehmen, daß diese Fortifikation der Vorstädte für Angriffe mit größeren Truppenkörpern ausreichten, sondern sie hatten wahrscheinlich nur den Zweck, die Vorstädte gegen das Raubritterthum zu sichern und bedeutendere Angriffe auf die Stadt so lange aufzuhalten, bis die Stadt in Vertheidigungszustand versetzt war. Aus den ununterbrochenen Ausbesserungen dieser Bollwerke, Zäune und Brustwehren geht wenigstens hervor, daß sie keine Festigkeit besaßen. Dafür spricht deutlich der Umstand, daß einzelne Bastionen wie jene zu St. Niklas und St. Theobald bei heftigen Stürmen niedergeworfen werden konnten. Durch diese Vorfälle, wohl auch durch die Vervollkommnung der Feuerwaffen, namentlich seit der Einführung der großen Feuerbüchsen in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts, sah man sich in jener für Wien unglücklichen Epoche veranlaßt, an einzelnen fortifikatorisch besonders wichtigen Punkten feste Bastionen mit Vertheidigungsthürmen zu bauen. Vermöge ihrer Lage gegen Ungarn war die wichtigste gemauerte Bastion auf der Anhöhe beim Kloster St. Niklas; hier stand noch eine zweite Befestigung bei der Stubenthorbrücke. Beide Werke wurden von dem Stadtrath erbaut. Ein zweites ähnliches Bollwerk erhob sich vor der heutigen Paulanerkirche mit einem festen Quader-Thurm, der neue oder auch Ladislausthurm genannt (1452—1461 erbaut), der auf dem Platz des Hauses Nr. 27 Wiednerhauptstraße stand. Auch hier war der Uebergang von der Brücke in die Stadt befestigt. So bedeutend wie die Bastion der Niklasvorstadt, war auch jene bei St. Theobald, welche sich auf der Anhöhe

bei der Karmeliter-Pfarrkirche auf der Mariahilferstraße erhob, weil dieser Punkt die ganze Stadt beherrschte (zwischen 1450—1452 erbaut). Eine vierte gemauerte Bastion stand am Neudeck vor dem Widmerthor und eine fünfte mit dem St. Georgsthurm am Ausgang der alten Alserstraße in der Nähe des Magdalenenklosters. Daß im oberen und unteren Werd gemauerte Befestigungen bestanden, davon ist nichts bekannt. Hier begnügte man sich wahrscheinlich mit Erdschanzen und Verhauen und zog sich nach deren Erstürmung hinter die Wälle der Stadt zurück, welche bis an die Donau, den mächtigsten Schutzwall, reichten.

Die Grenzen der alten Vorstädte sind auf unserem Plan verzeichnet. Die doppelten Linien zeigen an, wie sie in späterer Zeit erweitert wurden. Keine der Bastionen erhielt sich über die Zeit der ersten Türkenbelagerung hinaus; sie giengen gleichzeitig mit den Vorstädten zu Grunde. Ungeachtet der bedeutenden Summen, welche der Bau und die Erhaltung dieser Werke gekostet, leisteten sie der Stadt in diesem gewaltigen Kampf keine Dienste und wurden ohne Schwertstreich geräumt.

Achter Abschnitt.

Verfassung, Rechtspflege und Verwaltung.



Wien lag auf einem Gebiet, dessen Grundherren die Babenberger waren. Dadurch geschah es, daß die ursprünglich in dem Orte ansäßigen Bewohner nur den Landesfürsten dienstpflichtig blieben, daß diese allein das Recht besaßen, Grund und Boden zu vergeben und die Bürger alle Rechte und Freiheiten nur aus der Hand der Landesfürsten empfangen konnten. Alle weltlichen und geistlichen Korporationen, alle Privatpersonen, welche später auf dem Boden Wiens grundherrliche Rechte ausübten, erwarben diese nur durch die Landesfürsten, durch Tausch, Kauf oder Schenkung.

Bevor deutsche Kolonisten den Wiener-Wald überschritten und sich hier dauernd niederließen, bildete die Bevölkerung des Ortes und seiner Umgebung wahrscheinlich ein Gemenge aus verschiedenen Völkerstämmen, worin vielleicht die Slaven das Uebergewicht hatten. Nach der Besitzergreifung des Gebietes von Seite der Babenberger und der Mission, welche Pilgrim von Passau zur Kolonisirung der den Magyaren wieder entrissenen Ostmark übernahm, überwog aber in kurzer Zeit das deutsche Element, da es ja eine der Hauptaufgaben dieses Fürstengeschlechtes war, die Ostmark dem deutschen Reiche zu erhalten. Zu Anfang des XII. Jahrhunderts war jede Spur der altslavischen Bewohner im Wiener-Becken verschwunden.

Aus dem Grunde, weil Wien in Folge seiner ganzen Lage in frühester Zeit ummauert war, führte der Ort schon im Jahre 1137 die Bezeichnung einer Stadt (civitas). Eine weitergehende Folgerung dürfen wir aus dieser Benennung nicht ziehen, weil damals der Gegensatz von Stadt zu Markt und Dorf wesentlich noch auf der Ummauerung eines Ortes, keineswegs auf dem Unterschied der inneren Ausbildung des Gemeinwesens beruhte. Nur die Thatsache, daß Wien im Jahre 1137 bereits mehrere Kapellen in seinen Mauern besaß, außerhalb derselben eine neue Pfarrkirche von großem Umfang entstand, läßt einen ziemlich regen Verkehr voraussetzen, aus dem sich gewisse Besonderheiten in dem Gemeinwesen entwickelt haben mögen.

Die Rechte und Freiheiten einer Stadt entsprangen nämlich schon im frühen Mittelalter aus dem Gegensatz zwischen den Interessen der Einheimischen (Bürger) und Fremden. Zum Theil hatten auch die Landesfürsten ein Interesse, gewisse Orte zu bevorzugen, um durch das Anwachsen derselben, durch die immer ergiebigere Verwerthung des Grundes und Bodens oder durch die Vermehrung der Zölle und Mauthen die eigenen Einnahmsquellen zu steigern. Diese Verhältnisse begründeten Ausnahmen von der landesüblichen, auf Gesetz oder Herkommen beruhenden Verwaltung, bildeten die sogenannten Freiheiten der Städte und aus dem Entwicklungsgang derselben läßt sich auch erklären, daß die ältesten geschriebenen Stadtrechte keine organische Gliederung, keine erschöpfende Behandlung aller Beziehungen des öffentlichen Lebens, sondern nur eine oft systemlose Aneinanderreihung jener Rechte enthielten, welche eine Ausnahme von dem Landrecht und der allen Orten gemeinsamen Markverfassung begründeten.

Es fehlt nicht an urkundlichen Andeutungen, welche uns erkennen lassen, daß Wien schon im XII. Jahrhundert ein auf besonderen Satzungen beruhendes Gemeindewesen hatte. So kann man aus dem Umstande, daß das Schottenkloster wahrscheinlich schon 1161 die Gerichtsbarkeit über die auf seinem Grund und Boden ansäßigen Leute ausübte, folgern, daß auch die Bürger der Stadt damals ihren eigenen Gerichtsstand in der Person eines Stadtrichters besaßen. Der Brief Herzog Leopold VI. für die nach Oesterreich handeltreibenden Kaufleute und Bürger der Stadt Regensburg (1192) läßt uns durch seinen Hinweis auf den Bestand einer herzoglichen Münze in Wien erkennen, daß die Stadt ein Marktplatz für den freien Verkehr war, weil nur in Märkten eine Münze bestand, damit die Fremden Gelegenheit besaßen, sich das rohe Metall in die übliche Münze umprägen zu lassen.

Den ersten direkten Aufschluß über das Wiener Gemeinwesen gibt die Verfügung des Herzogs Leopold VII. vom Jahre 1208 über die Stellung der aus Flandern eingewanderten und hier ansäßigen Kaufleute. Wie im Alterthum phönizische und später venetianische, so begrün-

deten in der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts niederländische Kaufleute in zahlreichen Städten Faktoreien, namentlich für den Tuch- und Wollhandel. In dieser Zeit zogen Kaufleute aus Flandern an die Donau und verbreiteten sich unter dem Schutz ungarischer Könige bis nach Siebenbürgen; eine Gruppe dieser Kaufleute ließ sich unter Leopold VII. in Wien nieder und errichtete hier Waaren-Niederlagen. Im Jahre 1208 entschied der Herzog, daß die flandrischen Kaufleute in ihren Geschäften sowohl in Wien als auf dem flachen Lande die Marktrechte der übrigen Bürger genießen, bei Klagen aber nicht unter der Gerichtsbarkeit des Stadtrichters, sondern jener des herzoglichen Münzmeisters stehen, und nur Jene ihre Geschäfte betreiben dürfen, welche in ihre Genossenschaft aufgenommen sind. Wir treffen daher bei uns im Jahre 1208 dieselbe Erscheinung wie in anderen deutschen Städten, daß die Kaufmannschaft ihre eigene Jurisdiction hatte, eine Gemeinde in der Markgemeinde bildete.

Unter Herzog Leopold VII. scheinen aber die Bürger das Bedürfniß erkannt zu haben, die Summe ihrer Rechte und Freiheiten, von denen wahrscheinlich ein Theil nur auf mündlicher Ueberlieferung oder auf dem Herkommen beruhte, sich verbriefen zu lassen. Auf diese Weise erhielt Wien am 18. Oktober 1221 sein ältestes geschriebenes Stadtrecht; und so groß das Verdienst ist, welches sich dadurch Leopold VII. um Wien erwarb, so wäre es aber doch ein Irrthum anzunehmen, daß alle darin enthaltenen Bestimmungen als neue Rechte und Freiheiten anzusehen sind, sondern ein großer Theil derselben reicht sicher in eine ältere Zeit zurück und wurde nur auf Grundlage eines schon bestehenden Stadtrechtes, nämlich jenes der Stadt Enns vom Jahre 1212 abgefaßt. — Das zweite bedeutende Stadtrecht, womit Wien neue Rechte eingeräumt wurden, verdankt es dem stauffischen Kaiser Friedrich II. Es wurde der Stadt im April 1237 verliehen und im Jahre 1247, nach dem Tod des letzten Babenbergers, erneuert. In politischer Beziehung erlangte dasselbe eine gewisse Bedeutung, weil Wien dadurch in einen reichsunmittelbaren Verband trat. — Beide Privilegien (von 1221 und 1237) sind die Grundlagen, auf denen sich das Wiener Stadtrecht das ganze Mittelalter hindurch weiter entwickelte. Sie wurden in erster Zeit nur durch das Judengesetz vom August 1238, dann bei Gelegenheit der vom letzten Babenberger am 1. Juli 1244 erfolgten Bestätigung des Leopoldinischen Stadtrechtes durch das Verbot der Einfuhr von ungarischen Weinen ergänzt. — Unter König Ottokar von Böhmen scheint dagegen keine einzige wesentliche Abänderung der Stadtverfassung vorgenommen worden zu sein.

Eine wesentliche Umgestaltung der Freiheiten der Stadt schrieb man bisher König Rudolf v. Habsburg zu. Ein und ein halbes Jahr nach seinem

Einzug in Wien, inmitten der Tage, wo die Partei des böhmischen Königs wieder mächtig im Lande ihr Haupt erhob, unsere Stadt aber, allen Versuchungen widerstehend, dem Reichsoberhaupte die Treue bewahrte und zu einer Zeit, wo über den Besitz von Oesterreich, Steiermark und Kärnthen als erledigten Reichslehen noch keine Entscheidung getroffen war, soll Rudolf von Habsburg der Stadt Wien zwei neue am 20. und 24. Juni 1278 ausgefertigte Stadtrechte verliehen haben. Wir kennen deren Inhalt nicht aus Originalurkunden, sondern nur aus Abschriften, indem beide in Ph. Lambacher's „Oesterr. Interregnum", Wien 1773, Anhang: S. 146—167 abgedruckt und das letztere auch in dem großen städt. Kopialbuch (Eisenbuch) eingetragen ist. Die Quellen beider Privilegien sind das Leopoldinische Stadtrecht vom Jahre 1221 und die goldene Bulle Friedrichs vom Jahre 1237, und sie unterscheiden sich von diesen im Allgemeinen darin, daß die Autonomie der Bürger in der Verwaltung ihrer Angelegenheiten erweitert und ihnen ein wesentlicher Einfluß auf die Rechtspflege eingeräumt ist.

Gegen die Echtheit beider Stadtrechte erhob aber die neuere Geschichtsforschung Bedenken, ungeachtet der Sohn Rudolfs, Albrecht, nach seiner Ernennung zum Reichsverweser in den österreichischen Landen urkundlich bezeugt, daß die Wiener ihm den Bestand von Privilegien, die ihnen sein Vater gegeben, nachwiesen, in einer späteren Urkunde (1288) die Wiener auf die rudolfinischen Stadtrechte ausdrücklich Verzicht leisten mußten, und bisher keine Spur aufzufinden war, daß Rudolf den Wienern andere Stadtrechte als jene vom 20. und 24. Juni 1278 ausgefertigt habe. Es wird angenommen, daß diese Stadtrechte in der vorliegenden Form nur Entwürfe seien, welche die Wiener ihrem neuen Landesherrn als Maß der hochgespannten Ansprüche vor Ertheilung des neuen Stadtrechtes vom Jahre 1296 vorgelegt hatten. Diese Anschauung erhält dadurch eine gewisse Berechtigung, daß Albrecht, der erste Habsburger, welcher Oesterreich als Lehen erhielt, schon in der Niederlagsordnung vom 24. Juli 1281, noch mehr aber in seinem großen Privilegium vom 11. Februar 1296 im Gegensatz zu den rudolfinischen Briefen mehrere die früheren Rechte der Bürger beschränkende Abänderungen machte. Mit den letzterem stellte er übrigens in einigen Punkten die goldene Bulle Kaiser Friedrichs II. vom Jahre 1237 mit Ausschluß der Reichsunmittelbarkeit wieder her. Dagegen ist bemerkenswerth, daß Albrecht das Babenberger Stadtrecht vom Jahre 1221 (rücksichtlich 1244) bezüglich des Strafrechtes und Privatrechtes unberührt ließ und aus diesem nur einzelne Artikel, wie über die Einsetzung und Stellung des Stadtrichters und Stadtrathes, dann über den Gerichtsstand der Bürger herübernahm. Ganz neu sind in der Handfeste Albrechts die Bestimmungen über die Haftung der Schuldner, das Verbot des Würfelspieles, über den Weinbau und die Strafen der Unsittlichkeit

der Bürgersöhne. An der für die Bürger drückenden Niederlagsordnung vom Jahre 1281 hatte Albrecht keine Aenderung vorgenommen.

Es war vorauszusehen, daß die Bürger nach dem Tod Albrechts den Kampf gegen die ihre Privilegien beeinträchtigende Niederlagsordnung vom Jahre 1281 wieder aufnahmen. Herzog Friedrich der Schöne, der mehrfache Gründe hatte, den Wünschen der Stadt entgegenzukommen, stellte am 8. September 1312 die alten Rechte der Krämer und Kaufleute wieder her. Die Regensburger Kaufherren ließen diese neuerliche Beschränkung der Verkehrsfreiheit nicht ruhig hingehen und erwirkten im Jahre 1318 in einem besonderen Briefe von ihm den Schutz ihrer Handelsinteressen. Friedrich war es auch, welcher eine für die Handhabung der Rechte und Freiheiten der Stadt wichtige Einrichtung traf. Zu seiner Zeit machte man nämlich die Wahrnehmung, daß von manchen der älteren Rechte und Freiheiten keine glaubwürdige Aufzeichnung vorhanden war. Ob daran Albrecht I. die Schuld trug, von dem die Reimchronik Ottokars erzählt, daß er die Freiheitsbriefe den Wienern abgefordert und vor ihren Augen vernichtet habe, oder ob andere zufällige Ursachen dazu beitrugen, wissen wir nicht und urkundlich geht nur hervor, daß manches Recht zur Zeit Friedrichs nach mündlicher Tradition gehandhabt wurde. Auf die Dauer war aber sicher solch ein Zustand nicht haltbar. Die Bürger selbst, je geringer die Zahl der Stadträthe wurde, die noch den wörtlichen Inhalt der alten Gesetze kannten, drangen auf eine Kodifikation ihrer Rechte, und auf diese Weise geschah es, daß König Friedrich am 21. Jänner 1320 dem Stadtrath befahl, ein Buch anzulegen, worin derselbe alle gültigen Rechte und Freiheiten der Stadt eintragen sollte, damit im Fall des Verlustes der Originalurkunde kein Zweifel über den Inhalt derselben auftauchen könne. Diesen Auftrag erfüllte auch der Stadtrath durch die Anlage des sogenannten „Eisenbuches," das heute noch im Besitz der Stadt ist.

Das nächst wichtige Stadtrecht war jenes Albrecht II. vom 24. Juli 1340, welches wieder an das Babenberger Stadtrecht vom Jahre 1221 anknüpft jedoch unverkennbar das Gepräge an sich trägt, daß der Kanzlei des Herzogs auch das rudolfinische Privilegium vom 20. Juni 1278 vorlag. Das Stadtrecht vom Jahre 1296 blieb unberührt. In Bezug auf die Niederlagsordnung begegnen wir dem auffallenden Widerspruch, daß Albrecht II. am 16. Jänner 1348 das Privilegium vom 8. September 1312 mit einigen Zusätzen in Bezug auf die Handhabung der Marktpolizei und am 17. Mai 1351 den Brief vom 24. Juli 1281 erneuerte, mithin innerhalb drei Jahren zwei Bestimmungen traf, die sich theilweise gegenseitig ausschlossen. Es läßt sich dieß nur daraus erklären, daß durch die Verödung Wiens nach der großen Pest vom Jahre 1349 es wünschenswerth war, die Ansiedlung fremder Kauf-

leute zu fördern. Außerdem enthält das Privilegium Albrecht's II. noch eine Reihe neuer Artikel in Bezug auf die Handhabung der Marktpolizei.

Auf Albrecht II. folgte ein Fürst, der mit hellem Geist die tiefen Schäden erkannte, welche der Entwicklung der Städte hemmend entgegenstanden. Er kannte die Engherzigkeit und Selbstsucht einzelner Korporationen, den Mißbrauch der Macht, den sie mit ihren veralteten Privilegien zum Nachtheil des Gemeinwesens trieben, und scheute sich daher auch nicht, selbst mit Verletzung der materiellen Interessen des Adels und der Geistlichkeit das Bürgerthum zu heben. Rudolf IV. zeigte aber auch darin seinen Scharfblick, daß er seine Reformen nicht zu Gunsten einzelner Städte, sondern für alle österreichischen Städte ins Werk setzte, da sich überall die gleichen Schäden zeigten. Die speciell für Wien erlassenen Gesetze datiren vom 28. Juni und 2. August 1360 und 20. Juli 1361. Die beiden ersteren betreffen die Ablösbarkeit aller Abgaben vom Grundrecht oder Burgrecht, und die Verweisungen aller Käufe und Verkäufe von Diensten und Zinsen vor den Stadtrath. Das letztere Privilegium berührt die Vermächtnisse an Klöster und Kirchen, die Aufhebung der Zechen und Innungen, dann der verschiedenen Gerichte in der Stadt und den Vorstädten, die Beschränkung der Asyle, die Handhabung der Vogtei über alle Kirchen und Klöster und die Auflassung der Sittlichkeitspolizei. Rudolf war es endlich, welcher durch seinen Brief vom 28. August 1364 auch den Handwerkern den Weg zur Erlangung des Bürgerrechtes öffnete und der früheren strengen Abgeschlossenheit des Grundbesitzes in der Bürgergemeinde den Boden entzog.

Dem Bruder Herzog Rudolfs, Albrecht III. fiel eine andere, weniger glückliche Aufgabe zu. Er hatte nämlich den traurigen Folgen entgegenzuwirken, welche Kriege Elementarereignisse und Ueberbürdung der Städte mit außerordentlichen Lasten nach sich zogen. Insbesonders war Wien damals in schwerer Geldnoth. Außer den allgemeinen Unglücksfällen hatte die Stadt viele Arbeiten an der Befestigung derselben vorzunehmen, seit 60 Jahren viele Summen auf den Bau des Stephansdomes zu verwenden und durch die vielen Vergabungen von Grund und Boden an Kirchen und Klöster im Lauf der Jahre eine Verminderung der steuerpflichtigen Bevölkerung erfahren. Viele entzogen sich auch auf ungesetzliche Weise der Steuerpflicht. Mit Rücksicht auf diese Verhältnisse wurde daher zur Erhöhung der Steuerkraft am 27. September 1374 der bisherige Vorgang bei Bemessung und Einhebung der Steuer abgeändert und der Stadt, damit sie in der Lage war, die herzoglichen Schulden zu bezahlen, das Recht eingeräumt, neue Steuern einzuführen. Am 13. Dezember 1391 erstreckte der Herzog die Steuerpflicht auf alle Bewohner der Stadt, gleichviel ob sie Bürger waren oder nicht.

Durch die allen Bewohnern der Stadt auferlegten erhöhten Pflichten konnte es wohl nicht anders kommen, als daß diese auch erhöhte Rechte in Anspruch nahmen. Ungeachtet die Kaufleute und Handwerker schon unter Rudolf das Bürgerrecht erwerben mußten, wenn sie hier ohne Beschränkung Handel treiben und in eine der Zunftgenossenschaften aufgenommen werden wollten, war ihnen ohne bestimmten Grundbesitz doch noch nicht das Wahlrecht für den Stadtrath eingeräumt. Nun wurden sie auch verpflichtet, die Stadtsteuer zu entrichten d. i. mit der Stadt zu leiden. Warum sollten sie nicht auch Sitz und Stimme im Rath haben? So kam es, sicher nicht ohne großen Widerspruch, zu dem Brief der Herzoge Wilhelm und Leopold vom 24. Februar 1296, welcher die Gleichstellung aller Bürger bei Ausübung des Wahlrechts anstrebte.

Mit dem Schluß des XIV. Jahrhunderts trat ein Stillstand in der Entwicklung der Gemeindeverfassung ein. Die Grundlagen der Verfassung blieben die Privilegien Albrecht I., aus den Jahren 1281 und 1296, Friedrichs des Schönen vom Jahre 1312, Albrecht II. vom Jahre 1340, Rudolf IV. aus den Jahren 1360 und 1361, Albrecht III. aus den Jahren 1374 und 1371 und Wilhelms und Leopolds vom Jahre 1396. Alle späteren Landesfürsten bis auf Max I. beschränkten sich darauf, die Stadtrechte ihrer Vorgänger zu erneuern*). Damit wollen wir keineswegs behaupten, daß die beiden Hauptprivilegien der Habsburger aus den Jahren 1296 und 1340, welche die Babenberger Privilegien ersetzten, in allen Bestimmungen unverändert fortbestanden, weil ja ein vollständiger Stillstand in der Gesetzgebung durch länger als ein volles Jahrhundert nicht denkbar ist. Die Veränderungen griffen aber die Wurzeln des mittelalterlichen Gemeindewesens der Stadt nicht an. Aus Verhandlungen, welche in die Zeit Max I. fallen, ist wohl zu entnehmen, daß Mathias Korvinus die alten Handelsprivilegien beseitigt hatte, eine darauf bezügliche Urkunde konnten wir aber nicht auffinden.

Nach diesem historischen Rückblick auf den Entwicklungsgang des Wiener Stadtrechtes, wollen wir zuerst die Frage erörtern, auf welches Gebiet das Wiener Stadtrecht Anwendung fand. Es reicht damit keineswegs die bisherige Annahme aus, daß der Burgfriede die Grenze der Jurisdiktion bildet. Der Wiener Burgfriede, worunter das zur Stadt gehörige Gebiet zu verstehen ist, hatte nach dem rudolfinischen Briefe vom Jahre 1278 die Entfernung einer Rast, d. i. einer deutschen Meile. Daraus ergibt sich, daß

*) Man sprach zwar bisher immer noch von einem Stadtrecht Albrecht V. aus dem Jahre 1435. Wer sich aber mit Studien über Stadtrechte einigermaßen beschäftigt, wird darin kein Stadtrecht, sondern ein Stadtrechtsbuch, das ist eine Zusammenstellung aller damals rechtsgültig gewesenen Bestimmungen zum praktischen Gebrauch für die Stadträthe erblicken.

nur das Stadtgericht seine Jurisdiktion auf den eigentlichen Burgfrieden erstrecken konnte, während für den Wirkungskreis des Stadtrathes, dem Verwaltungsorgan der Bürger die Mauern und Gräben der Stadt und Vorstädte maßgebend blieben. Burgfriede und Stadtgebiet waren daher in ältester Zeit nicht eins in Bezug auf alle Bestimmungen der Stadtrechte. Dem Stadtrechte unterstanden nur die Bürger und alle mit denselben im Geschäftsverkehr oder im Dienstverhältniß stehenden Bewohner. Der Adel, die Dienstleute und Räthe des Herzogs und Personen, welche innerhalb des Burgfriedens auf einem Grund und Boden saßen, hatten ihre besondere gerichtliche Jurisdiktion. Einen abgesonderten Gerichtshof hatten auch die Kaufleute, Münzer und Juden. Im Jahre 1361 wurden die verschiedenen Jurisdiktionen zur Vereinfachung des Gerichtswesens über Personen und Sachen aufgehoben und ausdrücklich nur das Hofgericht, Stadtgericht, Münzgericht und Judengericht aufrecht erhalten. Ebenso hörte seit 1361 die Selbständigkeit der Zechen und Innungen auf und alle inneren Angelegenheiten derselben wurden vor dem Stadtrath entschieden. Streitigkeiten, die aus dem Verkehr zwischen einheimischen und fremden Kaufleuten hervorgingen, entschied der landesfürstliche Hannsgraf.

Wer innerhalb der Mauer und des Grabens einen Grundbesitz von mindestens 50 Pfund Pfennigen hatte und zu den Lasten der Stadt beitrug, war ein Bürger. Aus der Gesammtheit dieser Bürger ging die älteste Gemeinde hervor, welche daher mit dem modernen Begriff einer Gemeinde nicht übereinstimmt. Diese Bürger waren es, welche unter Leopold VII. das erste geschriebene Privilegium erwarben und die darin enthaltenen Rechte in Anspruch nahmen, um nicht, wie die grundbesitzenden Bewohner der Dörfer und Märkte, als persönlich unfrei behandelt zu werden. Für sie war es von hohem Werth, daß schon Kaiser Friedrich II. sie zu keinem Dienst des Landherrn verhielt, der länger als einen Tag dauerte, daß alle sie betreffenden Civil- und Kriminalsachen, alle Real- oder Personal-Angelegenheiten nur vor den Stadtrichter gebracht wurden, ausgenommen die politischen Verbrechen, welche vor das kaiserliche und später vor das Hofgericht gehörten; dann alle Gegenstände, welche in den Wirkungskreis des Berg- und Lehensrichters, des Münzmeisters und der Hausgenossen fielen. Unter diesen Bürgern sind die sogenannten Erbbürger zu verstehen, welche bis 1396 für sich allein das Recht beanspruchten, in den Stadtrath gewählt zu werden und mit ihren Genossen die städtischen Aemter zu besetzen. Ritter, welche Grundbesitz in der Stadt erwarben, wurden deßhalb noch keine Bürger. Bürger konnten aber die Ritterwürde erwerben, ohne aus dem Verband der Bürgergemeinde zu treten. Wir haben schon erwähnt, daß unter Rudolf IV. (1364) das Bürgerrecht auch auf die Kaufleute und Handwerker überging

und dadurch das Wiener Bürgerthum eine wesentliche Umgestaltung erfuhr. Für die Aufnahme in die Bürgergemeinde war im XV. Jahrhundert die Gebühr von einem Pfund Wiener Pfennige zu entrichten. Nicht jeder Fremde, der sich in Wien niederließ, genoß, selbst wenn er im Stande gewesen wäre Grundbesitz in der Stadt zu erwerben, sogleich den Schutz der Stadtrechte. Er mußte mindestens ein Jahr und einen Tag ununterbrochen und unangefochten hier leben, bis er sich ansässig machen und an den Rechten und Gewohnheiten der Stadt Theil nehmen durfte. Jeder Fremde wurde nach den Artikeln des Landrechtes oder den darauf bezüglichen der Stadtverfassung behandelt.

Wien besaß eine Reihe mächtiger und angesehener Bürgergeschlechter, deren Besitz sich weit im Burgfrieden der Stadt, ja selbst darüber hinaus erstreckte. Eine auffallende Thatsache ist es, daß nur wenige länger als ein Jahrhundert sich im Mannsstamme fortpflanzten, immer neue Namen auftauchen, manche nur kurze Zeit einen hervorragenden Platz einnehmen und dann plötzlich spurlos verschwinden. Dadurch unterscheidet sich Wien wesentlich von anderen deutschen Städten, in denen einzelne Familien durch Jahrhunderte fortblühten. Die Ursache dieser Erscheinung läßt sich nur schwer erklären. Viel mag in älterer Zeit die Bestimmung des Stadtrechtes beigetragen haben, daß bei Todfällen das hinterlassene Vermögen nur auf den Mann oder die Frau übergieng und minderjährige Kinder kein direktes Erbrecht hatten, wodurch der Besitz oft in andere Hände gieng — eine Bestimmung die erst im Jahre 1320 abgeändert wurde. Viele mögen aber auch durch politische Verhältnisse genöthigt worden sein, die Stadt zu verlassen oder sie giengen in verunglückten Handelsunternehmungen oder durch Elementarschäden zu Grunde, da der Reichthum der überwiegenden Anzahl von Bürgern in Weingärten, Aeckern und Nutzvieh bestand. Es ist uns nur eine Familie bekannt, jene der Hutstock, die sich von 1282 bis Ende des XVI. Jahrhunderts erhielt. Gemeinsam mit den Bürgergeschlechtern anderer Städte hat Wien die zahlreichen und weit verzweigten Verbindungen der einzelnen Familien unter einander, die mit Grund zu den Bewegungen der Zünfte gegen die Macht der Erbbürger waren, weil jene immer besorgten, daß dadurch im Rath die Familieninteressen das Uebergewicht erhielten.

Zu den hervorragendsten Bürgergeschlechtern unter den Babenbergern und Ottokar von Böhmen gehörten: Dietrich (1195—1240) dessen Vermögen auf die Familie Weinhauser übergieng; Heimo (1227—1316), verschwägert mit den Familien Ruchendorf, Fünfkirchen und Breitenfelder. Otto vom hohen Markt (1233—1290); ein Sohn desselben begründete die Familie der Greif, die bis 1300 urkundlich erscheint. Paltram vor dem Stephansfreithof, Paltram Baczo

und Paltram vom Hohenmarkt drei verschiedene zwischen 1233 und 1300 hier lebende Familien; Gottfried (1203—1227), Siboto (1203—1277), Konrad der Schwabe (1209—1227) Konrad und Dietrich vom Werd (1227), Hertnid auf der Hochstraße (1233), Dietrich vom Hohenmarkt (1233), Kuno (1255—1278), Leublo (1260—1300), eingewandert aus Köln, Schwiegervater des ersten Bürgermeisters Konrad Poll. Letztere

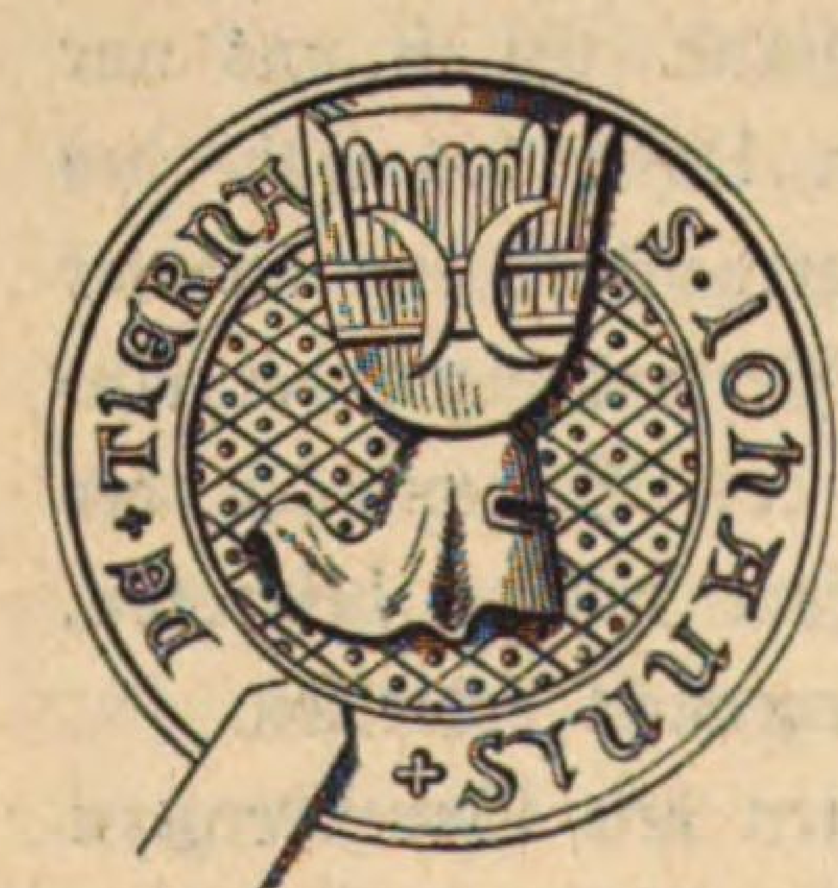


Siegel der Greif.



Siegel der Poll.

Familie stammte wieder aus Regensburg und erscheint von 1268—1440. Leopold von der Hochstraße (1262—1304), Albert Pippinger (1272—1281), Konrad Kriegler (1274), Konrad Urbetsch (1275—1286) Konrad von Tuln (1275), Wilhelm Scherant (1270—1277), K. der Breitenfelder (1300—1350) u. s. w. Im XIV. Jahrhundert betheiligte sich an dem öffentlichen Leben: die schon erwähnte Familie der Hutstock. Sie treten zuerst 1282 im Stadtrath auf und zwar Friedrich Hutstock sogleich als Ritter. Die beiden Söhne desselben, Konrad und Dietrich, erhielten 1302 ein Lehen in Pilichsdorf, wornach auch letzterer den Namen Dietrich von Pilichsdorf annahm. Ebenso angesehen waren die Haarmarkter (1295—1340) und die Familie Tyrna, deren plötzliches Auftreten zur Zeit Albrecht II. annehmen läßt, daß sie erst damals nach Wien kamen. Den ersten Tyrna (Friedrich) begegnen wir 1348 sogleich als Bürgermeister. Sein Bruder Hanns von Tyrna bekleidete unter Rudolf IV. wiederholt die Stelle eines Münzmeisters und Hubmeisters, durch mehrere Jahre stand er auch als Bürgermeister an der Spitze der Gemeinde. Die Gebrüder Tyrna, durch Herzog Rudolf IV. zu großem Reichthum und Macht gelangt, führten bedeutende Bauten aus. Von ihrem großen Besitz wissen wir, daß sie einen Hof in Kritzendorf, die Veste Sidendorf, Gülten- und Bergrechte bei Klosterneuburg, Molesdorf und Gumpoldskirchen, in Wien den Federlhof, den Ledererhof, den Kämmererhof und Strahof,



Siegel der Tyrna.

ein Haus in der Reifstraße, Fleischbänke und einen Marstall am Lichtensteg und Burgrechte auf Häusern, Gärten und Hofstätten unter den Segnern, im oberen Gries, unter den Fischern und vor dem Werderthor besaßen. Auch die Söhne derselben, Rudolf und Ludwig, erscheinen noch in öffentlichen Aemtern und diesen wird der Bau der St. Morand-Kapelle bei St. Stephan (1389—1394) zugeschrieben, aber sie scheinen bereits, wie der rasch aufeinander folgende Verkauf mehrerer Besitzungen andeutet, durch Ereignisse, die wir nicht kennen, viel von ihrem Reichthum eingebüßt zu haben. Der letzte, Rudolf von Tyrna, starb 1478. — Spärlich lauten die Nachrichten über die Familie des unglücklichen Bürgermeisters Vorlauf. Wir wissen nur, daß Angehörige derselben in Klosterneuburg und Heiligenstadt ansäßig waren. Einen Konrad Vorlauf treffen wir schon 1353 bei dem Kauf eines Weingartens am Hungersberg bei Klosterneuburg. Ein Schwager des Bürgermeisters war Hanns der Veltsberger, 1396 Mitglied des großen Rathes.

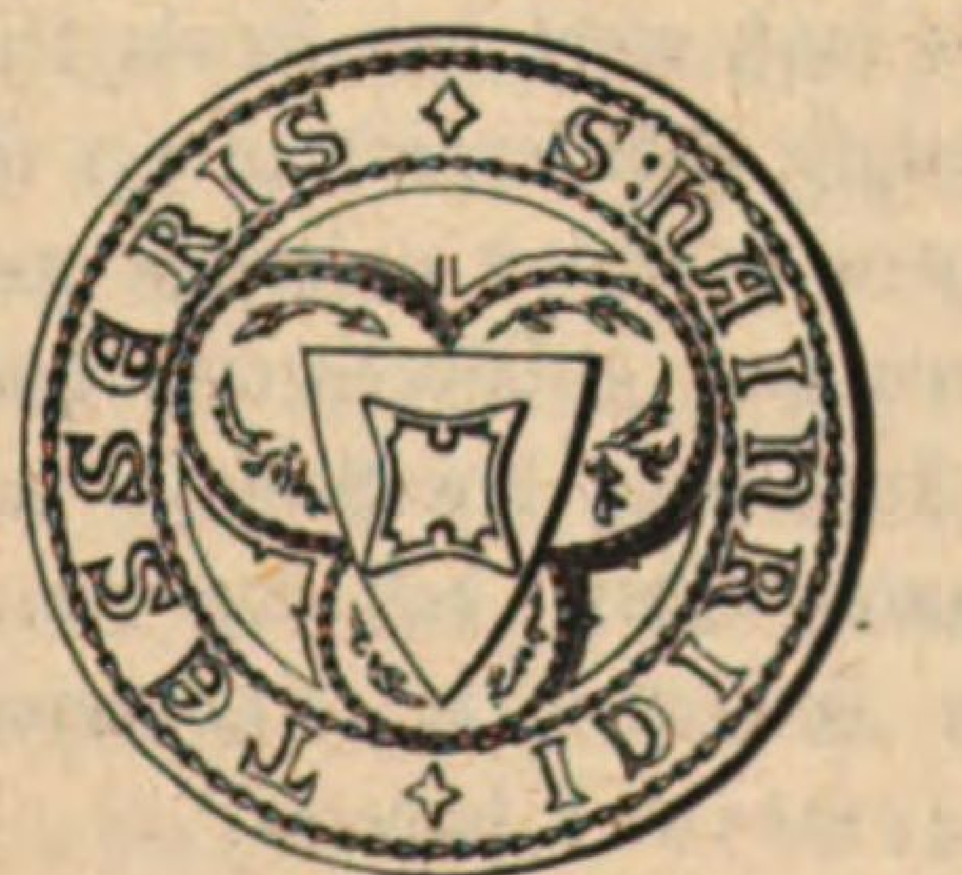


Siegel der Vorlauf.

Ein Bruder des ersteren nahm Theil an der Gesandtschaft, welche zur Brautwerbung Herzog Wilhelms abgesandt wurde. Als Mitglied des Stadtrathes finden wir Konrad Vorlauf erst nach dem Jahre 1396. Von seinem Besitz ist uns nur ein Haus am Graben bekannt. — Wernhard und Heinrich Chraneft, Besitzer des Seizerhofes und mehrerer Güter vor dem Schottenthor (1311—1360), Jakob Chrut (1304—1314), Leopold und Jans am Kienmarkt (1297—1380), Michael der Gewehramer (1385—1395), Paul Holzkeuffel (1367—1381), Heinrich und Konrad der Neudegger (1319—1341), Heinrich von der Neuße (1294—1314), Leopold der Polez (1353—1370), Hermann, Jans und Peter von St. Pölten (1297—1445), Lukas Poppinger Hannsgraf (1352—1367), Berchtold und Hans der Schützenmeister (1296—1356), Albert und Konrad der Rampersdorfer (1356—1408), Konrad Rock (1385—1408), Haunold, Michael und Heinrich Schuchler (1340—1395), Thomas Schwemblein (1355—1379),



Siegel der Rampersdorfer.



Siegel der Würfel.



Siegel der Rock.

Slóro (1302), Hagen von Spilberch (1329—1341), Heinrich der Streicher (1318—1360), Konrad der Wiltwerker (1333—1343), Konrad, Heinrich und Michael Würfel (1341—1450), Hanns und Michel Zink (1411—1418). Das Recht, Siegel zu gebrauchen, hatten die Wiener Bürger schon im XIII. Jahrhundert. Die vorstehenden Abbildungen zeigen die Siegel einiger Familien.

Die Stellung der Juden in Wien war in den ältesten Zeiten weit günstiger als in der späteren Epoche des Mittelalters. Da sie den lebhaftesten Antheil an dem Verkehrsleben nahmen, und mit ihren Karawanen die Straßen vom Norden nach Süden, vom Osten und Westen her bedeckten, so fanden auch schon zur Zeit des ersten Aufschwunges in unserer Stadt zahlreiche Niederlassungen statt. Sie waren in der Erwerbung von Grund und Boden nicht beschränkt; nur nahmen sie eine Ausnahmsstellung insoferne ein, als sie unmittelbar dem Herzog dienstbar waren. Wie die deutschen Kaiser die Juden zu ihren Kammerknechten zählten, nahmen die Babenberger mit dem Reichsprivilegium vom Jahre 1156 in Anspruch, daß die in Oesterreich ansäßigen Juden der herzoglichen Kammer unterstanden, für welchen Schutz sie an letztere jährlich eine bestimmte Summe zu bezahlen und zur Hofhaltung gewisse Naturalleistungen beizutragen hatten.

Vor dem Jahre 1237 scheinen die Juden, welche im Burgfrieden einen Grundbesitz im Werthe von mindestens 50 Pfund Pfennigen nachweisen konnten, auch gleiche Rechte mit den Bürgern gehabt, insbesondere auch städtische Aemter bekleidet zu haben. Darauf weist das Friedericianische Reichsprivilegium für Wien aus dem erwähnten Jahre hin, weil darin die Juden in Folge der Klagen der Bürger, daß sie die Christen bedrücken, von den Aemtern ausgeschlossen wurden.

Da diese Bestimmung auch im Stadtrecht vom 11. Februar 1296 Aufnahme fand, von dem wir wissen, daß es im Zusammenhang mit jenem des Jahres 1340 die Grundlage der städtischen Verfassung durch das ganze Mittelalter bildet, so muß wohl das Friedericianische Privilegium vom Jahre 1237 als der wichtigste Wendepunkt in der Stellung der Juden gegenüber den christlichen Bürgern in Wien aufgefaßt werden. Die Ausschließung von den städtischen Aemtern war gleichbedeutend mit ihrer Ausscheidung aus der Bürgergemeinde, der Entziehung des Genusses der Stadtrechte und führte in ihrer weiteren Consequenz dahin, daß die Juden zur Sicherung ihrer persönlichen und sachlichen Interessen in eine besondere Gemeinschaft sich begaben — eine Judengemeinde bildeten.

Daraus erklärt sich auch, daß die Wiener Juden von Kaiser Friedrich bereits im Jahre 1238, nachdem sie außerhalb des Stadtrechtes gestellt worden, ein eigenes Recht verlangten, was ihnen auch gegeben wurde. Ohne

ihre Zustimmung durften in ihren Häusern keine Fremden untergebracht, kein Jude gewaltsam zum Christenthum bekehrt, und jeder mußte bei Diebstählen und anderen Uebertretungen und selbst bei Todfällen nach seinen Gesetzen bestraft werden. Alle Zivil- und Strafprozesse unter Juden wurden einem Judenrichter überwiesen. Ein zweiter Judenrichter, welcher aber christlichen Glaubens war und im Stadtrathe seinen Sitz hatte, entschied bei Streitigkeiten zwischen Christen und Juden. Da die Hauptartikel, womit die Juden Handel trieben, Weine, Arzeneien und Spezereien waren, so wurde ausdrücklich bestimmt, daß sie dieselben auch an Christen zu verkaufen hatten. Dieses Recht der Judengemeinde für Wien war die Grundlage des erlassenen Statutes vom 1. Juli 1244 für die Juden in Oesterreich überhaupt.

Die Absonderung der Juden im Gemeinwesen der Stadt führte wie in anderen Städten zu einer immer schrofferen Absonderung. Verlangte schon ihr Kultus eigene Schulen und Friedhöfe, so wurden sie durch die Bildung einer Gemeinde dahin gedrängt, sich fest aneinander zu schließen, daher sie auch in einem besonderen Bezirk, der Judenstadt, wohnten, der in ältester Zeit in der Gegend des unteren Arsenals und des tiefen Grabens lag, und zu Ende des 14. Jahrhunderts am heutigen Judenplatz und seiner nächsten Umgebung sich ausbreitete. Sie besaßen aber auch ihren Judengarten (nächst dem Herzogenhof), ihr Judenbad (im Wienfluße), ihren Judenfleischhof (in der Färbergasse), ihr Judenspital (Judenplatz 354), ihr Judenwirthhaus (in der Wipplingerstraße). Der älteste im Jahre 1421 zerstörte Friedhof der Juden lag zwischen dem Burg- und Kärntnerthor; die Synagoge, welche damals gleichfalls zerstört und deren Baumateriale für die neue Universität verwendet wurde, am Judenplatz; eben daselbst auch ihre Schule.

Losgelöst von der Bürgergemeinde behielten sie zwar das Recht zur Erwerbung liegender Güter, aber dem Beispiel der Bürger folgten nun auch die gewerblichen Zünfte. Niemand durfte in eine Zunft aufgenommen werden, mithin hier ein Gewerbe treiben, der sich nicht zum christlichen Glauben bekannte. Auch die Krämer und Kaufleute hielten an dieser Bestimmung fest. Dadurch waren die Juden auch von den bürgerlichen Gewerben ausgeschlossen und darauf angewiesen, sich dem Geldleihgeschäft zu widmen, welches ihnen ausschließend übertragen wurde. Nur mit einzelnen Artikeln, wie Spezereien und Arzeneien konnten sie Handel treiben, weil sie hiezu vermöge ihrer weiten Handelsverbindungen die meiste Eignung besaßen. Bei anderen Handelsartikeln durften sie nur als Vermittler von Geschäften auftreten, niemals aber selbst den Markt besuchen.

Wie sehr auch diese Verhältnisse geeignet waren, zwischen den Christen und Juden eine fortwährende Spannung zu erhalten, namentlich in Zeiten, wo die Bürger durch unglückliche Konjunkturen im Grundbesitz oder im

Handel und Verkehr genöthigt waren, die Hilfe der Juden in Anspruch zu nehmen, so trat bis zum Schluß des 13. Jahrhunderts doch keine offenkundige Störung dieses Verhältnisses ein. Religiöser Fanatismus schärfte zuerst den Gegensatz. Man beschuldigte die Juden, daß sie Missethaten an Christenkindern und heiligen Hostien verübten. Um das Jahr 1302 wurden in Korneuburg und Klosterneuburg Juden wegen Entweihung von Hostien verbrannt und die anderen vertrieben. Im Jahre 1349 wurde ihnen in Wien zur Last gelegt, daß sie durch Brunnenvergiftung die Pest heraufbeschworen hätten. Im Jahre 1406 hatte man sie beschuldigt, daß sie Feuer in der Stadt gelegt, worauf alle jüdischen Häuser erbrochen und ausgeplündert wurden. Diese und ähnliche Ausbrüche des Haßes führten endlich im J. 1421 zu einer über ganz Oesterreich sich erstreckenden Judenverfolgung, welche mit ihrer Vertreibung schloß. Der größte Theil der Juden verlor ihren Besitz, die älteren Rechte über deren Stellung waren aufgehoben, und sie wurden nur geduldet. Sie geriethen in die vollständige Abhängigkeit der Fürsten, von deren Gnade ihre ganze Lage bestimmt wurde. Wir finden Juden zwar durch das ganze 15. Jahrhundert in Wien, aber die Klagen der Stadt über ihre Ansäßigmachung beweisen, daß kein Rechtsboden für sie vorhanden war.

Es war unrichtig zu behaupten, daß in ältester Zeit der Stadtrichter an der Spitze der Gemeinde stand, wenn es auch unzweifelhaft ist, daß er den ersten Rang bekleidete. Stadtgericht und Stadtrath hatten ihren sebstständigen Wirkungskreis, und zwar sprach das Stadtgericht im Namen des Landesfürsten innerhalb des Burgfriedens Recht; der Stadtrath verwaltete innerhalb der Mauern der Stadt und der Gräben der Vorstädte alle Angelegenheiten der Bürgergemeinde. Deßhalb heißt es auch ausdrücklich im Stadtrecht vom Jahre 1221, daß der Stadtrath durch den Stadtrichter in keiner Weise beirrt werden dürfe.

Anfangs wurde der Stadtrichter von dem Herzog unumschränkt ernannt; er sprach allein und ohne irgend ein Rathskollegium Recht. Aber bereits 1237 hatte der Stadtrath erwirkt, daß jede Ernennung eines Stadtrichters an seine Zustimmung gebunden sei, und seit 1296 wurde der Stadtrichter aus der Mitte des Stadtrathes und über dessen Vorschlag ernannt. Letzterer konnte dessen Absetzung verlangen, wenn der Richter etwas that was der Stadt schädlich war oder deren Rechte oder Freiheiten verletzte. Von dieser Zeit an wurde auch der Ritter jährlich ernannt, jedes Urtheil vor dem versammelten Rathe gesprochen und der Richter trat in den Stadtrath zurück wenn ihn der Herzog nicht wieder zu dieser Würde berief. — Zu dem Wirkungskreis des Stadtrichters gehörte die Gerichtsbarkeit über alle Klagen in Zivil- und Kriminalsachen der Bewohner des Burgfriedens mit Einschluß

des Blutbannes. In letzterer Beziehung hatte er auch die Gerichtsbarkeit über die im Stadtbezirk wohnenden Hörigen, wenn dem Gerichtsherrn nicht ausdrücklich der Blutbann zustand. Vor das geistliche Gericht gehörten nur die Klagen über Ehebruch und vom Jahre 1340 an selbst diese nur dann, wenn eine Frau mit einem ledigen Manne im Ehebruch betreten wurde. Außerdem hatte das geistliche Gericht nur die Gerichtsbarkeit über die Personal-Angelegenheiten der Geistlichen, und als im Jahre 1399 der Passauer Gerichts-Offizial wahrscheinlich auch andere Angelegenheiten vor sein Gericht zog, wie dieß zu jener Zeit nicht selten geschah, so erwirkten die Wiener eine eigene päpstliche Bulle, worin diese Uebergriffe abgestellt wurden. — In Angelegenheiten der Bürger entschied der Richter nach dem Stadtrecht; in jenen der übrigen, nicht einer besonderen Jurisdiction unterstehenden Bewohner nach dem Landrecht. Die Mitglieder des herzoglichen Hofes, der höhere Adel, die Dienstherren, die Beamten des Herzogs und die Klöster hatten ihre besondere Gerichtsbarkeit. Der Stadtrichter hatte seinen Sitz in der Bürgerschranne am hohen Markt, nur die dort gefällten Urtheile waren rechtsgültig.

Es wurde schon bemerkt, daß innerhalb der Einfriedung der Stadt und Vorstädte, das oberste Verwaltungsorgan der Stadtrath war. Nach dem Stadtrecht vom Jahre 1221 bestand er aus 24, vom Jahre 1296 angefangen bis zum Ausgang des Mittelalters aus 20 Mitgliedern, welche bis zum Jahre 1396 aus der Wahl der grundbesitzenden und verheiratheten Bürger und seit dieser Zeit auch aus jener der bürgerlichen Kaufleute und Handwerker hervorging. Die Erneuerung des Stadtrathes fand jährlich am St. Thomastage (29. Dezember) statt. Von einem Vorstande des Stadtrathes, einem Bürgermeister, ist bis zum Schlusse des XIII. Jahrhunderts keine Rede und war bei uns wahrscheinlich dieselbe Uebung wie in anderen deutschen Städten, daß bei den Berathungen das älteste Mitglied den Vorsitz führte, ohne deßhalb der Vorstand des Kollegiums zu sein. Erst im Jahre 1292 begegnen wir zum ersten Male urkundlich einem Bürgermeister und zwar in der Person des Konrad Poll.*) Der Bürgermeister wurde gleichfalls jährlich vom Stadtrath und den Genannten gewählt und bedurfte der Bestätigung des Landesfürsten. Zur Ueberwachung der Beschlüsse der Gemeinde hatte die Regierung im XV. Jahrhundert einen Anwalt aufgestellt, der den Berathungen des Stadtrathes beiwohnte. — Schon Leopold der Glorreiche bestimmte nach dem Vorbild eines alten Gesetzes der Frankenkönige, daß aus den klügsten und verläßlichsten Bürgern der Stadt 100 zu wählen seien, welche bei Käufen und Verkäufen, bei Verpfändungen, Schenkungen von

---

*) Ein Bürgermeister Paltram ist uns urkundlich nicht vorgekommen.

liegenden Gütern, Häusern und Weingärten und allen Objecten, welche im Werth über drei Talente geschätzt werden, als Zeugen aufgeboten werden sollen. Diese Zeugen erhielten die Bezeichnung: Genannte und wurden im Stadtrechte vom Jahre 1340 auf 200 erhöht, ja es konnte die Zahl derselben noch darüber vermehrt werden, wenn das Bedürfniß dazu vorhanden war. *) In besonders wichtigen Angelegenheiten der Gemeinde wie bei der Jahresrechnung der Kämerer wurden die Genannten übrigens auch vom Stadtrath zur Theilname an den Berathungen einberufen. Die Einberufung geschah immer durch das Läuten der im Rathhausthurm gewesenen „Genannten-Glocke.“ In den Wirkungskreis des Stadtrathes gehörte die Verwaltung des beweglichen und unbeweglichen Vermögens der Bürger, die Straßen-, Reinlichkeits- und Sicherheitspolizei, die Einhebung der Steuern und Gefälle, die Bewachung der Stadt, die Kranken- und Armenpflege, die Bau- und Feuerpolizei, das Marktwesen und die Aufsicht über Maß und Gewicht. Nach dem Privilegium vom Jahre 1296 hatte auch der Stadtrath zur Schlichtung aller zwischen Kaufleuten entstehenden Streitigkeiten ein sogenanntes Handelsgericht einzusetzen. Da aber in Wien schon 1279 urkundlich ein Hannsgraf d. i. ein landesfürstlicher Handelsrichter bestand, welcher Streitigkeiten zwischen Käufern und Verkäufern zu untersuchen und für die Beobachtung der bestehenden Handelsgesetze sowie auch für die Sicherheit der Kaufleute zu wachen hatte, so kann obenerwähnte Bestimmung keinen anderen Sinn haben, als daß der Stadtrath nur die Wahl des Hannsgrafen vorzunehmen hatte. Auf die Gewerbe nahm der Stadtrath keinen Einfluß. Zechen und Innungen waren autonome Genossenschaften und sie unterlagen der Kontrole der Gemeinde nur in Bezug auf die Marktpolizei, um das Publikum vor Uebervortheilungen zu schützen. Wer zum selbstständigen Betriebe eines Gewerbes zuzulassen sei, darüber hatte die Genossenschaft allein zu entscheiden. Auch später und zwar vom Jahre 1340 angefangen hatte der Stadtrath in Angelegenheit der gewerblichen Innungen nur bei Streitigkeiten über die Auslegung von Satzungs-Artikeln zu entscheiden.

Die Geschäfte des Stadtrathes wurden derart besorgt, daß immer eines oder auch zwei Mitglieder desselben sich der Obsorge über einen bestimmten Verwaltungszweig widmeten und dem Stadtrath dafür verantwortlich waren. Die oberste Führung aller Geschäfte war dem Stadtschreiber übertragen. Seit dem Jahre 1296 war der Stadtrath verpflichtet, wochentlich wenigstens zweimal zu tagen, um sich über die Angelegenheiten der Stadt zu berathen. Von Seite des Stadtrathes standen der Bürgermeister und

*) In dem Rathsbeschluß vom 18. November 1356 erscheinen die Genannten bereits mit der Bezeichnung äußerer Rath.

die beiden Kämmerer im Genusse von Besoldungen. Die übrigen Mitglieder hatten bloß Anspruch auf Naturalbezüge, welche aber später in Geld ausbezahlt wurden. Im Jahre 1455 hatte der Bürgermeister eine Jahresbesoldung von 32 Pfd. Wr. Pfennige (im Jahre 1378 betrug sie nur 10 Pfd.), außerdem bezog er für Fische (Hausen) in der Fasten 4 Pfd., zur Anschaffung eines Hofgewandes 16 Gulden, Opfergeld für sich 2 Pfd. und seine Frau 2 fl. und 30 Küffel Salz. Jeder Rathsherr erhielt für Fische in der Fasten 2 Pfd., zur Anschaffung eines Hofgewandes 8 fl. Opfergeld für sich 1 Pfd. und für seine Frau 1 fl. und 15. Küffel Salz. Jeder der zwei Stadträthe, welche das Amt der Kämmerer bekleideten, erhielt seit 1435 eine Jahresbesoldung von 52 Pfd.; früher betrug sie nur 10 Pfd. Der Grund zu dieser verhältnißmäßig günstigen Stellung liegt darin, daß in den Händen derselben das ganze Finanzwesen der Stadt lag. An die zwei Kämmerer wurden alle Einnahmen abgegeben und durch sie alle Ausgaben gemacht und verrechnet. In ältester Zeit bestand nur ein Kämmerer und seine Stellung hatte solche Bedeutung, daß er die wichtigste Person im Stadtrath war. Aber schon in der Mitte des XIV. Jahrhunderts erscheinen zwei Kämmerer, von denen der Eine die Verrechnung über alle Bauangelegenheiten der Gemeinde führte*). Der Stadtschreiber bezog 33 Pfd. Besoldung, 2 Pfd. für Fastenfische, 3 Pfd. für Holz, 1 Pfd. für Opfergeld zu Weihnachten und 15 Küffel Salz. Für die Einhebung der Steuern bestanden vier Steuerherren mit je 32 Pfd. Besoldung und 8 Steuerknechte mit 3 Schill. Sold per Woche; für das Grundbuch zwei Herren mit je 5 Pfd. Besoldung, für die Moststeuer zwei Herren mit je 5 Pfd. Besoldung und eine entsprechende Anzahl von Steuerknechten mit 3 Schilling Sold per Woche, für das Zeughaus ein Stadtbüchsenmeister mit 78 Pf. Besoldung und 15 Pf., 15 Den. für Hofgewand. Der Stubenrichter erhielt 10 Pfd. Besoldung und der Ueberleger für die Erhaltung der Straßen 8 Pfd. Sold, 4 Pfd. für Hofgewand und eine Naturalwohnung. Für die Beschreibung der in die Stadt eingeführten Weine bestanden acht Herren, von denen jeder 2 Pf. Pfennige erhielt. Zur Zeit der Weinlese saßen an den inneren Thoren 11 Herren und an den äußeren Thoren 12 Herren mit je 2 Pfd. Pf. Besoldung und eine bestimmte Anzahl Ueberreiter und Knechte, welche zu dieser

---

*) Die Summe der Einnahmen der Stadt war J. 1424: 15655 Pfd. 7 Schill. 28 Pfen., 1440: 9879 Pfd. 85 Pf., 1451: 12145 Pfd. 6 Sch. 11 Pf. und 1000 fl. in Gold, 1461: 12523 Pfd. 7 Sch. 18 Pf., 1470: 14848 Pfd. 4 Sch. 3 Pf. 1 Obol., 1480: 14,009 Pfd. 5 Sch 12 Pf., 1488: 5634 Pfd. 3 Sch 28 Pf., 1500: 9154 Pfd. 22 Pf. 1 Helbling. Die Ausgaben betrugen: J. 1424 15645 Pfd. 7 Sch. 28 Pf., 1440; 9196 Pfd. 4 Sch. 21 Pf., 1451: 12028 Pfd. 76 Pf., 1461: 12952 Pfd. 7 Sch. 22 Pf. 1470: 14,789 Pfd. 28 Pf., 1480: 13370 Pfd. 21 Pf., 1488: 5596 Pfd. 5 Sch. 6 Pf., 1500: 9460 Pfd. 3 Sch. 25 Pf.

Zeit die Weingärten überwachten. Im Dienst der Gemeinde waren ferner 2 Trompeter auf dem Stephansthurm mit je 10 Schilling per Woche und 5 Pfd. für Hofgewand, ein Mistrichter mit 13 Pfd. Sold, der Gefangenaufseher mit 4 Schilling per Woche, ein Züchtiger mit 40 Denare per Woche, 2 Brodaufseher mit 10 Pfd. Jahressold, ein Steiger mit 10 Pfd. Jahressold, ein Pfleger bei St. Theobald mit 26 Pfd. Jahressold und ein Organist mit 8 Pfd. Jahressold. — Zur Bewachung der Thore in der Stadt und den Vorstädten standen bei 64 Söldner mit einem Wochenlohn von je 3 Schillingen im Dienst des Stadtrathes. — Außerdem hatte die Gemeinde noch Mauthner und Zolleinnehmer u. s. w. an den Stadtthoren wie bei den Brücken, welche zusammen im Jahre 1445 342 Pfd. 4 ß 12 D. kosteten. Der Schulmeister bei St. Stephan erhielt 32 Pf. Jahressold und jeder der drei Meister im Bürgerkollegium 16 Pfd. Der Stadtrichter bezog von der Gemeinde nur ein Opfergeld von 1 Pfd. für sich, und 1 fl. für seine Frau, 15 Küffel Salz und 2 Pfd. auf Fastenfische, der Anwalt an Opfergeld und Beitrag für Fastenfische dasselbe wie der Stadtrichter *).

Welche Mittel der Bürgergemeinde zu Gebote standen, um die Verwaltungsbedürfnisse zu bestreiten, darüber erhalten wir erst durch die Stadtrechnungen des XV. Jahrhunderts Aufschluß. Unter den Einnahmen kehren jährlich wieder: Einnahmen aus den der Stadt verfallenen Häusern, Steuern von den Steuerherren (sogenannte Bürger-Steuer) Moststeuer, Taxen für Bürgerrechtsverleihungen, Einnahmen aus der Wollwage, aus dem Grundbuch der Stadt, von den Donaubrücken, von Mauten und Zöllen, von Straffällen, von der Taferne, vom oberen Werd, vom Hof zu Neudegg, von der Mauth zu Stadlau, von den Gewand- und Haubenhütten, von den laufenden Pferden, von den Häusern, Thürmen, Kochhütten, Gemüsehändlern Heu- und Strohhütten u. s. w., von den Brodtischen am hohen Markt, vom Futterrecht, von der Barchentbeschau.

Ueber die Baupolizei sind nur einzelne Bestimmungen auf uns gekommen. Häuser konnten auch im ältesten Landrecht nur bis zur Höhe zweier Stockwerke erbaut werden. Im J. 1369 bewilligte Herzog Albrecht III. bereits einem Adeligen, seinen Hof drei Ellen höher als das Landrecht gestattete zu bauen und den Bau in einem Giebel zusammen zu fassen. Einem Juden gestattete er im Jahre 1376 einen sogenannten schwebenden Bogen über die Straße zu bauen unter der Bedingung, daß ein geladener Wagen durchzufahren im Stande sei. Zur Verhütung von Feuersbrünsten wurde

*) Ueber die Münzeinheiten im Mittelalter und deren Verhältniß zum heutigen Geldwerth verweisen wir auf den folgenden Abschnitt.

schon im Stadtrecht vom Jahre 1221 verfügt, daß derjenige Bürger, in dessen Hause die Flammen über das Dach hinausschlugen, dem Richter eine Strafe von 1 Pfd. zu bezahlen habe. Ueber die Maßregeln zur Hilfeleistung bei Feuersbrünsten gibt aber erst die Feuerordnung vom April 1454 ausführliche Aufschlüsse. Es war Pflicht der Hausbesitzer gefüllte Bottiche in den Höfen und auf den Dächern in Bereitschaft zu halten. Wenn ein Feuer ausbrach hatten die Zimmerleute mit ihren Hacken, die Bader der betreffenden Stadtviertel durch das Zutragen von Wasser aus ihren Badestuben hilfreich beizustellen und wer freiwillig ein Viertel Wasser zutrug, erhielt von der Stadt einen Pfennig. Außerdem hatten aber auch die übrigen Zünfte mit Hacken sich in Bereitschaft zu halten. Die Entdeckung eines Brandlegers wurde mit 32 Gulden, eines Diebes bei Feuersbrünsten mit 10 fl. belohnt. Bei jedem Feuer hatten die Stadtkämmerer gegenwärtig zu sein. — In welchem Zustand die öffentlichen Straßen und Plätze waren und wie für deren Reinlichkeit und Instandhaltung gesorgt wurde, geben uns die Stadtrechnungen einige Anhaltspunkte zur Hand. Zwischen den Häusern und den Straßen liefen Abzugsgräben zur Ableitung des Unrathes, die mit Holz und theilweise auch mit Steinen überdeckt waren. Ein Ueberlegmeister hatte für Ausbesserungen und Neuherstellungen zu sorgen. Für den Wagenverkehr waren nur bestimmte Straßen und diese zu gewissen Stunden des Tages eingerichtet, im übrigen aber dieselben noch im XV. Jahrhundert durch Ketten abgesperrt.

Die Armen- und Krankenpflege lag bei uns in ältester Zeit in den Händen der geistlichen Genossenschaften. Zur selben Zeit, als Herzog Leopold VII. mit dem Papst Innocenz III. wegen Errichtung eines Bisthumes in Wien verhandelte (1208), beschäftigte sich sein Arzt, Meister Gerhard mit der Errichtung eines Spitals, das nach dem Muster des im Jahre 1204 bei der Kirche Sancta Maria in Sassia gegründeten Heiligen-Geist-Spitales in Rom eingerichtet und unter der obersten Aufsicht des Meisters der letzgenannten Anstalt stehen sollte. Es ist die älteste urkundlich beglaubigte humanitäre Stiftung Wiens. Am 27. Mai 1211 stellte Herzog Leopold mit Gerhard gemeinschaftlich den Stiftbrief aus, bezeichnete diesen als den Erbauer, Gründer und Mitstifter des Spitals zum heil. Geist und der damit verbundenen Kapelle und Kirche des heil. Antonius, sprach als Zweck der Stiftung die Aufnahme gebrechlicher oder kranker Armen (pauperum infirmorum) aus, übergab die Leitung derselben den Brüdern des heil. Geist-Ordens und wies denselben als Dotationen die Gründe an, welche jenseits des Wienflusses gelegen, sich ungefähr von der heutigen Schwarzenbergbrücke aufwärts bis zur Kettenbrücke und im Westen d. i. gegen die Linienwälle zu bis an die Marken der ehemaligen Kirchengüter von St. Stephan

erstreckten. Das Spital selbst stand hart am Wienfluß nahe der heutigen Bärenmühle auf dem Platz des Obstmarktes und die Antoniuskirche vor dem Freihause.

Das jenseits des Wienflußes gelegene Heiligengeist-Spital scheint jedoch nicht ausgereicht zu haben, um dem Andrang der Armen und Kranken zu genügen, die weder in den Klöstern noch in den Häusern der Bürger ausreichende Unterstützung fanden. Angeeifert durch das glänzende Beispiel, das Gerhard, der Arzt des glorreichen Leopold, den Bürgern unserer Stadt gegeben, gründete die Gemeinde um das Jahr 1257 selbst ein Spital für gebrechliche Arme und Kranke und verlegte dieses an die Brücke vor dem Kärntnerthor dießseits des Wienflußes. Es wurde zu Ehren der h. Jungfrau und Aller Heiligen geweiht und führte schon in der ältesten bekannten deutschen Urkunde vom Jahre 1289 die Bezeichnung: „der Burger-Spital" zum Unterschied von dem jenseits des Wienflußes gelegenen heil. Geistspital, welches die Stiftung eines einzelnen Wohlthäters war und unter landesfürstlichem Schutz stand. Zweck und Bestimmung des Bürgerspitales ist in dem Aufruf vom 29. Juni 1268, den Meister Heinrich und die Bruderschaft des Bürgerspitales erließen, klar und bestimmt ausgesprochen. Es wurde gegründet für Arme und Kranke der Stadt oder solche gebrechliche Personen, die, aus anderen Ländern nach Wien kommend, hier keinen Zufluchtsort und keine Mittel hatten, um ihr von Alter, Krankheiten und Armut bedrängtes Leben zu fristen. Damit sie nicht auf den Straßen und Plätzen lagerten und dort vielleicht zu Grunde gingen, wurden sie in das Bürgerspital aufgenommen. Schon die ursprüngliche Bestimmung war daher eine in Bezug auf die Zwecke der Wohlthätigkeit ganz allgemeine; Einheimische und Fremde, Arme und Kranke, Kinder und Greise fanden dort ein Asyl. Das Bürgerspital bildete gleich in seiner ersten Periode die Central-Wohlthätigkeits-Anstalt Wiens, welche von der Gemeinde ins Leben gerufen und durch spätere Stiftungen und Vermächtnisse vergrößert, die Verpflichtungen der Stadt zur Verpflegung der Armen und Kranken zu lösen hatte. — Das alte Bürgerspital lag links von der Wienflußbrücke in Verbindung mit ausgedehnten Wirthschaftsgebäuden, welche sich gegen die heutige Schwarzenbergbrücke zu ausdehnten.

Nebst diesen beiden Spitälern dießseits und jenseits des Wienflußes zeigte sich aber noch das Bedürfniß zu einer dritten Anstalt. Die durch die Kreuzzüge und den Handelsverkehr herbeigeführte häufige Berührung mit dem Oriente hatte den Nachtheil, daß die Pilger und Handelsleute häufig bösartige Krankheiten nach Mitteleuropa verschleppten. Insbesonders war in dieser Beziehung Wien derlei Krankheiten stark ausgesetzt. Um die Gefahr der Ansteckung und deren Weiterverbreitung möglichst einzuschränken, gründete

Gebhard, Pfarrer bei St. Stephan im Jahre 1266 bei dem Klagbaum auf der Wieden ein Spital für Aussätzige, deren Kapelle zu Ehren des heil. Job der Passauer Erzbischof Petrus in Gegenwart des Kardinal Guido bei Gelegenheit des Provinzial-Konzils im Jahre 1267 einweihte. Das Spital war für männliche und weibliche Kranke eingerichtet, und stand unter der Leitung eines Meisters und einer Meisterin, die ein einfaches Kleid mit einem rothen Kreuz und einen rothen Gürtel trugen.

Für Pilger die nach dem Orient zogen, hatte um das Jahr 1200 der Johanniter-Orden ein Haus vor dem alten Kärntner-Burgthor eingerichtet. Ein Spital für Kranke dagegen war St. Johann vor dem Werderthor, gelegen im oberen Werd, welches Herzog Friedrich der Schöne am 3. Juli 1327 gegründet hatte. Die Anstalt, nur für 13 Betten bestimmt, wurde aber kurze Zeit nach ihrer Gründung aufgehoben und mit der Stiftung Otto des Fröhlichen, dem Spital zu St. Martin vor dem Widmerthor, vereinigt, das zwischen den Jahren 1330—1339 entstand. Die Vereinigung erfolgte durch den Brief Herzogs Albrecht vom 20. August 1343. Im J. 1468 wurde die Stiftung aber aufgelassen und deren Einkünfte von Kaiser Friedrich IV. dem St. Georgsorden zugewiesen.

Eine zweite Stiftung Herzog Albrechts war die Kapelle und das Spital zu St. Theobald auf der Laimgrube. Nach dem Stiftbriefe vom 17. August 1349 gründeten dasselbe Herzog Albrecht II. und seine Gemalin Johanna v. Pfirt, ursprünglich zur Verpflegung von 12 ehrbaren Frauen und von dürftigen „alten und ehrbaren Jungfrauen die Edel sein und vor Alter oder Krankheit nicht mehr gedienen mögen." Die Verleihung der Pfründen blieb stets der ältesten Herzogin v. Oesterreich und falls eine solche nicht vorhanden war, dem ältesten Herzog vorbehalten.

Zu Ende des XIII. Jahrhunderts tauchen urkundlich auch die Spitäler zu St. Johann in der Siechenals und zu St. Lazar oder St. Marx auf. Zwar ist es unzweifelhaft, daß eine Kirche St. Johann der Täufer an der Siechenals schon im XII. Jahrhundert bestand, aber es bleibt immer noch unklar, in welcher Zeit daselbst auch ein Spital entstand. Urkundlich erscheint zuerst ein Amtmann des Siechenhauses 1298 und ein Schaffer desselben gemeinschaftlich mit den Schaffern vom Klagbaum und zu St. Lazar 1370. Auch über die Person des Stifters fehlen uns nähere Angaben. Wir wissen nur, daß Kaiser Friedrich III. im Jahre 1476 das Spital den Chorherren von St. Dorothea zur Verwaltung übergab. St. Johann in der Siechenals stand auf dem Platz des späteren Lazarethes und des heutigen Bürgerversorgungshauses. Die Entstehung des Spitals zu St. Marx oder St. Lazar dürfte in die zweite Hälfte des XIII. Jahrhunderts zu setzen sein, da desselben bereits in einer Urkunde von 1302 Erwähnung geschieht.

Die Benennung St. Lazar erklärt uns hinreichend die Bestimmung dieser Anstalt. Es war ähnlich dem Klagbaum ein Spital für Aussätzige und Leidende jener entsetzlichen Krankheit, welche unter der Bezeichnung: Lepra, von den Wallfahrern aus dem Orient mitgebracht, das Gesicht und andere weichere Hauptheile mit schwärenden Knollen und krebsartigen Geschwüren bedeckte. Es stand unter der Leitung des Ordens des h. Lazarus, in dessen Satzungen die ausdrückliche Bestimmung war, daß der Großmeister nur ein Aussätziger aus dem Hospital zu Rom sein könne. — In die Reihe der Armenhäuser gehörte auch das Pilgrimhaus der Elise Wartenauer in der Kärntnerstraße gegründet im Jahre 1433. Erst am Schluß des Mittelalters taucht auch ein Spital für Studenten vor dem Stubenthor auf, über dessen Gründung und Einrichtung uns nichts näher bekannt ist.

Durch diese den Armen, Kranken und Waisen gewidmeten Anstalten war aber keineswegs der großen Landplage des Mittelalters, dem Bettelwesen, abgeholfen. Die innere Stadt war wohl dadurch geschützt, daß an den Stadtthoren strenge Aufsicht über alle Fremden gepflogen wurde. Desto mehr lagerten die Bettler vor den Thoren, in den Straßen der Vorstädte und bei den Kirchen und Klöstern in den wunderlichsten Gestalten. Ausnahmlos verboten war in Wien keineswegs der Bettel. Diejenigen, welche sich in wirklicher Nothlage befanden, die christlichen Gebete kannten und sich über die österliche Beichte ausweisen konnten, hatten sich beim Sterzmeister oder Bettelrichter zu melden, von dem sie ein Bettelzeichen erhielten, das sie um den Hals trugen. Muthwillige Bettler wurden dagegen auf den Friedhöfen mit der Brechel bestraft. Singende Bettler durften nicht stehen bleiben, sondern mußten durch die Straßen ziehen. Bestraft wurden jene, welche durch künstliche Blattern oder Geschwulste das öffentliche Mitleiden zu erregen suchten, sich für Kindbetterinen oder schwangere Frauen ausgaben und mit entlehnten Kindern, „die sie verlohnten oder verzinsten“ auf den Straßen herumlagen.

Gegen unsittliche Personen und Handlungen enthalten schon die ältesten Stadtrechte einzelne Andeutungen. Rudolf I. erklärte in seinem Stadtrecht vom 20. Juni 1278, daß es unwürdig sei, mit gemeinen Frauen eine Ehe zu schließen; doch soll sie niemand ohne Ursache beleidigen — welche Bestimmung auch in das Stadtrecht vom Jahre 1340 aufgenommen ist. Kaiser Albrecht verfügte in seinem Stadtrecht von 1296, daß Bürgersöhne, die sich der öffentlichen Unzucht schuldig machen, durch den Nachtrichter in den Kärntnerthurm gefangen zu setzen und nur gegen Bürgschaft freizulassen seien. In einem Brief vom 20. Juli 1361 ordnet Herzog Rudolf IV. an, daß der Stadtrichter das Recht habe, in allen Straßen der Stadt und Vorstädte alle Unzucht zu verwehren. Nur wenn er oder sein Anwalt vor

das Widmerthor oder in die Herrengasse gehen wollte, so hatte er davon den Hofmarschall oder Landmarschall in Kenntniß zu setzen und der zu pflegenden Nachsicht einige Diener des Herzogs beizuziehen. Im Jahre 1403 wurde den öffentlichen Dirnen ausdrücklich verboten, sich in Kellerschänken herum zu treiben um dort ihr Geld zu verspielen, damit die Männer nicht zum Ehebruch verleitet wurden und Studenten und Handwerker ihr Geld leichtsinnig durchbrachten. Wie in anderen deutschen Städten hatte man daher auch hier schon frühzeitig Frauenhäuser errichtet, in denen die öffentlichen Dirnen zusammen wohnten. Die ältesten Frauenhäuser lagen vor dem Widmerthor in der Gegend des heutigen Getreide- und Kalkmarktes, zunächst dem Theater a. d. Wien. Sie führten nach ihrer Lage die Bezeichnung: das vordere und das hintere Frauenhaus und deren Bestand läßt sich urkundlich bis in das Jahr 1344 hinauf verfolgen. Weil diese Frauenhäuser auf herzoglichem Grund und Boden lagen, so nahm der Hofmarschall das Recht in Anspruch, sie zu Lehen zu geben und die Meisterin der Frauen einzusetzen, worüber sich im 15. Jahrhundert ein Streit zwischen dem Stadtrath und dem Hofmarschalle entspann, weil Ersterer eines der Frauenhäuser im Jahre 1428 angekauft und deßhalb auch die Verwaltung führen wollte. Das Erträgniß der Miethe dieses Frauenhauses gehörte dem Scharfrichter. Ein drittes Frauenhaus lag im tiefen Graben, welches aber erst zu Anfang des XVI. Jahrhunderts urkundlich vorkommt. Den gemeinen Frauen war es strenge untersagt, Abends auf den Straßen herumzustreichen. Sie waren in ihrer Tracht durch ein gelbes Band an der Achsel erkennbar gemacht. Bei öffentlichen Einzügen übertrug ihnen der Stadtrath das Recht, Blumensträuße auszutheilen, wie wir aus den Einzügen Kaiser Albrecht V. und des König Ladislaus Posthumus wissen. Bei der Sonnwendfeier führten sie die üblichen Tänze auf, und beim Scharlachrennen machten sie Wetten im Laufen mit. Unter Kaiser Ferdinand I. (um 1539) wurden die Frauenhäuser Wiens aufgehoben.

Wenn wir uns ins Gedächtniß rufen, welch' verheerende Wirkungen in unserer Stadt die verschiedenen Gattungen ansteckender Krankheiten hatten, so drängt es uns wohl nachzuforschen, bei wem die Menschen Rath und Hilfe suchten, wenn sie von körperlichen Leiden befallen wurden, und welche Anstalten im Interesse der öffentlichen Gesundheit bestanden. Während in Italien schon im XII. Jahrhundert die Heilkunst als selbständige Wissenschaft betrieben wurde, gab es in Deutschland noch lange keine eigentliche Wissenschaft der Heil- und Arzeneikunst und nur Geistliche und Juden übten dieselbe aus. Auch in Wien waren die ältesten Aerzte Geistliche, und es befaßten sich mit der Heilkunde vorzüglich die Schotten und Dominikaner. Meister Gerhard, der Mitbegründer des heil. Geistklosters und Pfarrer bei St. Stephan war

der Arzt des Herzogs Leopold des Glorreichen (1208), doch gab es auch in dieser Zeit schon Laien-Aerzte. Im Jahre 1229 vertauschte Meister Heinrich „professione physicus" ein in Himberg gelegenes Gut an den Probst von Klosterneuburg. Im Jahre 1287 lebte in Wien ein Meister Ulricus medicus et scolasticus und in den Jahren 1307—1312 ein Arzt mit Namen Heinrich aus Wiener Neustadt, der zugleich Dichter war. Der älteste uns bekannte jüdische Arzt in Wien hieß Liebmann (1314). Jene, welche sich mit der Behandlung innerer Krankheiten beschäftigten, führten die Bezeichnung Magister und wenn sie nicht bloß Empiriker waren, sondern eine gelehrte Bildung nachweisen konnten, auch Buchärzte. Diesen gegenüber standen die Wundärzte und Chirurgen, auch Aderlasser oder Bader genannt, die chirurgische Operationen ausführten. Eine strenge Einhaltung der Kompetenz zwischen den Meistern und Chirurgen scheint aber vor der Gründung der Universität nicht geübt worden zu sein, da die Ausübung der Heilkunde als eine freie Kunst betrachtet wurde. Erst nach dem Insleben-treten der medizinischen Fakultät nahmen die diplomirten Doktoren für sich allein das Recht der Behandlung der Kranken in Anspruch, selbst chirurgische Operationen konnte nur ein Magister der Chirurgie vornehmen.

Apotheken im heutigen Sinne des Wortes gab es bei uns erst im 15. Jahrhundert. Jeder Arzt brachte die Heilmittel in der Regel an das Krankenlager mit und bereitete sie selbst. Das Wort Apotheke bedeutete in älterer Zeit einen Kramladen. Später verengte sich der Begriff derselben derart, daß er einen Kaufladen bedeutete, worin vorzugsweise Gewürze, Hülsenfrüchte und Arzeneistoffe, nebst diesen Waaren aber auch Konfekt, Salpeter, ja sogar Papier und Seidenstoffe verkauft wurden. Der älteste uns bekannte Apotheker in Wien hieß Heinrich, und hatte seinen Kaufladen in der Kurbaunerstraße (Seizergasse) in der Stadt. Im XV. Jahrhundert finden wir die Meister Lukas v. Venedig, Apotheker in der Kärtnerstraße (1401), Vinzenz Hackenberg, Apotheker am Graben (1454), Jobst von Fuld, Apotheker am Stephansfreithof (1451), und Christoph Krueg, Apotheker im Hause Nr. 465 in der Stadt. Zu den gebräuchlichsten Arzneimitteln gehörten: Salbei, Raute, Erdrauch, Rosenblätter, Anis, Kümmel, Wachholder, Wegerich, Iriswurzeln, Süßholzsaft, u. s. w. Ein Universalmittel aber war Teriak aus Venedig. In die Einrichtung der Apotheken näher einzugehen sind wir deßhalb außer Stande, weil uns keine ältere Apothekerordnung für Wien bekannt ist, als jene aus dem J. 1564.

Als das wirksamste Mittel zur Erhaltung und Kräftigung der Gesundheit galt außer den Leibesübungen und dem jährlichen Aderlaß der Gebrauch warmer Bäder. Insbesonders lernte man die Nützlichkeit derselben kennen als die Kreuzfahrer aus dem Orient die „Lepra" mitbrachten, für deren

Heilung Bäder unerläßlich waren. Geistliche, die einen Theil des Jahres freiwillig auf Bäder verzichteten, glaubten damit einen Act der Askese zu üben. Jeder Ritter hielt darauf, in seinem Haus ein Badezimmer zu haben. Fremden gegenüber betrachtete man es als eine Pflicht der Gastfreundschaft, ihnen ein Bad anzuweisen und eine bestimmte Anzahl von Handwerkern wie Steinmetze, Maurer, Zimmerleute, Schlosser u. s. w. erhielten in der wärmeren Jahreszeit nebst ihrem Lohn auch wochentlich ihr Badegeld. Zahlreiche Stiftungen von „Seelbädern“ im Bürgerspitale bezeugen, daß man auch den Armen diesen Genuß nicht vorenthalten wollte. Insbesonders war es herkömmlich, am Vorabend hoher Kirchenfeste ein Bad zu nehmen. Wien besaß eine große Anzahl von Badestuben in und vor der Stadt, von denen einzelne sich bis in das 13. Jahrhundert hinauf verfolgen lassen. Vor dem Schottenthor hatten die Nonnen des Frauenklosters zu Maria Magdalena zwei Badstuben (1292). Dem Bürgerspital gehörte die Urbetsch'sche Badestube vor dem Kärntnerthor (1314). Hinter St. Pankraz am Hof lag das Herzogsbad (1314), an der Stelle wo heute noch das Neubad in der Naglergasse ist. Im Besitze des Juden Liebmann war die Badestube: „Wunderburg“ (1314) in der Nähe der ehemaligen Elendbastei. Andere Badstuben lagen in der Singerstraße (1328), am Hafnersteig (1340), bei Maria am Gestade (1345), im Rohrhof oder Seizerhof (1342), auf der hohen Brücke (1352), in der Schenkenstraße (1342), vor dem Stubenthor (1368), beim Rothenthurm (1361), in der Weihburggasse (1385), in der Wallnerstraße (1382), am Haarmarkt (1386), am Roßmarkt (1391), in der Wollzeile (1396), in der Renngasse (1398), vor dem Kärntnerthor (1401), am Schweinmarkt (1411), am alten Fleischmarkt (1427), vor dem Widmerthor (1475).

In ältester Zeit war das gemeinschaftliche Baden beider Geschlechter strenge verboten. Im 14. und 15. Jahrhundert weisen die sich häufenden Verbote darauf hin, daß derlei unsittliche Handlungen öfter verübt wurden, Die Bader übten das ausschließende Recht, öffentliche Badestuben zu halten, wovon auch ihr Name herstammt. In ältester Zeit besorgten sie ausschließend die Badewirthschaft und hatten mit ärztlichen Operationen nichts zu thun so daß es in den Badstuben Wiens noch im 14. Jahrhundert eigene Bartscherer gab, mithin die Bader dieses Geschäft nicht verrichteten. Erst später unternahmen die Bader auch chirurgische Operationen, sie ließen zur Ader oder setzten Schrepfköpfe, leisteten Verwundeten die erste Hilfe, und verbanden mit der Badewirthschaft das Bartscheren.

Ganz im Unklaren sind wir, ob die Bewohner Wiens im Mittelalter ihr Trinkwasser aus Quellen oder bloß aus Brunnen schöpften. Aus der Römerzeit wissen wir wohl, daß Vindobona durch zwei Quellleitungen gespeist wurde. Die Spuren einer im Gebrauch gestandenen Wasserleitung im

Mittelalter finden sich nur aus dem Jahre 1310 unter den Tuchlauben. Immer ist nur von Brunnen die Rede und selbst die Stadtrechnungen schweigen gänzlich über Ausbesserung an irgend einer Wasserleitung. Vielmehr spricht ein im Jahre 1526 nach dem großen Brande von Kaiser Ferdinand an den Stadtrath erflossener Auftrag zur Errichtung einer Wasserleitung, um bei Feuersbrünsten das Feuer leichter löschen zu können, indirect aus, daß bisher keine Quellleitung vorhanden war. Ein öffentlicher Brunnen bestand 1368 am Graben. Derselbe wurde im Jahre 1456 mit der Statue des h. Florian und dessen vier Rohre mit Löwenköpfen geschmückt, was doch wieder die Vermuthung über das Vorhandensein einer Wasserleitung zuläßt. Außerdem gab es schon 1440 am neuen Markt, 1449 am Kohlmarkt, 1458 am Hof und anderen Orten kleine Radbrunnen.

Die Bewachung der Stadt war in ältester Zeit die ausschließende Verpflichtung der Bürger; sie wurde ihnen übertragen von den Herzogen mit dem ältesten Stadtrecht vom Jahre 1221 durch die Bestimmung, welche ihnen die Aufrechthaltung des Friedens in der Stadt zuwies. Zum Zweck der Stadtbewachung hatte man die Stadt nach der Lage der Hauptverkehrsthore in Viertel getheilt. Die waffenpflichtige Mannschaft jedes Viertels hatte für den täglichen Wachtdienst an den dazu gehörigen inneren und äußeren Thoren bei Tag und Nacht Sorge zu tragen, wenn die Alarmrufe erschollen, sich auf dem dazu bestimmten Platz zu versammeln und die Wälle, Thürme und Thore zu besetzen. An der Spitze der Mannschaft eines jeden Viertels stand ein Hauptmann oder Viertelmeister und die gesammte Stadtbewachung war dem Stadtrath und dem Bürgermeister untergeordnet, ohne deren Zustimmung sie keinem Rufe Folge leisten durfte. In kriegerischen Zeiten beschränkte sich aber die Bewachung und Vertheidigung nicht bloß auf die innere Stadt sondern auf den ganzen Burgfrieden. Die Bewaffneten bezogen an einzelnen, günstig gelegenen Puncten auch die Außenthore und Bollwerke, um sie gegen den Feind zu vertheidigen. Die förmliche Einbeziehung der vor dem Widmer-, Kärtner-, Stuben- und Schottenthor gelegenen Häuser in die Stadtviertel fand aber erst am 13. Mai 1444 statt.

Bei der Bedeutung, welche die Ueberwachung der Stadtthore für die mannigfachen Interessen der Bürger hatte, kann es nicht befremden, daß die grundbesitzenden Bürger und jene Handwerker, welche das Bürgerrecht erlangt hatten, diese beschwerliche Last trugen und sie nicht fremden Händen oder Dienstleuten überließen. Ein anderes Verhältniß war es mit den eigentlichen Kriegsleistungen. Unter den Babenbergern waren die Bürger auch verpflichtet, dem Landesfürsten Heeresfolge zu leisten, sei es im Kriege gegen auswärtige Feinde oder zur Bekämpfung der Fehden mit dem aufrührerischen Adel. Schon Kaiser Friedrich II. befreite im Jahre 1237 theilweise von

diesem Dienst, indem er anordnete, daß Niemanden erlaubt sein soll, einen Bürger zu nöthigen an einem Kriegszug Theil zu nehmen, der ihn länger als Sonnenaufgang bis Abends von seinem Hause entfernt halte. Von diesem Zeitpunkt an ging die Verpflichtung zum Kriegsdienst wahrscheinlich auch auf die Bogner und Pfeilschnitzer über, wofür diese das Recht der Steuerbefreiung genossen, und erst am 20. Juli 1361 wurden alle Kaufleute und Handwerker in diese Verpflichtung einbezogen und deßhalb auch die Bogner und Pfeilschnitzer des Rechtes der Steuerfreiheit verlustig. Nicht alle Bürger waren aber zuweilen in der Lage persönliche Kriegsdienste zu leisten. Sie leisteten Beiträge zur Ausrüstung eines oder auch mehrerer Soldknechte. Solche Söldner gab es hier schon in der Mitte des XIV. Jahrhunderts; sie rekrutirten sich aus den Zünften. Als sich im XV. Jahrhundert die Kriegszüge mehrten, Wien wiederholt den Gefahren einer Belagerung ausgesetzt war und die Anforderungen an die Stadt immer größer wurden, kam das Söldnerwesen immer mehr in Aufschwung. Die Bürger beschränkten sich darauf, die Führung der Söldner zu übernehmen, und zogen mit diesen in das Feld, je nachdem ein größeres oder kleineres Kontingent zu stellen war. Nur dann, wenn es sich um die Vertheidigung der Stadt und Vorstädte handelte, griff Alles zu den Waffen, und vertheidigte Haus und Hof mit seinem Leben. Zu diesem Zweck bestand nicht bloß die Vierteleintheilung, sondern einzelne Bürger und Handwerker hatten auch die Vertheidigung der Stadtthürme, welche sie im Falle der Noth bezogen. Als 1405 ein allgemeines Aufgebot gegen die ungarischen Freibeuter erging, um die Stadt gegen deren Einfall zu sichern rückten 105 Zechen aus, deren Mannschaft in sieben Kompagnien getheilt war. Die oberste Leitung der Stadtvertheidigung hatte der Bürgermeister; die sieben Kompagnien führten Mitglieder des Stadtrathes. Wie schwer das Söldnerwesen die Stadt belastete, davon gibt uns die Rechnung des J. 1458 einen Beleg, nach welcher die Gemeinde durch mehrere Wochen 5184 Mann mit 300 Pferden (bei einer Bevölkerung von 50,000 Einwohnern), dann später wieder 1582 Fußknechte auszurüsten und zu erhalten hatte.

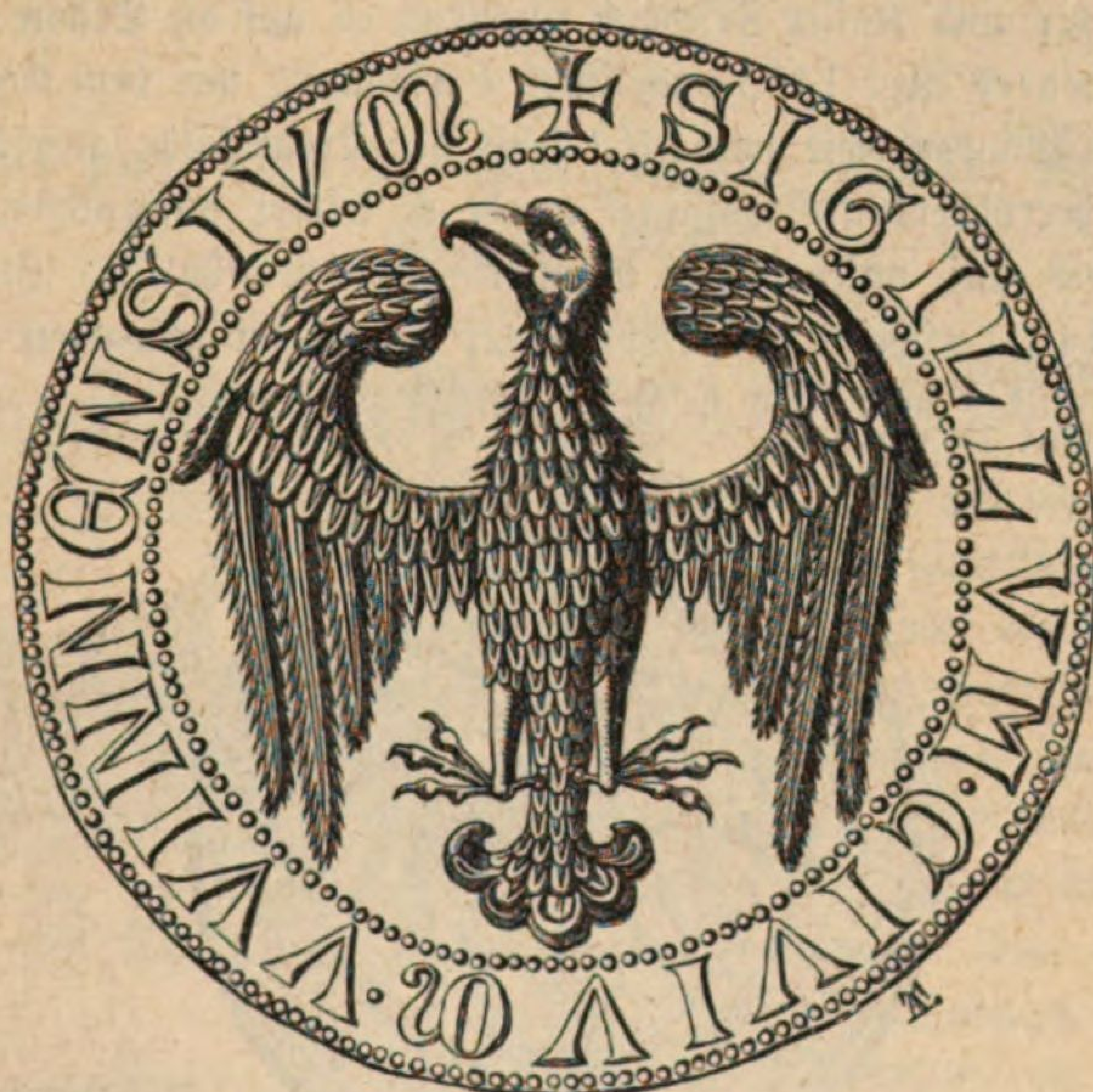
Jeder Bürger hatte das Recht, seine Waffen und Rüstungen im Hause aufzubewahren. Es war ihm auch gestattet ein kurzes und stumpfes Messer zu tragen, nur die Bewaffnung mit langen und spitzigen Messern, den sogenannten Stechmessern, verbot schon das leopoldinische Stadtrecht vom Jahre 1221. Nach 1340 wurde Jedem, der keine Geldstrafe für das Tragen eines Stechmessers bezahlen konnte, mit dieser Waffe die Hand durchgeschlagen. Fremde durften nicht mit gespannten Bogen die Stadt betreten. Insolange daher die Bürger und Innungen persönlich den Wachdienst versahen und Kriegsdienste leisteten, war das Bedürfniß zu Waffenvorrathskammern nicht vorhanden. Es genügte auf dem Rathhaus solch eine Waffenkammer zu besitzen. Erst die

Aufnahme des Söldnerwesens und die Einführung der Feuerwaffen nöthigte zur Errichtung von Zeugstadeln und Zeughäusern. Der älteste Zeugstadel der Bürger reicht in das XIV. Jahrhundert zurück und lag auf dem Platz des heutigen Postgebäudes. Zu Anfang des XV. Jahrhunderts entstand am hohen Markt ein Zeughauskasten in Verbindung mit der Bürgerschranne, der unter der Aufsicht des Büchsenmeisters war. Zwischen dem Judenthurm und dem Werderthor lag der älteste städtische Thurm zur Aufbewahrung des



Schießpulvers, welches wohl schon 1444 hier erzeugt, aber in größeren Quantitäten noch 1526 aus Nürnberg bezogen wurde. Schießstätten gab es mehrere an verschiedenen Orten vor der Stadt. Der Hauptschießstand lag 1449 beim Kärntnerthor, wo wahrscheinlich die ältesten Preisschießen abgehalten wurden; eine zweite Schießstätte war im oberen Werd —

Ueber die Bewaffnung der Bürger und Söldner in ältester Zeit sind wir vollständig im Unklaren, da uns Abbildungen, die anschaulichste Erläuterung, aus der Blütezeit des Mittelalters nicht zu Gebote stehen. Erst aus dem Schluß des XV. Jahrhunderts mit Benützung von noch vorhandenen Waffen und Rüstungen, die theils im bürgerlichen Zeughause, theils im kais. Arsenal aufbewahrt werden, sind wir im Stande, hier in einer Gruppe den Charakter der Ausrüstungen von Bürgern und Söldnern zu veranschaulichen.



Am Schlusse dieses Abschnittes wollen wir noch einige Bemerkungen über das Stadtwappen beifügen. Das älteste bekannte Wappen bestand aus dem einfachen Adler mit ausgebreiteten Fittichen, den Kopf nach rechts aufwärts gerichtet, die Beine nach unten gestreckt, die Fänge horizontal nach außen gekehrt, den Schweif nach abwärts gerichtet und fächerförmig in fünf Theile auslaufend. Es wurde zuerst an einem Siegel der Gemeinde, welches einer Urkunde vom Jahre 1239 angehängt ist, aufgefunden. Erst um das Jahr 1346 begegnen wir einer Aenderung in der bisherigen Wappenfigur, ohne daß wir über die Veranlassung dieses Schrittes Aufschluß geben könnten. Die Brust des einfachen Adlers ist mit einem Schilde bedeckt, welcher durch ein Kreuz in vier Felder getheilt wird. Dadurch widerlegt sich die frühere Annahme, daß der Kreuzschild im Wiener Wappen

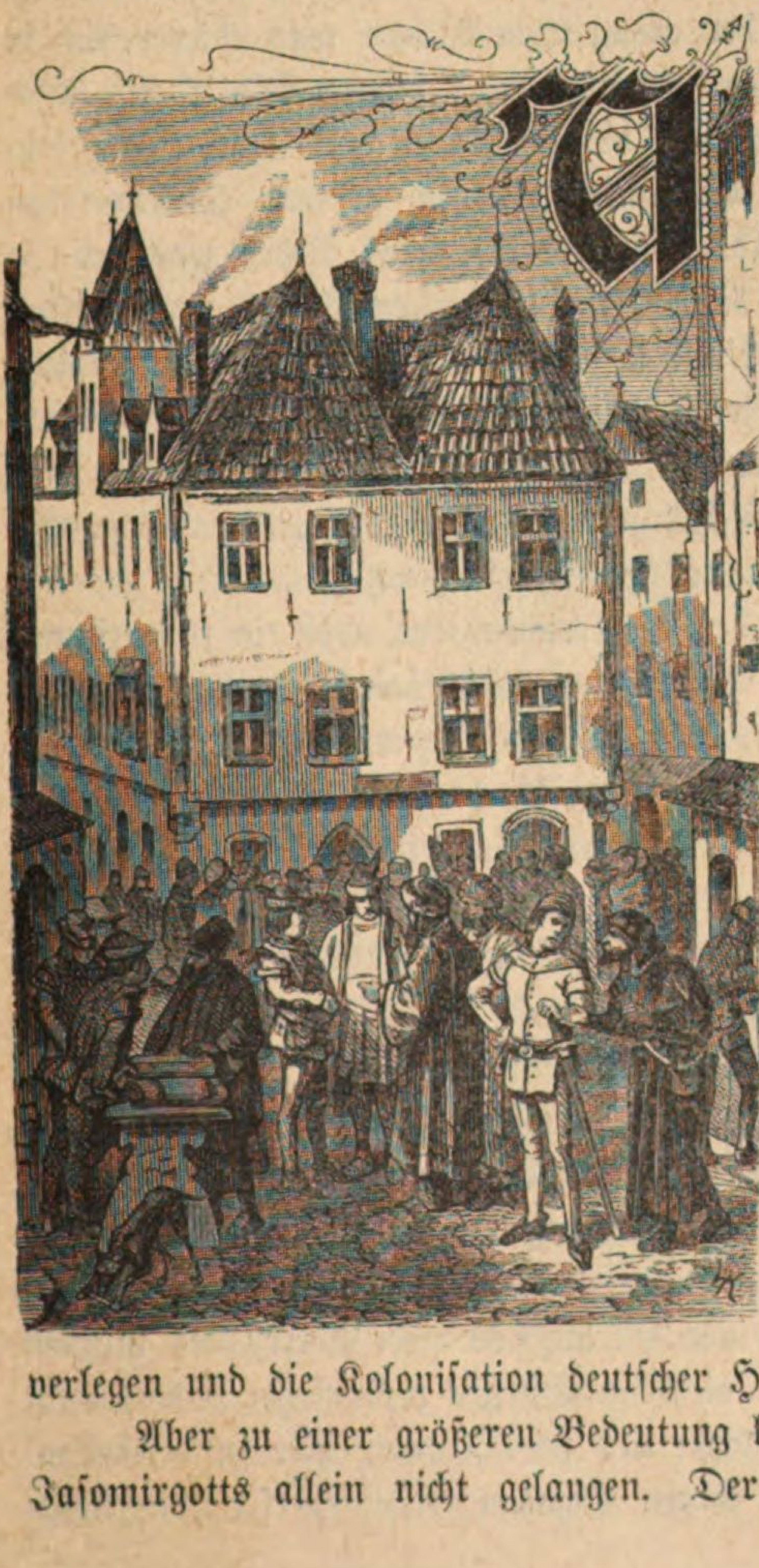


von den Bürgern zum Andenken an ihre Betheiligung an den Kreuzzügen in das Wappen aufgenommen wurde. Die nächste wichtige Veränderung fällt in die Mitte des XV. Jahrhunderts. Mit dem Diplom vom 26. September 1461 gab Friedrich IV. der Stadt in Anerkennung der Dienste, welche ihm die Bürger im Kampf gegen Herzog Albrecht von Oesterreich geleistet, indem sie an der Stubenthorbrücke Letzterem heldenmüthig Widerstand geleistet, die Embleme des doppelköpfigen Reichsadlers. Sie verloren dieses Wappen wohl im darauffolgenden Jahre und Kaiser Friedrich übertrug es auf die Städte Krems und Stein, erhielten es aber 1465 nach ihrer Versöhnung mit dem Kaiser wieder. Auch in dem Wappenbriefe von 1461 fehlt der Kreuzschild; aber in dem vom Jahre 1464 herrührenden Stadtsiegel wurde er wieder aufgenommen und seit dieser Zeit bis auf unsere Tage ununterbrochen beibehalten. Im Diplome vom Jahre 1461 erscheint der Doppeladler golden im schwarzen Feld. Das Kreuz des Schildes war stets weiß im rothen Felde.



Neunter Abschnitt.

Handel und Gewerbe, Marktwesen. Münz, Maß und Gewicht. Preise.



Von mächtigem Einfluß auf die Entwicklung des Gemeinwesens war die Stellung Wien's als Handelsplatz; diese feste Grundlage der Unabhängigkeit und des Selbstbewußtseins des Bürgerthums und der Ausdauer, ohne welche unsere Stadt den Folgen politischer Umgestaltungen wie andere deutsche Städte erlegen wäre. Eine andere Frage bleibt es: Wodurch wurde Wien im Mittelalter ein angesehener Handelsplatz? Welche Faktoren waren hiebei thätig? Fleiß, Rührigkeit und Unternehmungsgeist der Bürger oder ausnahmsweise günstige Verhältnisse? Sicher förderte die Lage der Stadt an dem großen Verkehrsweg nach Konstantinopel die erste Entwicklung. Erhöht wurde das Verkehrsleben durch Herzog Heinrich Jasomirgott, welchen politische Rücksichten bestimmt hatten, seine Residenz in unsere Stadt zu verlegen und die Kolonisation deutscher Handwerker zu befördern.

Aber zu einer größeren Bedeutung konnte Wien durch die Bestrebungen Jasomirgotts allein nicht gelangen. Der Hauptträger des ganzen Donau-

handels war die alte Königsstadt Regensburg; diese beherrschte den Markt auf der ganzen Linie durch ihre Rechte und Freiheiten, ja selbst mit Italien hatte sie schon im XI. Jahrhundert einen direkten Verkehr angeknüpft. Wenn die oberdeutschen Kaufleute mit ihren Schiffen oder ihren Wagenladungen nach Oesterreich, Steiermark und Ungarn, ja selbst nach Konstantinopel oder über Aquileja nach Italien reisten, so wurden sie zur Zeit Herzog Heinrich II. außer an den gewöhnlichen Mauth-Stationen, nur an der Stadt Enns, dem einzigen bedeutenderen Handelsplatz, aufgehalten, der aber damals noch im Besitz der steirischen Markgrafen war. Von Enns weiter abwärts gab es in Melk, St. Pölten, Stein, Tuln und Wien nur Zolllegstätten, an denen die Kauflente für die Ein- und Ausfuhr einzelner Artikel Gebühren entrichteten, ohne daß sie aber dadurch in ihrer Reise aufgehalten wurden. Erst in Heimburg, mithin an der ungarischen Grenze war wieder wie in Enns eine Niederlage. Die Kaufleute konnten aber diesem Markt auch ausweichen und von Wien über Oedenburg die Reise fortsetzen. Von einem lebhaften Antheil, einem kräftigen Eingreifen Wien's in das Verkehrsleben ist bis gegen den Schluß des XII. Jahrhunderts keine Rede, was um so auffallender ist, als schon um 1177 hier eine herzogliche Münze war, mithin unsere Stadt gleichfalls die Marktfreiheit genoß, welche immer das Zusammenströmen vieler Fremden zur Folge hatte. Noch 1192 ordnete Herzog Leopold VI. die Handelsbeziehungen der Regensburger Kaufleute zu den einheimischen, insbesondere den Wiener Bürgern in einer Weise, woraus hervorgeht, daß erstere in Oesterreich die vollste Freiheit genossen.

Unter Herzog Leopold VII. den Glorreichen trat aber ein bedeutsamer Wendepunkt ein. Welche Umstände dazu hauptsächlich beitrugen, läßt sich nicht genau bestimmen. Wir wissen nur, daß damals Ungarn und Siebenbürgen durch die Einwanderung deutscher Kolonisten sich zu heben begann, daß kurz darauf durch das Festsetzen der Venetianer und Genuesen im schwarzen Meer zum Nachtheil von Konstantinopel ein neuer, der levantinische Handelsweg, in Aufschwung kam und dadurch neue Hauptstraßen entstanden, von denen jene an die Donau Wien direkt berührte. Leopold dem VII. mögen die Vortheile nicht entgangen sein, welche seiner Residenz durch die Hebung des Verkehrs mit Ungarn und des venetianischen Handels erwuchsen. Er versperrte — da er inzwischen auch Herr der Steiermark geworden war — in dem Stadtrecht für Wien 1221 allen Kaufleuten aus Schwaben, Regensburg und Passau die Straße nach Ungarn und Italien, indem er sie zwang den Weg über Wien zu nehmen. Bei einer Strafe von zwei Mark Gold mußten sie ihre Waaren hier niederlegen, diese an Bürger verkaufen, und keinem fremden Kaufmann war gestattet, länger als zwei Monate hier zu verweilen. Und damit die herzogliche Münze keinen Schaden erlitt, durfte von ihnen

Gold und Silber nur an diese verkauft werden. Durch diese außerordentliche Begünstigung entwickelten sich in Wien neue Verhältnisse. Die fremden Kaufleute wie die Regensburger und Köllner wurden genöthigt hier Niederlagen zu errichten; es entstand ein ungewöhnlicher Andrang von Fremden, die in der Stadt und den Vorstädten Grundbesitz und mit der Zeit auch die Rechte der Bürger zu erwerben suchten. Endlich eröffnete sich den Erbbürgern eine glänzende Aussicht, ihre Naturprodukte wie namentlich Wein gut an Mann zu bringen und den ungarischen Getreide- und Viehmarkt zu beherrschen.

Für den Verkehr mit Ungarn gab es seit der Mitte des XIII. Jahrhunderts drei Einbruchstationen: Presburg, Raab (früher Gran) und Oedenburg. Die Waaren, welche die Wiener von fremden Kaufleuten kauften, verfrachteten sie in diese Städte, wo sie dieselben entweder an ungarische Kaufleute abgaben oder nach Entrichtung bedeutender Zölle tiefer in das Land führten. Für die Ungarn war dieses Unterbinden des direkten Verkehres mit Deutschland von Nachtheil, weil sie gar keine Industrie im Lande hatten und dadurch in eine handelspolitische Abhängigkeit von den österreichischen Herzogen geriethen, daher sie sich bemühten Waaren aus Deutschland durch Mähren zu beziehen, was aber nicht selten mit Gefahren und mit großem Zeitverlust verbunden war. Durch dieses Niederlagsrecht erhielten die Wiener aber auch die damals am meisten befahrne Straße nach Italien, nämlich jene über Aquileja in ihre Gewalt, wodurch wieder die Kaufleute aus dem Norden, wie aus Böhmen, Polen, Rußland betroffen wurden. Auch diese konnten Wien nicht vermeiden, wie dieß die Handelsbewegung von Wien durch Oesterreich im XII. Jahrhundert beweist; nur scheinen sie nicht wie die oberdeutschen Kaufleute verpflichtet gewesen zu sein, hier Niederlagen zu errichten. Die weitere Folge des Niederlagsrechtes in Bezug auf Ungarn war, daß die Könige für die Aus- und Einfuhr der Waaren gleichfalls Zollegstätten errichteten, und die Wiener Kaufherren zum Abschluß von Zoll- und Handelsverträgen nöthigten. So erschien im Jahre 1270 der reiche Wiener Handelsherr Siegfried Leublo, derselbe, welcher wahrscheinlich vom Rhein eingewandert, im Köllnerhofe die Philippi- und Jakobi-Kapelle gestiftet und damals das Amt eines Hannsgrafen bekleidet hatte, am Hofe des Königs Stephan V., um eine Bestätigung der Zollordnung König Bela des IV. vom Jahre 1260 zu erwirken. Aus diesem Brief erfahren wir, daß Zölle sowohl an den königlichen Fiskus als auch an die Grafen der drei Grenzkomitate zu entrichten waren. Sie mußten in Raab, Abda (bei Oedenburg) und Tiszeghy (in der Gegend von Presburg) entrichtet werden. Einzelne Städte standen im Genuß besonderer Einfuhrzölle, wie Gran, Neuofen u. s. w. zu deren Entrichtung aber nur die italienischen Kaufleute verpflichtet waren. Als König Ladislaus am 23. Mai 1277 die Zollordnungen aus den Jahren 1260 und 1270 erneuerte,

bestimmte er ausdrücklich, daß deutsche Kaufleute mit keiner Mauth zu beschweren seien. Nur Pest besaß seit 1244 das Niederlagsrecht wie Wien, an welches alle Kaufleute ohne Ausnahme gebunden waren.

Das Niederlagsrecht der Wiener spaltete den Donauhandel in zwei Gruppen. Jener von Regensburg bis Wien gehörte deutschen, jener mit dem vorwiegend nur an Naturprodukten reichen Ungarn fiel unserer Stadt zu; es legte den Grund zu einer engeren Verknüpfung der Beziehungen zwischen Oesterreich und Ungarn, zu einer Gemeinsamkeit der Interessen, lange bevor dieselben durch ein politisches Band gekräftigt wurden. Mit Mißgunst betrachteten es stets nur die oberdeutschen Kaufleute. Diese machten deßhalb auch alle Anstrengungen, den Wienern dieses Recht streitig zu machen oder wenigstens dessen Wirkung abzuschwächen und die Regensburger ließen es selbst nicht an Bestechungen fehlen, wie beispielsweise aus dem Bericht eines Abgesandten von 1330 hervorgeht. Er brachte zwei Stück Brüßler-Tücher mit, womit er an dem herzoglichen Hof einen solchen Versuch machen wollte, der aber mißglückte. Nur der Siegelbewahrer des Herzogs Otto des Fröhlichen, ein Pfarrer, scheint zugänglich gewesen zu sein.

Rudolf von Habsburg verschärfte in seinem Brief vom 20. Juli 1278 das Niederlagsrecht zu Gunsten der Wiener, indem er den Zusatz machte, daß die fremden Kaufleute nur auf der Reichsstraße ihre Waaren nach Wien zu verführen haben. — Sein Sohn Herzog Albrecht I. ließ, und zwar, wie es heißt, mit Zustimmung der Landherren und des Stadtrathes, eine Erleichterung eintreten. Er gestattete den nach Oesterreich fahrenden Kaufleuten auf dem Weg nach Wien auch andere Straßen als die Reichsstraße zu benutzen. Sie konnten hier mit ihrem Kaufschatz so lange verweilen, als es ihr Interesse verlangte und die Waaren nicht blos an Bürger, sondern auch an Fremde und Ausländer verkaufen. In dem unglücklichen Jahr 1312, wo in Oesterreich so große Noth herrschte, daß der Adel nur durch Publikation des Standrechtes von Gewaltthaten abgehalten werden konnte, waren es die Bürger, welche neuerdings auf eine bessere Handhabung ihrer Handelsrechte drangen und sich gegen Mißbräuche und eine Beeinträchtigung des Detailhandels zu verwahren suchten. Vor Allem wurde (8. Sept. 1312) wieder das Zugeständniß aufgehoben, daß fremde Kaufleute auch mit anderen Personen als Wiener Bürgern Kauf- und Verkaufgeschäfte abschloßen. In Oesterreich ansäßigen Kaufleuten wurde verboten, auf dem Wiener Markte Waaren in einem geringern Gewicht als $^1/_4$ Ztr. einzukaufen, gleichviel ob sie mit der Wage, der Elle oder dem Zollstabe gemessen wurden. Kein Wirth durfte sich in der Herberge mit Fremden, kein Bürger durch Leihkauf in Geschäfte einlassen. Aus diesen Gründen hatte nach altem Herkommen die Frohnwage in den Händen der Kaufleute zu verbleiben. Wer gegen die eine oder andere

dieser Bestimmungen handelte, mußte an die herzogliche Kammer 10 Pfd. und an den Richter 2 Pfd. Pfennige bezahlen.

In Verbindung mit dem Niederlagsrecht der Wiener stand der Straßenzwang für den Handel nach Italien, eine Verfügung, welche aber auch im Interesse des herzoglichen Fiskus lag, weil sich auf diesem Wege die Entrichtung der Mauthen besser überwachen ließ und die Zahl der landesfürstlichen Mauthen auf ein bestimmtes Maß beschränkt werden konnte. Es gab nach Venedig zwei Hauptstraßenzüge, welche die österreichischen und die durch Oesterreich nach Italien Handel treibenden Kaufleute benützen konnten, nämlich jene über Steier und Zeiring, dann jene über den Hartberg. Nur einzelne Städte wie Salzburg konnten auch den Weg über Villach einschlagen. Erstere Straße durften aber schon seit der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts nur die Bürger der Städte Enns, Linz, Freistadt, Wels und Gmunden und selbst diese nur mit ihrem eigenen Gut befahren. Alle übrigen Kaufleute sollten mit ihrem Kaufschatz zuerst nach Wien fahren. Sobald sie nun die Stadt betraten, hatten sie an den Stadtthoren eine Mauth zu entrichten, deren Höhe sich darnach richtete, ob die Waaren auf einem Deichselwagen, einem Enswagen, einem Karren oder auf einem Pferde befördert wurden. Sie mußten sich all' den Beschränkungen unterziehen, welche im allgemeinen für den Handel fremder Kaufleute bestanden und hatten dann noch alle Mauthen zu bezahlen, welche über den Semmering oder von einzelnen Städten in Steiermark und Kärnten abgefordert wurden. Die Wiener Kaufleute besaßen nicht blos das Recht sondern auch die Pflicht, den ganzen Straßenzug zu überwachen, zu welchem Zwecke Pfleger und Hüter von ihnen auf den Straßen aufgestellt waren. Zur Bestreitung der daraus erwachsenen Auslagen waren die Wiener Kaufleute seit 1373 berechtigt, von jedem nach Venedig fahrenden Wagen 32 Pfennige und von einem „Vordel“ 6 Pfennige einzuheben. Betraten sie beispielsweise einen Kaufmann auf der Straße über Zeiring, der nicht ein Bürger der erwähnten fünf Städte war, so konnten sie dessen Waaren konfiszieren. Es war von Seite der Wiener Kaufleute ein förmliches Netz nicht blos für die Hinfahrt, sondern auch für die Rückreise von Venedig gezogen. Als im Jahre 1367 die Pettauer den Versuch gemacht hatten, auf dem Rückweg von Venedig mit ihren Waaren über den Karst und auf der Drau abwärts zu fahren und auch andere Kaufleute dazu bestimmten, um sich des Triester Platzes zu bemächtigen und einen Handelsweg nach Ungarn zu bahnen, so erhoben die Wiener keinen geringen Lärm und drangen darauf, daß die Pettauer die gewöhnliche Straße benutzen, angeblich weil nur den Wienern der Handel mit Ungarn gehöre. Erst 1389 trat darin eine Aenderung ein. Nun erwirkten auch die Wiener Kaufleute und andere, darunter die Pettauer, die Erlaubniß die Straße über den Karst zu benutzen und

zwar auf dem Rückweg von Triest über Laibach und Marburg. Nur blieb dem Nichtösterreicher die alte Verpflichtung auferlegt, nach Wien zu fahren. Einzelne Ausnahmen für eine kürzere oder längere Zeit waren übrigens doch nicht zu vermeiden und die Wiener gaben hiezu ihre Zustimmung, wenn sie andere Vortheile dadurch erreichten. So erhielten im Jahre 1366 die Prager Kaufleute die Bewilligung, durch vier Jahre ihre Waaren durch Wien ohne Niederlage führen zu dürfen. Dagegen mußte Karl IV. den Wienern im Jahre 1368 gestatten, ihren Wein nach Böhmen und Polen durch Mähren zu verfrachten, und die Kaufleute in Mähren, Böhmen und Polen tauschten dafür blos das Recht der Getreideeinfuhr nach Oesterreich ein — welches doch nur bei einem Mißjahre in Oesterreich und Ungarn vom praktischen Werth sein konnte. Im Jahre 1363 (22. November) erhielten die Nürnberger volle Handelsfreiheit für Oesterreich, so daß sie nirgends eine Niederlage zu halten verpflichtet waren. Im Jahre 1373 erwarben die Judenburger das Recht, mit ihren Waaren nach Wien zu fahren und diese hier wie die Wiener Bürger an Fremde zu verkaufen, worauf erstere wie aus den wiederholten Bestätigungen hervorgeht, großes Gewicht legten. Aehnliche Ausnahmen waren auch den Grazer und Brucker Kaufleuten eingeräumt. Was die alte Handelsstraße durch Ungarn nach Aquileja betraf, so ersieht man aus einem Vertrag mit der Stadt Venzone (Peuschelsdorf) vom Jahre 1343, dann aus den Schutz- und Geleitsbriefen des Patriarchen von Aquileja für die Wiener Kaufleute aus den Jahren 1351 und 1399, daß sie noch immer lebhaft benutzt wurde, weil es der Patriarch nicht an Bemühungen fehlen läßt, ihnen den ungehinderten Durchzug sowie die freieste Handelsbewegung zu sichern. Ziemlich bedeutend war der Handelsverkehr der Wiener mit Polen, wie aus dem Handelsvertrag des Herzogs Rudolf IV. mit Kasimir von Polen vom Jahre 1362 hervorgeht, womit die langjährigen Streitigkeiten zwischen den Wiener- und Krakauer-Kaufleuten geschlichtet wurden.

Bis gegen die Mitte des XV. Jahrhunderts blieben die Wiener ungeachtet der von fremden Kaufleuten vorgebrachten zahlreichen Beschwerden in faktischem Besitz des Niederlagsrechtes und Straßenzwanges. Zeitweise geschah es wohl, daß im Wege des Schleichhandels oder durch andere Umstände diese Rechte umgangen wurden. So ließen sich im Jahre 1368 die Herzoge Albrecht und Leopold in Folge von Geldbedrängnissen bestimmen, österreichischen und ausländischen Kaufleuten Ausnahmen vom Straßenzwange zu gestatten. Aber schon 1369 versprachen sie den Wienern, diese Verletzung ihrer Rechte gut zu machen. Zu Anfang des XV. Jahrhunderts versuchten Kaufleute mit großen Kosten neue Straßen anzulegen, um nur den Weg nach Wien zu vermeiden. Auch dagegen wurden nicht nur die strengsten Verbote erlassen, sondern auch die begonnenen Arbeiten zerstört.

Als die Wiener sich in den Jahren 1462—1463 gegen Kaiser Friedrich IV. empörten, war es letzterer selbst, welcher den Brünner Kaufleuten den Handelsverkehr mit Venedig ausnahmslos gestattete — ja diesen sogar ausdrücklich verbot, den Wienern etwas zu verkaufen. In demselben Jahr 1463 bestrafte der Kaiser die Wiener noch dadurch, daß er auch den Heimburgern das Niederlagsrecht einräumte. Am Schluß des XV. Jahrhunderts traten aber noch andere Momente ein, wodurch Wien als Handelsplatz seine Bedeutung verlor. Es kam die Zeit der großen Handelsgesellschaften, welche die Kaufherren der deutschen Städte bildeten, um den Kleinhandel von sich vollständig abhängig zu machen und wodurch diese die deutschen und italienischen Märkte beherrschten.

Wiewohl Wien schon 1221 das Niederlagsrecht besaß, so schweigen doch die Privilegien bis zum Schluß des XIII. Jahrhunderts über die den Wienern eingeräumten besonderen Marktrechte. In dieser auffallenden Thatsache liegt ein scheinbarer Widerspruch, der darin seine Lösung findet, daß das Niederlagsrecht eine Beschränkung der Marktfreiheit war und daß es daher im Interesse der Stadt und des Landes lag, diese Beschränkung für bestimmte Zeiten des Jahres aufzuheben. Zuerst erhielt Wien mit dem rudolfinischen Brief vom 24. Juni 1278 das Recht, jährlich zwei Jahrmärkte, zum Feste Maria Lichtmeß (2. Februar) und zum Feste des Apostels Jacob (25. Juli) durch sieben Tage abhalten zu dürfen. Alle, welche diese Märkte besuchten, standen unter dem Schirm und Frieden des Reiches und hatten alle Waaren nach den Satzungen des Stadtrathes zu verkaufen, sowie alle Mauthen und Zölle zu entrichten. Diese Ordnung, auch vom Kaiser Albrecht I. in seinem Brief vom 11. Februar 1296 bestätigt, wurde vom Herzog Albrecht III. am 29. September 1382 abgeändert. Die Jahrmärkte fielen nun auf den Christi-Himmelfahrtstag (26. Mai) und den Katharinentag (25. November) und dauerten vier Wochen. Niemand konnte wegen einer Sache, die außerhalb der Jahrmarktszeit fiel, verklagt werden; ebenso war das Recht der Freiung während dieser Zeit aufgehoben. Bei den Stadtthoren durfte für keine Waare eine Mauth entrichtet werden, sondern alle Mauthen und Zölle mußten in einem Hause, dem Mauthhause in der Rothenthurmstraße, bezahlt werden. Nur die Einfuhr von Wein und Bier im Burgfrieden war von dem Jahrmarktsverkehr ausgeschlossen. Während des Jahrmarktes war ein Scharlachrennen und ein Pferde-Wettrennen gestattet. In dem Bestätigungsbrief vom 1. März 1396 war noch ausdrücklich bemerkt, daß Jedermann Gewand verkaufen könne. Zur Erleichterung des Besuches der Jahrmärkte hob der Herzog auch die Entrichtung der sogenannten kalten Mauth für die Dauer derselben auf. An welchen Tagen in ältester Zeit die Wochenmärkte abgehalten wurden, läßt sich nicht ermitteln; nur für das XV. Jahr-

hundert ist der Beleg vorhanden, daß sie Dienstag und Samstag, und die Viehmärkte am Freitag stattfanden.

Für den Verkauf der Waaren auf den Märkten hatten theils die Landesfürsten und in ihrem Namen die Hannsgrafen, theils der Stadtrath selbst in den einzelnen Zunftordnungen bestimmte Artikel aufgenommen. Die ältesten Andeutungen finden sich in dem Brief für Tuchmacher vom 21. März 1288, in den Bestätigungsbriefen des Niederlagsrechtes vom 8. September 1312 und 16. Jänner 1348 und in dem Stadtrecht vom 24. Juli 1340. Einer besonderen Aufsicht unterlagen der Verkauf jener Artikel, welche zur Befriedigung der unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse gehörten. So war der Vorkauf streng verboten. Als Albrecht V. dasselbe bezüglich des Getreides am 25. Juli 1433 in Erinnerung brachte, bemerkte er ausdrücklich, daß niemand mehr kaufen dürfe, als er für sich und seine Familie benöthige. Begann der Markt, so wurde auf jedem Marktplatz eine Fahne aufgesteckt. Zuerst hatten die Bürger, dann die geistlichen Bewohner und das Hofgesinde bis Mittag das Recht, Eßwaaren einzukaufen. Brachten die Bewohner der Stadt Eier, Käse, Schmalz, Hühner, Vögel, und Wildpret auf den Markt, so konnten sie einen abgesonderten Platz in Anspruch mehmen und dabei sitzen. Jeder Fremde mußte in einem offenen Gasthause zur Herberge sein, wo er sich der Kontrole des geschwornen Unterkäufels, des Ballenbinders und des Beschauers zu unterziehen hatte. Ein eigentlicher Marktrichter zur Ueberwachung der Märkte wurde erst im Jahre 1504 eingesetzt.

Es war ein altes Herkommen, die Marktstände und Buden an und neben den Kirchen aufzustellen, was unserem Gefühl um so mehr widerstreben würde, als um die Kirchen auch Friedhöfe lagen. Außerdem hatte man für die Verkaufsbuden an gewöhnlichen Tagen alle Plätze der Stadt in Anspruch genommen. So waren am hohen Markt: Brodbänke, Fischerstände und Gemüsestände, am Lichtensteg seit 1409 Fleischbänke, am neuen Markt die Getreidewägen und Mehlstände, am Hof die Gewandhütten, Kochhütten, Ziechenkrämer, Trögler und Gemüsestände, am Graben Milchstände und Brodbänke, von 1409 an auch Fleischbänke und Gemüsestände, am alten Fleischmarkt die Stände der fremden Fleischhauer (um 1331 und 1350 erscheinen diese und die Schmerhändler auch am Lichtensteg), am Kohlmarkt in ältester Zeit Holz und Kohlen, welche aber später wegen der Feuersgefahr vor dem Burgthor aufgestellt wurden; auf der Brandstätte die Wechslerbänke und Tafelkrämerhütten. Beim Rothenthurm- und Stubenthor standen Kochhütten, und außerhalb des ersteren war der Heu- und Strohmarkt.

Nachdem wir eine Uebersicht der wichtigeren Momente der Handelsbewegung und des Marktwesens gegeben, wollen wir unsere Aufmerksamkeit

den landwirthschaftlichen und industriellen Verhältnissen Wiens zuwenden.

Bei dem Mangel aller urkundlichen Anhaltspunkte über die landwirthschaftlichen Zustände können wir nicht über das XIII. Jahrhundert zurückgreifen. Zur Zeit Herzogs Leopold VII. war unzweifelhaft die Hügelkette, welche Wien nach Süden und Westen einschließt, schon längst urbar gemacht. Auf den Anhöhen und in den Thaleingängen standen Maierhöfe, die theils den Herzogen und ihren Dienstleuten, theils den Klöstern und den Bürgern der Stadt gehörten, und ein für die Bedürfnisse der Stadt ausreichendes Erträgniß an Feldfrüchten, an Weizen, Korn, Gerste und Hafer lieferten. Bevor noch der Handel in Aufschwung kam, bildete das Erträgniß der landwirthschaftlichen Produkte den Haupterwerbszweig der Bürger. Frühzeitig erkannte man aber, daß die Lage dieser Anhöhen sich vorzugsweise zu Weinpflanzungen eigne, namentlich mit Rücksicht auf den Umstand, daß die beiden angränzenden Länder Böhmen und Mähren ohnehin ergiebige Kornkammern waren. Der Weinbau wurde schon um die Mitte des XIII. Jahrhunderts die wichtigste Quelle des Reichthumes der grundbesitzenden Bürger; im XIV. Jahrhundert lag er fast ausschließend in den Händen der letzteren, nicht blos unmittelbar vor den Thoren der Stadt, sondern auch in entfernteren Orten. Die ältesten Weingärten um Wien ließen sich vielleicht bis zum Jahre 1132 hinauf verfolgen, mithin in ein Jahr, wo noch der Name der Stadt nicht genannt wird, wenn wir über die Bezeichnung „Wienfurt", in deren Nähe erstere lagen, bestimmtere Aufschlüsse haben würden. Aus dem XIII. Jahrhundert ist dagegen urkundlich festgestellt, daß Weingärten am Alserbach (1283), in Matzleinsdorf (1294), am linken Wienflußufer hinter dem Bürgerspital (1297) und an dem Alsegg (1300) lagen. In späterer Zeit, in der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts begegnen wir denselben auf allen südwestlichen Theilen des Bodens unserer heutigen Stadt, wie auf der Landstraße, in Matzleinsdorf, auf der Wieden, in Hungerbrunn, Gumpendorf, auf dem Neustift, zu St. Ulrich, im Lerchenfeld und in der Alservorstadt. Auf dem Wolmuet'schen Plane vom Jahre 1547 sind selbst in der inneren Stadt und zwar in der Gegend der Minoriten Weingärten ausgezeichnet.

Von welcher Bedeutung der Weinbau für die Bürger war, ersehen wir aus den strengen Verboten über die Einfuhr fremder Weine in den Burgfrieden und den vielen Streitigkeiten zwischen der Stadt und den Klöstern über die von letzteren angestrebte Einfuhr ihrer Bauweine und deren Ausschank in den Stiftshäusern. Zuerst wurde im Stadtrecht vom Jahre 1244 verboten, ungarischen Wein in den Burgfrieden einzuführen. Vom Jahre 1340 angefangen traf dieses Verbot auch die italienischen Weine. Wurde Jemand dabei betreten, so ließ man den Wein entweder ausrinnen oder man

gab ihn dem Bürgerspital für die Armen. Ließ sich ein Bürgermeister, ein Stadtrichter oder ein Stadtrath verleiten, die Bewilligung zu ertheilen, so hatte der Schuldige 30 Pfund Pfennige dem Herzog und 30 Pfund Pfennige dem Stadtrath zu bezahlen. Für ungarische und italienische Weine wurde erst im Jahre 1340 gestattet, daß ein ehrbarer Mann in seinem Haus eine Taverne von höchstens vier Eimern halten, diesen aber nicht verkaufen, sondern nur verschenken oder vertrinken dürfe. Erst mit den Briefen vom 12. October 1367 und 9. October 1370 wurde den Bürgern gestattet, in Wien zum Verkauf ungarischen und italienischen Weines eine Taverne zu errichten, worin aber der Wein nicht getrunken, sondern nur in kleineren Gefäßen gekauft werden durfte. Dieses Tavernrecht übte der Stadtrath in zwei Trinkstuben, von denen sich die eine in dem Hause Nr. 778 alt, in der Wollzeile befand. Wiener Bürgern, welche Weingärten in Ungarn besaßen, durften denselben vom Jahre 1449 an nur zwischen Michaeli und Martini einführen.

Mit Rücksicht auf die Nachtheile, welche den Bürgern aus jeder Konkurrenz beim Ausschank der Weine erwuchs, hatte Herzog Albrecht V. am 9. März 1430 verfügt, daß niemand im Burgfrieden öffentlich Bier ausschenken dürfe. Im XV. Jahrhundert überwucherte aber der Weinbau in Wien derart, daß Herzog Albrecht V. darin Gefahr für die Approvisionirung der Stadt erblickte. Er verbot (14. März 1417 und 1. September 1426) die Anlage neuer Weingärten „damit der Wein nicht zu billig und das Getreide zu theuer werde." Und als trotz dieses Verbotes neue Weingärten entstanden, ließ König Ladislaus Posthumus dieselben im Jahre 1453 vertilgen. Neuerliche Verbote erließ auch Kaiser Max in den Jahren 1511 und 1516. Ordnungen für den Bau der Weingärten um Wien sind noch aus den Jahren 1364 (23. März), 1368 (16. März), 1412 (1. November), 1413 (31. Jänner), 1412 (2. Juli) und 1475 und für die Weinlese vom Jahre 1368 (15. August) vorhanden.

Wenn wir überblicken, welche Bedeutung Handel und Landwirthschaft, geschützt durch wirksame Privilegien, in dem bürgerlichen Leben unserer Stadt hatten, so mußten wohl auch die Gewerbe eine ausgebreitete Thätigkeit entfalten, weil erstere an allen Orten die mächtigsten Hebel bildeten, das Handwerk aus seiner ursprünglichen Unvollkommenheit emporzuheben. Allerdings gelangten die Gewerbe in Wien nicht zu jener Blüthe, wie in anderen deutschen Städten. Wir können nicht mit Stolz und Befriedigung auf Erzeugnisse blicken, welche durch ihre Tüchtigkeit und Vollkommenheit ihre Schönheit und Zierlichkeit den damaligen Weltmarkt beherrschten. Wir besaßen keine Eisenschmiede wie in Steier und Solingen, keine Goldschmiede und Schlosser, Glockengießer, Büchsenmeister und Leinweber wie in Augsburg, keine Roth- und Erzgießer, Gelbschmiede, Kartenmaler, Illuminirer und Holzschneider

wie in Nürnberg und Ulm, keine Tuchmacher wie in Köln und Brüssel, die mit ihren Waaren am Rhein wie an der Donau, in Venedig wie in Kiew angetroffen wurden. Aber es gab kein Gewerbe, welches hier nicht seine Vertreter hatte, wenn auch deren Erzeugnisse meist nur Mittelgut blieben. Bevor noch Wien das Niederlagsrecht erhielt — nämlich vor dem J. 1221 — hatte es allerdings den Anschein, daß die Stadt der Mittelpunkt eines großen gewerblichen Lebens werden würde. Später aber bot sich den Bürgern durch den Handel eine glänzendere Zukunft, als auf dem mühsamen Weg der Handwerksarbeit. Es lag darin ein größerer Reiz, die fertigen Waaren zu verkaufen, Getreide- und Viehhandel zu treiben mit Hilfe der Weinmeister den Wein zu leutgeben und denselben nach Böhmen, Mähren und Polen auszuführen. So wurde das Handwerk Nebensache und häufig Fremden überlassen, welche, angelockt durch den ausgebreiteten Markt, sich hier niederließen.

Im allgemeinen nahmen die Gewerbe hier denselben Entwicklungsgang wie in anderen Städten. Zuerst ließen sich einzelne Handwerker meist in den Vorstädten nieder, ohne in irgend einem Verband mit der Bürgergemeinde zu stehen und setzten ihre Erzeugnisse an den Markttagen entweder selbst oder durch Vermittlung mit Händlern ab. So lange die Fesseln der Leibeigenschaft auf den Handwerkern lastete, hielten sich die Bürger, die freien unabhängigen Männer, von jeder engeren Verbindung fern. Kein Bürger betrieb damals ein Handwerk; keine Bürgerstochter heirathete einen Handwerker, weil sonst die Kinder in die Unfreiheit des Vaters verfielen. Die einzelnen Gewerbe standen mit der Bürgergemeinde in gar keinem Zusammenhange; sie entwickelten sich neben und unabhängig von der ersteren und bildeten eine Reihe kleinerer Genossenschaften mit gewissen, zum Schutz des Geschäftsbetriebes, der Aufrechthaltung der Zucht und Gewerbstüchtigkeit bestehenden Rechten und Verpflichtungen. Nur insoweit waren sie ein Bestandtheil der Gemeinde als sie an der Bewachung und Vertheidigung der Stadt theilzunehmen hatten. Die Handwerker waren Dienstleute des Landesfürsten und zur Abgabe gewisser Naturalleistungen an den Hof und die Räthe des Herzogs verpflichtet. Die Angelegenheiten der Handwerker wurden deshalb auch vor einem besonderen Richter, dem *Hannsgrafen*, entschieden.

Zuweilen traten aber Verhältnisse ein, unter denen die Vereinigung der einzelnen Gewerbe der Gesammtheit zum entschiedenen Nachtheil gereichten. Dieß geschah zuerst unter König Ottokar von Böhmen. Als Wien in rascher Aufeinanderfolge, am 28. März, 16. und 30. April 1276, von großen Bränden heimgesucht wurde, wodurch eine große Theuerung entstand, gab er auf die Dauer von fünf Jahren die Production und den Handel mit Lebensmitteln frei. Jedermann konnte Waaren kaufen und verkaufen. König Rudolf von Habsburg gieng unmittelbar nach der Belagerung, wodurch die Wiener

gleichfalls in große Noth gerathen waren, in seinem Brief vom 20. Juni 1278, noch einen Schritt weiter. Er verbot alle zünftigen Vereinigungen der Bäcker, Fleischer, Fischer, Geflügelhändler und der übrigen einschlägigen Beschäftigungen und als im Lauf der Jahre dieses Verbot in Vergessenheit gerathen war, so erneuerte es Herzog Albrecht II. am 24. Juli 1340 mit dem ausdrücklichen Zusatz, daß man die Bäcker nach altem fürstlichen Rechte schupfen und keineswegs dieselben durch Geldstrafen davon entheben soll. Eben so hob er die Zunft der Schneider auf und ließ nur jene der Hausgenossen und Laubenherren fortbestehen. Auf besondere Bitte der Schneider gestattete er aber am 30. August 1340 diesen neuerdings, bei ihren alten Rechten und Gewohnheiten zu verbleiben.

Unter ähnlichen Verhältnissen wie Ottokar von Böhmen gieng auch Herzog Rudolf IV. zu Werke. Nachdem der „schwarze Tod" in den verflossenen Jahren die Bevölkerung gelichtet und bedeutende Vermögen dem fürstlichen Fiscus verfielen oder in fremde Hände geriethen, brach nach kurzem Zwischenraume am 31. Mai 1361 eine große Feuersbrunst aus, welche den dritten Theil der Stadt zerstörte. Schon am 20. Juli 1361 folgten für Wien eine Reihe der wichtigsten Verfügungen um die tief gebeugten Bürger wieder aufzurichten. Rudolf hob nicht nur alle Steuerbefreiungen einzelner Gewerbe, wie der Bogner, Kurbauner, Pfeilschnitzer, Maler, Buchfeler, Scheffstrasser, sondern auch alle Zechen und Innungen in der Stadt und den Vorstädten unter Bürgern Kaufleuten, Arbeitern und Handwerkern auf. „Insbesonders wollen und setzen wir," heißt es, „daß alle Bürger, Kaufleute, Laubenherren, Arbeiter, Handwerker, sie seien Schneider, Kürschner, Fleischhauer, Fleminger, Futterer, Metsieder, Goldschmiede, Sattler, Zimmerleute, Maurer, Maler, Schnitzer, Schmied, Wagner, Lederer, Schuster, Fischer, im allgemeinen alle Handwerker und Arbeiter, aus welchen Landen und Städten sie kommen, wenn sie sich in der Stadt und den Vorstädten niederlassen und mit der Stadt leiden wollen, ihr Handwerk treiben und üben können wie sie wollen und von Niemand daran gehindert werden können und durch drei Jahre von der Stadtsteuer befreit sein sollen."

Diese Aufhebung der Zunftbeschränkungen, hervorgerufen durch außergewöhnliche locale Ereignisse, galt aber nur für die Dauer der Ausnahmsverhältnisse. Man würde dem ganzen Geist jener Epoche Gewalt anthun, wenn man annehmen wollte, daß eine Aufhebung der Zünfte im Allgemeinen und für immer mit einer derartigen Verfügung beabsichtigt war. Selbst Herzog Rudolf IV., welcher am weitesten gegangen, weil die Bürger von den schwersten Unglücksfällen betroffen worden waren, hatte keineswegs die Einführung einer Gewerbefreiheit, wie wir sie verstehen, im Auge, sondern er machte nur die Aufnahme neuer Meister und Gesellen von der Zustimmung der Zunft-

meister unabhängig. Jeder fremde Handwerker und Arbeiter, der sich über seine Befähigung ausgewiesen, durfte ein Gewerbe ausüben oder in Dienst treten. Daher kam es auch, daß, als die Ausnahmsverhältnisse einen normalen Charakter angenommen, die Herzoge Albrecht und Leopold I. am 15. Mai 1368 die alten Freiheiten und Rechte der Zünfte wieder aufleben ließen. Es war kein zwingender Grund mehr vorhanden, Ausnahmszustände in Handel und in den Gewerben hier fortbestehen zu lassen*). An diesen Zunftfreiheiten und Rechten ließen die Handwerker auch in späterer Zeit bis auf Kaiser Ferdinand I. (1527) nur solche Abänderungen eintreten, welche durch die veränderten Verhältnisse unvermeidlich wurden. Von dem Geist der Abschließung, Sonderung und Unduldsamkeit wollten sie nie oder nur nach schweren Kämpfen und Eingriffen der Regierung und des Stadtrathes ablassen. In Bezug auf die Stellung der Zünfte zum Stadtrath trat noch unter Herzog Rudolf IV. und zwar am 28. August 1364 die Aenderung ein, daß der Bürgermeister und Stadtrath das Recht erhielt, über die Handwerker und Zünfte zu wachen und deren Ordnungen herzustellen, was, wie es scheint, früher in den Wirkungskreis des Hannsgrafen fiel.

Die Wiener Zünfte erwähnt zuerst der Wiener Chronist Jans bei dem Anlaß, wo er die Geschenke anführt, welche die Bürger und Handwerker dem Herzog Leopold VII. zur Weihnacht-Hochzeit darbrachten. Wir begegnen darunter den Goldschmieden als einem Bestandtheil der Hausgenossen, den Kaufleuten, die mit Tuch und fertigen Kleidern Handel trieben, den Wiltwerkern (Kürschnern), den Krämern, die Seidenstoffe und Seidengewänder feil hatten, den Fleischhauern und Bäckern. Auch der Inhalt zweier Zunftsatzungen nämlich jener der Tuchschneider unter den Lauben und der Bogner, Kurbauner, und Pfeilschnitzer lassen sich bis in die Babenberger Epoche hinauf verfolgen. Am 15. Mai 1368 bestätigten die Herzoge Albrecht und Leopold Ersteren, am 19. November 1366 den Letzteren ihre Rechte, die sie von König Albrecht I. am 21. April 1288 erhalten hatten, welch' letztere Briefe aber wieder nur

*) Mit dieser Auffassung der ganzen Frage erscheint allerdings der von Rudolf IV. auf dem Gebiet des Zunftwesens eingeschlagene Schritt in einem anderen Licht als nach den bisherigen Darstellungen; sie steht aber dafür der Wahrheit näher. Die zeitweilige Aufhebung einer Bestimmung der Zunftordnungen, war kein Act der liberalen, vorurtheilsfreien Denkweise Rudolfs IV., sondern einer traurigen politischen Nothwendigkeit. Aehnliches thaten Ottokar von Böhmen, König Rudolf I. und Herzog Albrecht II. — Auch Feil war in seiner Abhandlung „Wiens ältere Kunst- und Gewerbthätigkeit. Berichte des Nieder-österreichischen Alterthums-Vereines" III, 204, in dem Irrthum seiner Vorgänger befangen. Insbesonders aber ist es unrichtig, was Feil behauptet, daß schon Herzog Albrecht II. im J. 1340 alle Zechen und Innungen aufhob. Davon wurden nur Jene betroffen, welche Lebensmittel erzeugten, oder damit Handel trieben, dann für die Dauer weniger Wochen die Schneider.

eine Bestätigung der Freiheiten der Herzoge Leopold VII. und Friedrich II. waren. — Einige Andeutungen über die Handhabung der Gewerbspolizei in Wien in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts enthält auch eine Handschrift der Hofbibliothek. Ein zweites Verzeichniß von Zünften findet sich in der Reimchronik des steirischen Ritters Ottokar, dessen Abfassung in den Anfang des XIV. Jahrhunderts fällt. Wir erfahren daraus, daß damals schon alle Zweige der gewerblichen Thätigkeit in Wien ihre Vertreter hatten. In der Wiener-Aufgebots-Ordnung vom J. 1403 beträgt die Zahl derselben 112, in späterer Zeit verringerte sich dieselbe durch die Vereinigung mehrerer Beschäftigungen in eine Innung und wir finden in dem Verzeichniß der Zünfte, welche im J. 1463 der Frohnleichnamsprozession beiwohnten, nicht mehr als 100 aufgeführt.

Jede Zunft hatte ihre Ordnung, nach welcher die Zunftmeister zu wählen, die einzelnen Meister und Gesellen aufgenommen und die Dienstverhältnisse zwischen Meister, Gesellen und Jungen geordnet waren. Für einzelne Zünfte bestanden auch Beschaumeister, welche die in den Innungshäusern oder in den ihnen angewiesenen Straßen zum Verkauf ausgebotenen Waaren bezüglich ihrer Qualität zu prüfen hatten. Bei einzelnen Gewerben lag die Beschau der Waare in den Händen von Geschwornen, welche der Stadtrath aufstellte. Wer in eine Zunft aufgenommen werden wollte, mußte nachweisen, wo und bei welchem Meister er das Handwerk erlernt, daß er der Sohn ehrbarer Eltern sei und eine ehrbare Frau besitze. Jene Meister die das Bürgerrecht besassen und zu den Lasten der Stadt beitrugen, genossen den Vorzug vor den übrigen Meistern und einen besonderen Schutz beim Verkauf der Waaren gegenüber fremden die Märkte besuchenden Handwerkern. Nach der Verordnung Rudolfs IV. vom 28. August 1364 taucht auch in den Zunftordnungen bereits die Bestimmung auf, daß alle Meister, welche alle Rechte der Wiener Zunft genießen wollten, das Bürgerrecht zu erwerben verpflichtet wurden. Der Versammlungsort der Zünfte war das Zunfthaus; einzelne Innungen aber, welche nicht reich und groß genug waren, versammelten sich auch im Haus des Zunftmeisters. Der Bestand einzelner Zunfthäuser wie jene der Riemer, Schuster, Schneider, Bäcker u. s. w. läßt sich bis in die erste Hälfte des XIV. Jahrhunderts verfolgen.

Am Schluß des XV. Jahrhunderts bestanden in Wien folgende Zünfte, von denen wir zugleich die ältesten uns bekannten Ordnungen beifügen:

Aufdrucker (28. Juni 1446), Bader (J. 1400), Bäcker (24. Juli 1340), Baumeister (J. 1412), Binder (J. 1491), Bogner, Pfeilschnitzer und Kurbauner (19. November 1366), Bortenwirker (7. August 1428), Branntweiner (30. Juni 1481), Bürstenbinder (23. Mai 1472), Drechsler (J. 1451), Eierhändler (J. 1486), Färber (18. Dezember 1373), Faßzieher (J. 1412), Fischer

(24. Juli 1340), Flaschenschmiede (J. 1511), Fleischhauer und Fleischbeschauer (24. August 1331), Flötzer (um 1380), Fragner (J. 1486), Futterer (7. August 1368), Glaser (27. Mai 1354), Goldschlager (3. September 1481), Goldschmiede (9. Juli 1446), Gwäntler (7. März 1497), Gürtler (5. August 1367), Hafner (um 1400), Handschuhmacher (27. April 1428), Haubner (14. Juli 1414), Honigverkäufer (24. September 1454), Hufschmiede (17. August 1428), Hutmacher (um 1370), Irher (24. November 1418), Joppner und Käufler (J. 1433), Kammmacher (23. Mai 1472), Kamerer und Würfler (14. Juli 1428), Kettenmacher (J. 1378), Köche (8. Juni 1486), Kohlmesser, Kohlführer, Kohler und Kohlträger (J. 1372), Kotzenmacher (J. 1496), Krämer (8. September 1312), Kürschner (J. 1433), Laubenherren (21. April 1288), Lebzelter (13. März 1455), Lederer (J. 1412), Leinwater (4. August 1453), Lodenmacher (9. Dezember 1428), Lohnführer (22. August 1453), Maler, Illuminatoren und Schilter (um J. 1370), Maurer (J. 1412), Melbler (15. November 1429), Messerschmiede (J. 1368), Mentler (um J. 1370), Müller (15. October 1403), Nadler (J. 1378), Oebstler (J. 1433), Oehlerer (21. Februar 1455), Parchenter (29. Dezember 1386), Paternoster- oder Bethenmacher (20. August 1435), Peutler oder Beutelmacher (um J. 1370), Plattner und Panzerschmiede (um J. 1400), Refler (J. 1370), Riemer (30. März 1403), Sattler (J. 1451), Seiler (J. 1368), Schlosser und Sporer (um J. 1370), Schneider (23. August 1340), Schuster (J. 1412), Schwertfeger (um J. 1370), Siebmacher (J. 1454), Sporer (um J. 1400), Steinmetze (9. Juni 1430), Taschner (J. 1368), Tischler (22. November 1418), Tuchbereiter (25. April 1357), Tuchhändler (16. Dezember 1382), Unschlitt- und Schmerverkäufer (J. 1376), Wagner (um J. 1400), Wachshändler (J. 1360), Weißgärber (16. August 1416), Weber (9. August 1379), Wildpreter (J. 1436), Wollweber (28. April 1466), Zaunstricker (um J. 1364), Ziegelmacher (19. April 1516), Zimmerleute (J. 1412), Zinngießer (um J. 1370).

Zum Waarenkauf und Verkauf war Geld nothwendig, weil die Geschäfte, wenn die Käufer keine Bürgen stellen und auch ihr Vermögen nicht verpfänden wollten, nur gegen baare Bezahlung abgeschlossen wurden. Allgemein geltende Münzsorten gab es im frühen Mittelalter nicht, oder doch nur sehr wenige. Die Kaufleute brachten ungemünztes Gold und Silber mit auf den Markt und liessen es daselbst entweder ausmünzen oder in die im Orte gangbare Münze umwechseln, daher auch in größeren Orten, welche die Marktfreiheit besassen, eine Münze vorhanden oder Münzer zum Einwechseln des Geldes anwesend sein mußten. Die Ausübung des Münzrechtes war ein Regale der österreichischen Herzoge, das ihnen von den deutschen Kaisern überlassen worden war.

Der Bestand einer herzoglichen Münze in Wien ist urkundlich bis zur Regierung Herzogs Leopold des Tugendhaften (1177—1194) nachgewiesen; herzogliche Kämmerer in Wien werden dagegen schon 1161 und Wiener Münzen im J. 1166 erwähnt. Die Münze bildete einen Bestandtheil der herzoglichen Kammer, in deren Bereich auch die Ueberwachung der Maße und Gewichte im ganzen Lande gehörte, zu welchem Zwecke alle Maße und Gewichte mit den „Kammerzeichen" versehen sein mußten. Es unterstanden deßhalb auch dem herzoglichen Kämmerer in erster Linie der Münzmeister, der Anwalt, die Hausgenossen und Wechsler und in zweiter Reihe die Goldschmiede und andere mit edlen Metallen Handel treibende Bürger.

Auch das Recht der Münz-„Verneuung" schrieben sich die österreichischen Herzoge zu und dieses wurde dadurch für sie eine Quelle fortlaufenden und reichlichen Einkommens, da die Prägungen der Münzen in geringeren Gehalten vorgenommen wurden. Um Johanni (24. Juni) setzte man jährlich alles im Umlauf befindliche Geld außer Kurs gegen Umwechslung in neue Prägung. Wenn es richtig ist, wie Blumberger behauptet, daß die feine Mark Silber im J. 1340 noch zu 540 Pfennigen, im J. 1358 aber schon zu 1066½ Pfennigen ausgeprägt wurde, so läßt sich daraus entnehmen, welch' großer Entwerthung das Vermögen der Bürger durch diese Münzerneuerungen ausgesetzt war. Bei einer Berathung mit dem österreichischen Adel im J. 1359 verzichtete versuchsweise Herzog Rudolf IV. auf dieses Recht, und er entschädigte sich durch die Einführung eines sogenannten „Umgeldes" oder einer Verzehrungssteuer von 10 Perzent von allen in öffentlichen Gasthäusern ausgeschänkten Getränken. Da der Versuch den Erwartungen entsprach, so erhielt es von dem Verneuungsrecht sein gänzliches Abkommen. In der Verzichtleistungsurkunde vom 24. März 1359 versprach Rudolf von nun an die Münze nach dem Bedarf des Landes mehren und schlagen zu lassen um den rechten und gewöhnlichen Schlagsatz und in der That wurde erst wieder im J. 1362 eine Prägung angeordnet und den Hausgenossen in der betreffenden Verordnung aufgetragen, die Münze nach der Theuerung des Silbers zu prägen. Zur Sicherung der Echtheit der Münze wurde eine Mark als Prägeprobe, mit dem herzoglichen Siegel versehen, bei dem obersten Kämmerer und Anwalt hinterlegt.

Auf dieser Grundlage wurden die Münzen durch eine geraume Zeit nach Bedarf ausgeprägt. Bald traten aber andere Umstände ein, welche das Münzwesen wieder verschlechterten. Fremde und geringe Münze war unter die Landesmünze gekommen, von welchem Uebelstand der Münzmeister, der Anwalt und die Hausgenossen geglaubt, daß er sich nicht anders als durch Münzen von einem andern Korn und Aufzahl beseitigen lasse, indem zwei der neuen Pfennige dreien der alten gleich seien. Dieser von dem Herzoge und

den Landherren gutgeheißene Vorschlag führte zu einer neuen Münze, welche mit der Verordnung vom 18. September 1399 ins Leben trat. Dadurch war aber dem großen Uebel nicht abgeholfen; im Gegentheil wurde diese Maßregel im ganzen Lande für schädlich erklärt, wie aus einer Reihe von Schreiben der Städte Neustadt, Krems, Enns, Ybbs, Waidhofen a. d. Thaya, Freistadt, Vöklabruck, aus dem Jahre 1400 an den Wiener Stadtrath hervorgeht, worin sie letzteren auffordern, dieses Verderbniß des Landes zu verhüten. Es dauerte der Verkehr mit fremder Münze fort und er erreichte unter Albrecht V. eine solche Höhe, daß die Stände von Oesterreich und Steiermark ernstliche Vorstellungen an den Herzog richteten, indem sie anführten daß die fremde Münze an Korn und Aufzahl geringhältiger und doch neben der herzoglichen im Umlauf sei, wodurch sich der Werth des Guldens im Gegenhalt der übrigen Münze zu sehr steigere. Auch die einheimische Münze wurde im J. 1416 geändert, so daß auf einen Helbling der neuen Münze 3 Helblinge der alten kamen. Man versuchte mit Baiern, welches durch seine zahlreichen Handelsverbindungen mit Oesterreich und sein eigenes Gepräge auf die Geldverhältnisse zu jeder Zeit großen Einfluß nahm, ein Uebereinkommen wegen Ausprägung von Münzen gleichen Gehalts zu treffen, weil von dort aus die meisten schlechten Münzen in Umlauf kamen. Alles aber ohne Erfolg. Den Höhepunkt des Verfalles erreichte indeß die Münze unter Kaiser Friedrich IV. Nebst dem Mißbrauch, den Angestellte bei der Münze trieben, gab es Falschmünzer, namentlich unter den Alchymisten, und eine Reihe kleinerer Fürsten, welche das Recht der Münzausprägung für ihr Territorium schmählich ausbeuteten. Der Grund dieser Entwerthung lag darin, daß zu dieser Zeit Scheidemünze, „Schinderlinge" genannt, in Umlauf kamen, welche so geringen Inhalts waren, daß sie nur im zwölffachen Betrag gegen die frühere echte Münze angenommen wurden. Im J. 1461 wurde der Versuch gemacht, die schlechte Münze zu vertilgen, im J. 1474 eine neue bessere Münze eingeführt und im allgemeinen auch eine Besserung der Zustände erwirkt, aber vollkommen geordnete Verhältnisse in unserem Münzwesen führte erst Kaiser Ferdinand I. durch seine Mandate in den J. 1523 und 1524 ein.

Die Ausprägung der Münzen lag unmittelbar in den Händen des Münzmeisters und seiner Hilfsarbeiter und geschah im Münzhof. Die Ueberwachung des ganzen Vorganges leitete der Münz-Anwalt. Die Hausgenossen besorgten den Einkauf des Silbers und Goldes, der alten Pfennige und deren Umwechslung in neue Münze und den Guß der Münzen, aber niemals auf eigene Rechnung, sondern immer nur zum Nutzen der Münze und gegen einen bestimmten Antheil am Gewinn. Die Hausgenossen übten auch das Recht des Wechsel-Geschäftes zur Marktzeit. Niemand durfte bei anderen Personen Gold und Silber verkaufen oder in Münzen

umwechseln. Die Hausgenossen hatten deßhalb nicht nur für ihre Person, sondern auch für ihren Besitz Immunität und konnten ihre erworbenen Rechte vererben oder verkaufen.

Die Bürgergemeinde Wiens hatte zu keiner Zeit ein Münzrecht gehabt und der Hinweis einzelner Münzen auf Wien bedeutet nur, daß dieselben in der landesfürstlichen Münzstätte Wiens ausgeprägt wurden. Als Herzog Albrecht am 26. Juni 1375 dem Bürgermeister und Rath in Anbetracht der großen Schulden in welche die Gemeinde gerieth, gestattete, eine Summe Geldes auf sich und sämmtliche Gemeindemitglieder zu schlagen, um damit die Schulden zu bezahlen — ein sprachlicher Ausdruck der bisher zur Auffassung führte, daß der Stadt das Recht zur Ausmünzung einer Summe gegeben wurde — so geht aus der Veranlassung und dem Sinne dieser Verordnung klar hervor, daß es sich hier um einen Steueranschlag gehandelt hatte. Ebenso wenig läßt sich aus der Verordnung K. Friedrich IV. vom 21. April 1484, womit er der Stadt für die Ausprägung von 60 Mark Silbers die Bezahlung des Schlagsatzes nachsieht, ein Münzrecht ableiten.

Durch das Studium der Prägeweise der einzelnen Münzstätten gelang es in neuester Zeit auch in das Dunkel der ältesten österreichischen, beziehungsweise Wiener Münzen Licht zu bringen. Es ergibt sich daraus, daß die ältesten Münzen meist unregelmäßig viereckig (selten rund) und aus ziemlich dickem Silberblech ausgeprägt sind und auf der einen Seite ein durch vier Hammerschläge entstandenes Viereck zeigen. Die Darstellungen auf den Pfennigen sind äußerst mannigfacher Art, aber auch von so roher Zeichnung und Ausführung, daß die ungarischen und böhmischen Münzen der gleichen Periode dagegen als Muster von Zierlichkeit erscheinen. Die bisherige Annahme, daß die österreichischen Pfennige dieser Art meist nur eine Seite und auch diese in Folge des Vierschlags häufig mangelhaft zeigen, wird in jüngster Zeit bestritten und die erprobte Thatsache vertreten, daß sie mit zwei Stempeln, mithin zweiseitig ausgeprägt wurden; nur ist das Gepräge der Rückseite viel feiner gehalten, bestehend aus Contourzeichnungen mit schmalen Linien und einer Wappenfigur (Adler, Bindenschild, steirischen Panther). Aus der Zeit der Babenberger sind bisher noch keine sicheren Münzen österreichischen Gepräges bekannt, und bloß aus Urkunden ersichtlich, daß schon 1187 nach Marken, Schillingen und Pfennigen gerechnet wurde.

Von großer Wichtigkeit für das Verständniß der ökonomischen Zustände, der Preise der Lebensmittel und der Arbeit würde es sein, die Werthverhältnisse der Münzen unter einander und den heutigen Geldwerth derselben kennen zu lernen. An einzelnen Versuchen in dieser Richtung fehlte es wohl nicht, aber eine befriedigende Lösung dieser für das Städteleben so ein-

flußreichen Frage gelang bisher nicht wegen der vorhandenen Mangels an ausreichenden urkundlichen und numismatischen Vorarbeiten. Die Hauptmünze des Landes im 13. und ersten Drittel des 14. Jahrhunderts war ausschließlich die Silbermünze. Man rechnete nach Pfunden und Schillingen und nannte 240 Stück Pfennige ein Pfund, 30 Stück Pfennige einen Schilling, so daß daher 8 Schillinge ein Pfund ausmachten. Es gab zwei Gattungen von Silbermünzen: den Denar (Pfennig) und den Helbling oder Obolus (halben Silberpfennig). Als Gewichtseinheit für das ungemünzte Silber diente die Mark: dieselbe mit ihrer Eintheilung in vier Viertinge oder 16 Lothe hatte verschiedene Benennungen: marca argenti, marca argenti ponderati und marca argenti puri. Zuweilen kommt auch bloß die Bezeichnung marca vor. Die alte Wiener Mark hatte einen heutigen Silberwerth von 24 fl. 84 kr. ö. W. In einem Wiener Pfund waren $^2/_3$ Mark, mithin $10^2/_3$ Loth Feinsilber enthalten. Ueber die Menge des cursirenden Geldes haben wir nur eine Nachricht aus der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts; nach dieser betrug die Menge der cursirenden österreichischen Pfennige etwas mehr als 40.000 Pfd. Aus Berechnungen über den Werth der Wiener Pfennige nach dem heutigen Geldwerthe stellt sich nach Luschin's Angaben heraus, daß im J. 1282 1 Silberpfennig = 6.90 Neukreuzer, im J. 1298 1 S.-Pfenn. = 6.21 N.-K., im J. 1317 1 S.-Pfenn. = 5.17 N.-K., im J. 1322 1 S.-Pfenn. = 5.17 N.-K., im J. 1340 1 S.-Pfenn. = 4.60 N.-K. waren. Aus der Zeit nach dem rudolfinischen Brief vom J. 1359, womit eine neue geregelte Münzordnung eingeführt und die jährliche Münzerneuerung aufgegeben wurde, hat man ermittelt, daß im J. 1399 ein S.-Pfenn. = 2.33 N.-K., und 1399—1400 1 S.-Pfenn. = 3.99 N.-K. Werth hatte.

Die Einführung des aus Italien, beziehungsweise aus Florenz, stammenden Goldguldens in Oesterreich fällt zwischen die J. 1327—1333. Der Werth eines Guldens in Silber war im J. 1341 ungefähr 4 fl. 41 kr., in Gold 6 fl. 21 kr., und im J. 1399 in Silber ungefähr 3 fl. 99 kr. und in Gold 4 fl. 60 kr. Nebst dem österreichischen Gulden stand aber noch der ungarische und rheinische Gulden im Verkehr, welche beide im Werth niedriger anzusetzen sind. Der ungarische Gulden in Gold hatte in den J. 1342—1391 einen Werth von 4 fl. 86 kr., der Gulden in Silber einen Werth von 3 fl. $44^1/_2$ kr. Der rheinische Goldgulden zur selben Zeit hatte einen Werth von 4 fl. 86 kr. und der rheinische Silbergulden von 3 fl. $44^1/_2$ kr. In Pfennigen ausgedrückt war ein österreichischer Gulden in Silber im J. 1340 = 96 Pfenn., im J. 1371 = 100 Pfenn., im J. 1378 = 114 Pfenn., im J. 1394 = 145 Pfenn. im J. 1399 = 100 Pfenn. Im J. 1330 setzte man eine gesetzlich legirte Wiener Mark Silber gleich $4^1/_4$ Gulden. Noch größere Schwierigkeiten bereitet die Berechnung der Münzwerthe im

15

XV. Jahrhundert in Folge der rapiden Schwankungen, der Münzverschlechterungen und der im Münzwesen eingetretenen großen Wirren. Wir wollen aus unseren Stadtrechnungen nur einige Anhaltspunkte für das Verhältniß der Münzwerthe geben. Im J. 1435 war eine Mark Silber = 9 Pfd. Pf., im J. 1438 = 10 Pfd. Pf. 60 Den., 1440 = 10 Pfd. Pf. 4 Schill., im J. 1449 = 11 Pfd. Pf.; im J. 1445 war 1 Gulden = 7 Schill. und 1449 = 7 Schill. 12 Den. Im J. 1455 galt ein Gulden = 7 Schill. 20 Pfenn., ein rheinischer Gulden = 5 Schill. 25 Den.; eine Mark Silber = 12 Pfd. Pf.

In den Bereich der herzoglichen Kammer und Münze fiel auch die Ueberwachung der **Maße und Gewichte**, während die Handhabung der richtigen Maße und Gewichte im öffentlichen Verkehr dem Stadtrathe zufiel. Falsches Maß und Gewicht (hame) wurde schon im ältesten Wiener Stadtrecht von 1221 mit einer Strafe von 5 Pf. Pfenn. belegt. Wer sich zum vierten Mal der Ham überweisen ließ, dem wurde der Daumen abgehauen. Die Gewichte und Maße wurden mit den Kammerzeichen versehen. Jeder Richter im Lande hatte ein Normal-Maß und Normal-Gewicht in Aufbewahrung. Schon die älteste Fassung des österr. Landrechtes, die noch in die zweite Hälfte des XIII. Jahrhundert fällt, bestimmt, daß es im Lande nur einen Metzen, einen Eimer, eine Elle und ein Gewichtmaß geben solle, aber aus späteren Verordnungen geht hervor, daß eine große Verschiedenheit vorhanden war, die es noch schwieriger macht, wie bei dem Münzwesen, festzustellen in welchem Verhältniß Maße und Gewichte zu den heute gebräuchlichen stehen.

In Wien gab es große und kleine Metzen; von denen der große $2^1/_2$ Metzel gab. Dreißig Metzen waren gleich einem Muth, ein Muth gleich 6 Mutheln und 6 Metzen gleich einem Schaff. Die Einheit des Maßes für flüßige Körper war der Eimer. Dreißig Eimer Wein machten ein Fuder, ungefähr 4 Eimer ein Tafernitz, acht Wiener Maß ein Viertel, mithin 32 Maß einen Eimer. Unter den Gewichten ist zunächst ein Saum d. i. eine Last zu erwähnen, welche ein Thier zu tragen im Stande war. Das Gewicht eines solchen Saums betrug 4 Zentner. Acht Stück Scharlach oder 10 Stück von Ypern oder 10 schwere und 14 geringere von Thorn oder 18 von Aachen galten für einen Saum. Zur Prüfung der Gewichte der eingeführten Waaren waren schon zu Anfang des XIV. Jahrhunderts auf dem **Waaghaus** am Haarmarkt Waagen aufgestellt, von denen die „Fronwaage“ der Kaufleute unter deren abgesondertem Verschluß war. Die Zimentirung der Maße wurde im **Wachthurm** zunächst dem Rothenthurm vorgenommen.

Ebenso ungenügend wie für die Bestimmung der Werthverhältnisse der Münzen sind die bisherigen Vorarbeiten in Bezug auf die Feststellung der

Preise und Arbeitslöhne, so daß wir uns auch hier für das 14. Jahrhundert nur auf spärliche Andeutungen einlassen können. Erst im 15. Jahrhundert fließen die Quellen reichlicher, aber leider erst in einer Zeit, wo durch die Schwankungen der Geldwerthe auch die Preise der Lebensmittel und Arbeitslöhne theilweise abnorm geworden sind. Aus ältester Zeit liegen uns Preisangaben über Weingärten und Häuser vor, aber ohne Flächenmaß, so daß sie, wie wir nicht verkennen, einen problematischen Werth haben. Kaufpreise von Weingärten: im J. 1290 ein Weingarten zu Grinzing 50 Mark Silber, 1340 ein Weingarten zu Ottakring 13 Pfd. 32 Den., im J. 1359 $^1/_2$ Joch Weingarten am Alseck 50 Pfd. Pf., im J. 1360 $^3/_4$ Joch Weingarten in Ottakring 52 Pfd. Pf., im Jahre 1455 $^3/_4$ Weingarten in Sievring 50 Pfd. Pf., um 1471 1 Viertel Weingarten am Kalenberg, der Zirkel genannt, 90 ung. Goldgulden. Kaufpreise von Häusern: J. 1298 ein Haus in der Weihenburg 140 Mark Silber, J. 1303 ein Haus am Stephansfreithof 340 Mark Silber, J. 1310 ein Haus bei St. Pankraz 80 Pfd. Pfenn., J. 1341 ein Haus in der Renngasse 120 Pfd. Pf., J. 1349 ein Haus bei St. Pankraz am Hof 4 Pfd. Pf., J. 1358 ein Haus beim Judenthurm 30 Pfd. Pf., J. 1362 ein Haus am Petersfreithof 75 Pfd. Pf., J. 1369 ein Haus in der Weihburggasse 50 Pfd. Pf., J. 1405 ein Haus am hohen Markt 16 Pfd. Pf., J. 1417 ein Haus am neuen Markt 100 Pfd. Pf. — Im J. 1352 ein Haus und Weingarten auf der Landstraße 51 Pfd. Pf., J. 1368 ein Haus sammt Garten und Stadel vor dem Schottenthor 24 Pfd. Pf., J. 1386 ein Haus sammt Garten und Weingarten am Neustift 12 Pfd. Pf., J. 1417 die Küstermühle in Gumpendorf 100 Pfd. Pf., J. 1457 ein Haus auf der Muß 230 Pfund. Ueber Getreidepreise auf den Wiener Märkten fehlen alle verläßlichen Daten für das XIV. Jahrhundert. Nur durch eine Zusammenstellung der an verschiedenen Orten und in verschiedenen Jahren aufgefundenen Daten haben wir für diese Epoche Durchschnittspreise zu ermitteln versucht; darnach kostete der Metzen Korn ungefähr 23 Silber-Pfennige, Weizen per Metzen 25 Pfennige, Gerste per Metzen 15 Silberpfennige, Hafer per Metzen 11 S.-Pf, wobei aber wohl zu bemerken ist, daß z. B. im J. 1313 in Zwettl der Metzen Korn 5 Silb.-Pf., der Metzen Weizen 4 S.-Pf., und in demselben Jahr in Klosterneuburg der Metzen Korn 110 S.-Pf. und der Metzen Weizen 75 S.-Pf. kosteten, mithin die höchsten Preis-Unterschiede vorkommen. Für einen Küffel (ungefähr ein Zentner) Salz bestand ein Mittelpreis von 56 Silber-Pf., für ein Pfund Pfeffer von 48 S.-Pf., ein Pfd. Safran von 305 Silb.-Pfenn., ein Pfund Mandeln von $10^1/_2$ S.-Pf., ein Pfd. Rosinen von 7 S.-Pf., ein Pfd. Reis von 6 S.-Pf., ein Pfund Olivenöl von 5 S.-Pf., und ein Pfund Lampenöl von $3^1/_2$ S.-Pf.

Besser unterrichtet sind wir über die Preise der Lebensmittel und Arbeitslöhne in Wien im XV. Jahrhundert, wir wählen hiefür den Zeitraum von 1440 — 1455, man wird daraus entnehmen können, welch große Fortschritte die Theuerung gemacht hatte. Hier kostete im J. 1444 ein Metzen Semmelmehl 60 Silb.-Pf., ein Metzen Gerste 50 S.-Pfenn., ein Metzen Hafermehl 80 Pfenn., 1 Metzen Erbsen 3 Schill., im J. 1445 ein Viertel Buschen Kraut 29 Pfenn., ein Pfd. Reis 20 Pfenn., ein Metzen Erbsen 3 Schill., ein Pfd. Mandel 20 Pfenn., ein Pfund Baumöl 4 Schill. 20 Pfenn., ein Pfd. Rosinen 18 Pfenn., ein Pfd. Zucker 70 Pfenn., ein Pfund Feigen 7 Pfenn., Im J. 1441 kostete ein in Zistersdorf gekaufter Ochs 3 Pfund 6 Schilling und 5 Pfenn., im J. 1444 ein Pfund Hausen 10 Pfenn., ein Stück Stockfisch 48 Pfenn., und ein größerer gesalzener Fisch 60 Pfenn. Oesterr. Weine kosteten im J. 1442 per Eimer 24 — 30 S.-Pfenn., ein Faß Bier 138 Pfenn., ein Eimer Essig 32 Pfenn.; ausländische Weine ein Eimer Malvasier 128 S.-Pf., und ein Eimer Raysal 112 S.-Pf., 1 Viertel Brennholz 32 Pfenn., Fuhrlohn 10 Pfenn., 1 Stübich Kohlen 14 Den. Betrachten wir nun den Preis der Baumaterialien und der Löhne bei den Baugewerben im J. 1444: 1000 Stück Mauerziegel 7 Schill. 10 Pfenn., 1000 Stück Dachziegel 2 Pfd. Pfenn., ein Fuder Mauerstein von Liesing 15 Pfenn., Fuhrlohn 29 Pfenn., ein Fuder Stein von Hütteldorf 15 Pfenn. und Fuhrlohn 60 Pfenn., ein Stück Mannersdorfer Stein 15 Pfenn., Fuhrlohn 40 Pfenn., ein Stück Breitenbrunner Stein 80 kr., Fuhrlohn 1 Pfd. Pfenn.; Bauholz: ein steirischer Baum 18 Pfenn., ein attergäu'scher Baum 16 Pfenn., ein Floß 18 Schilling, ein Laden 8 Pfenn., ein Tafelladen 4 Pfenn., 1000 Schindelnägel 60 Pfenn., 1000 Lattennägel 4 Schill. 20 Pfenn., ein Muttl Kalk sammt Fuhrlohn 26 Pfenn., ein Viertel Sand 32 Pfenn. Löhne: ein Steinmetzgeselle erhielt per Tag 20 — 24 Pfenn., und im Sommer per Woche 12 Pfenn. Badegeld, 1 Maurer per Tag 20 — 24 Pfenn., auf Zins per Woche 14 Pfenn., und im Sommer Badegeld per Woche 12 Pfenn. Für den öffentlichen und Hausbedarf standen im Preise: ein Taglöhner per Tag 10 — 12 Pfenn.; ein Ziegeldecker per Tag 42 Pfenn.; ein Steinbrecher 20 Pfenn., und per Woche 10 Pfenn. Zins. Von anderen Artikeln erwähnen wir: 1 Elle Leinwand 22 Pfenn., 1 Elle Zwilch 12 Pfenn., 1 Elle Barchent 8 Pfenn., 1 Elle Iglauer Tuch 45 Pfenn., 1 Elle weißes Tulnertuch zum Unterzeug 24 Pfenn., 1 Elle rothes Frankfurtertuch 85 Pfenn., 1 Elle weißes Friedbergertuch 60 Pfenn., eine Elle Nürnbergertuch 85 Pfenn., 1 Elle Pragertuch 38 Pfenn., 1 Elle rothes Bernertuch 85 Pfenn., 1 Elle weiße oder rothe Seide 50 — 60 Pfenn., 1 Spule Goldseide 7 Schill. — Ein Brunneneimer 25 Pfennige, 1 Wasserbottich 70 Pfenn., 5 Kreuzfenster in der neuen Rathhausstube und zwei schwäbische Fenster verglasen 12 Pfd. 38 Pfenn., eine Glocke im Gewicht von 36 Zentner 72 Pfd.

Pfenn., 1 grüner Kachelofen 4 Pfd. Pfenn., 1 kupferner Kessel 3 Schill., 1 Hackmesser 24 Pfenn., 1 Trompete 4 Pfund 4 Schill., 1 eiserner Becher 2½ Pfenn., ein hölzerner Leuchter mit Fenster beschlagen 10 Pfenn., 1 Hofgewand für einen Trompeter 2 Pfund 4 Schill., 1 Paar Schuhe 24 Pfenn., 1 zinnerne Schüssel 87 Pfenn., 1 gewöhnliches Schwert 4 Pfd. Pf., 1 Pfund Unschlittkerzen 7. Pfenn., ein gewöhnlicher Tisch von Eichenholz 2 Pfd. Pfenn., 1 Riß Schreibpapier 10 Schill, 1 Buch zum Einbinden der Rechnung 84 Pfenn. Ein vierrädriger Wagen 5 Pfund 4 Schill. 15 Pfenn., 1 neuer gereffter Deichselwagen 14 Schill., 1 Reitpferd 46 Pfund 60 Pfenn., 1 Wagenpferd 32 Gulden in Gold. Waffen und Schießzeug kosteten: 1 Handbüchse 9 Schill., 1 Tarrasbüchse 3 Pfund 6 Schill., 1 Steinbüchse, 2 kleine Steinbüchsen und eine Tarrasbüchse im Gewicht 807 Pfd. kosteten zusammen 62 Pfd. 6 Schill. 16 Pfenn., 1 Aalspieß 16 Pfenn., 1 Armbrust 2 Pfund Pfenn., 1 eiserner Spieß 9 Pfenn., 1000 Stück Pfeile aus Regensburg 3 Pfund 6 Schill., aus Passau 4 Pfund Pfenn.; 1 Pfund Pulver 19 Pfenn., 1 Zentner Kupfer 5 Gulden, 1 Ztr. Blei 2 Pfund Pfenn., und 1 Stein zu der großen Büchse 4 Schilling. — Aus diesen Preisangaben erklärt sich wohl, daß die Augsburger, Regensburger und Nürnberger Ursache hatten, sich über das theuere und kostspielige Leben in Wien zu beklagen und sich mit den Wienern zeitweilig ungern in Geschäftsverbindungen einließen.

Zehnter Abschnitt.

Unterricht und Wissenschaft.



In den Gesetzen Karls des Großen wurde es den Bisthümern und Klöstern zur Pflicht gemacht Schulen zu gründen, worin die Jugend in den Psalmen, dem Gesang, dem Rechnen und der Grammatik unterrichtet werden sollte, und an jeden Laien wurde die Forderung gestellt, mindestens einen seiner Söhne zum Besuch der Schulen anzuhalten. Diese hohe, der Geistlichkeit zugefallene Mission war einer der wichtigsten Beweggründe, welcher die Babenberger bestimmte, vorzüglich Kolonien von Benediktinern nach Oesterreich zu verpflanzen, weil dieser Orden durch die glänzenden Erfolge im Unterricht der Jugend an anderen Orten seinen Beruf wie seine Befähigung zur Pflege der geistigen Kultur erprobt hatte.

Mit dem Emporblühen der Städte genügten aber nicht die an den Klöstern bestandenen Laienschulen. Nicht in jeder Stadt und jedem Markt bestand ein Kloster, letztere lagen oft abseits und entfernt von jedem Verkehr. Um dem Bedürfniß der Städte an Schulen zu genügen, wurden daher in den Städten bei den Pfarren solche Unterrichtsanstalten gegründet.

Auch für Wien, wo das älteste Kloster erst um das Jahr 1161 und zwar wie aus der Stiftungsurkunde für die Schotten hervorgeht, vor der Stadt entstanden, müssen wir annehmen, daß mit St. Peter, der

scheinlich ursprünglichen Pfarre, eine Laienschule verbunden war. Diese Laienschule dürfte zu der Zeit, als das Bisthum Passau die kirchliche Jurisdiktion erlangte und St. Stephan die Hauptpfarre der Stadt wurde, dahin verlegt worden sein. Ein schriftliches Zeugniß sind wir wohl nicht in der Lage beizubringen, wie ja überhaupt die älteste Geschichte der Pfarre St. Stephan wegen Mangels an Urkunden gänzlich unklar ist.

Erst in dem großen Freiheitsbrief Kaiser Friedrich II. für Wien vom Jahre 1237 wird zum ersten Male der Schule bei St. Stephan erwähnt und aus der Weise, wie dieß geschieht, geht hervor, daß diese Schule in ihrer inneren Einrichtung bis zu diesem Zeitpunkte keinen anderen Zweck verfolgt hatte, als die unwissende Jugend in den Anfangsgründen des Wissens zu unterrichten, daher eine Schule niederen Ranges war. Schon auf dem Lateranensischen Konzil des Jahres 1215 hatte aber Papst Innozenz III. angeordnet, daß bei jeder Kathedralkirche ein Magister der freien Künste und bei jeder Metropolitankirche noch außerdem ein Doktor der Theologie bestellt werde, um die erforderlichen Lehrkräfte heranzubilden. Wien hatte zwar damals noch keine Kathedrale, aber St. Stephan war die erste und bedeutendste Pfarre und die Stadt der Mittelpunkt der geistigen und materiellen Interessen im Osten Deutschlands geworden. Kaiser Friedrich II., welcher nach der Besitzergreifung Oesterreichs ein natürliches Interesse hatte, die Macht und das Ansehen Wiens zu heben, erweiterte die Schule bei St. Stephan. Der Meister derselben, dessen Wahl dem Kaiser zustand, erhielt das Recht, sich nach dem Rath weiser Männer der Stadt in einzelnen Zweigen (in facultatibus) der Wissenschaft andere Meister zur Seite zu setzen, welche die zum Unterricht ihrer Zuhörer nöthigen Kenntnisse haben.

Herzog Albrecht I. veränderte in seinem Freiheitsbrief vom 11. Februar 1296 in mehreren wichtigen Punkten die innere Einrichtung der erwähnten Schule. Er übertrug das Recht der Einsetzung des Meisters auf die Bürgergemeinde und jenes der Bewilligung zur Errichtung niedrer Schulen in der Stadt auf den Meister der Schule bei St. Stephan derart, daß bei keinem Kloster und in keinem bürgerlichen Hause ohne dessen Zustimmung eine Lehranstalt eröffnet werden durfte. Dem Meister bei St. Stephan blieb auch die Handhabung der Disziplin der Schule vorbehalten und sie wurde, wenn auch nicht der Sitz eines Generalstudiums oder einer Universität, doch eine höhere Lehranstalt. Denn die Relegirung der Schüler in Fällen des Ungehorsams, das Verbot des Tragens von Messer oder Schwert, dann des Spielens in den Tavernen setzt doch voraus, daß es sich dabei um das Benehmen erwachsener Studenten gehandelt habe. Der Standort dieser Lehranstalt, welche seit 1296 mit Recht die Benennung: „Bürgerschule bei St. Stephan“ führte, war der Platz, auf dem noch heute zum Theil das

Kurhaus am Stephansplatze steht. Wien war daher schon im XIII. Jahrhundert im Besitze einer vollständig weltlichen, unter dem Einfluße der Gemeinde stehenden Lehranstalt.

Nach der Schule zu St. Stephan entstand wahrscheinlich die Laienschule bei den Schotten. Wenn auch die Mönche in den ersten Jahren ihrer Ansiedlung damit vollauf beschäftigt waren, hier festen Fuß zu fassen, so lag es doch in ihrem Beruf innerhalb des ihnen zugewiesenen Gerichts- und Pfarrbezirkes auch rasch ihre Lehrthätigkeit nach außen zu beginnen. Den ältesten urkundlichen Beleg für den Bestand einer Schule bei den Schotten können wir aber erst aus dem Jahre 1310 beibringen bei dem Anlaß, als Hubmeister Konrad bei der Kirche eine Seelenmesse sammt den Vigilien stiftete und darin ausdrücklich bemerkt, daß letztere von den Priestern und Schülern nach alter Gewohnheit gesungen werden solle. An die Schule bei den Schotten dürfte sich jene bei der Hofkirche von St. Michael anreihen mit Rücksicht auf die Urkunde vom Jahre 1221, womit dieser neuen Pfarre die herzoglichen Dienstleute und die um die Kirche ansäßigen Bürger zugewiesen wurden, wodurch im Geist der Stiftung sowie für das Seelenheil auch für den Unterricht der Jugend bei der Pfarrkirche gesorgt wurde. Der Schule selbst wird aber erst im Jahre 1350 gedacht, als Hans von Wallsee am St. Michaelfriedhofe ein neues Schulhaus erbaut hatte. Eine vierte Schule, wahrscheinlich zunächst für die Erziehung der Waisen, bestand im Bürgerspital vor dem Kärntnerthor, worauf aber urkundlich erst in der Ordnung Herzog Albrecht V. vom Jahre 1446 hingewiesen wird.

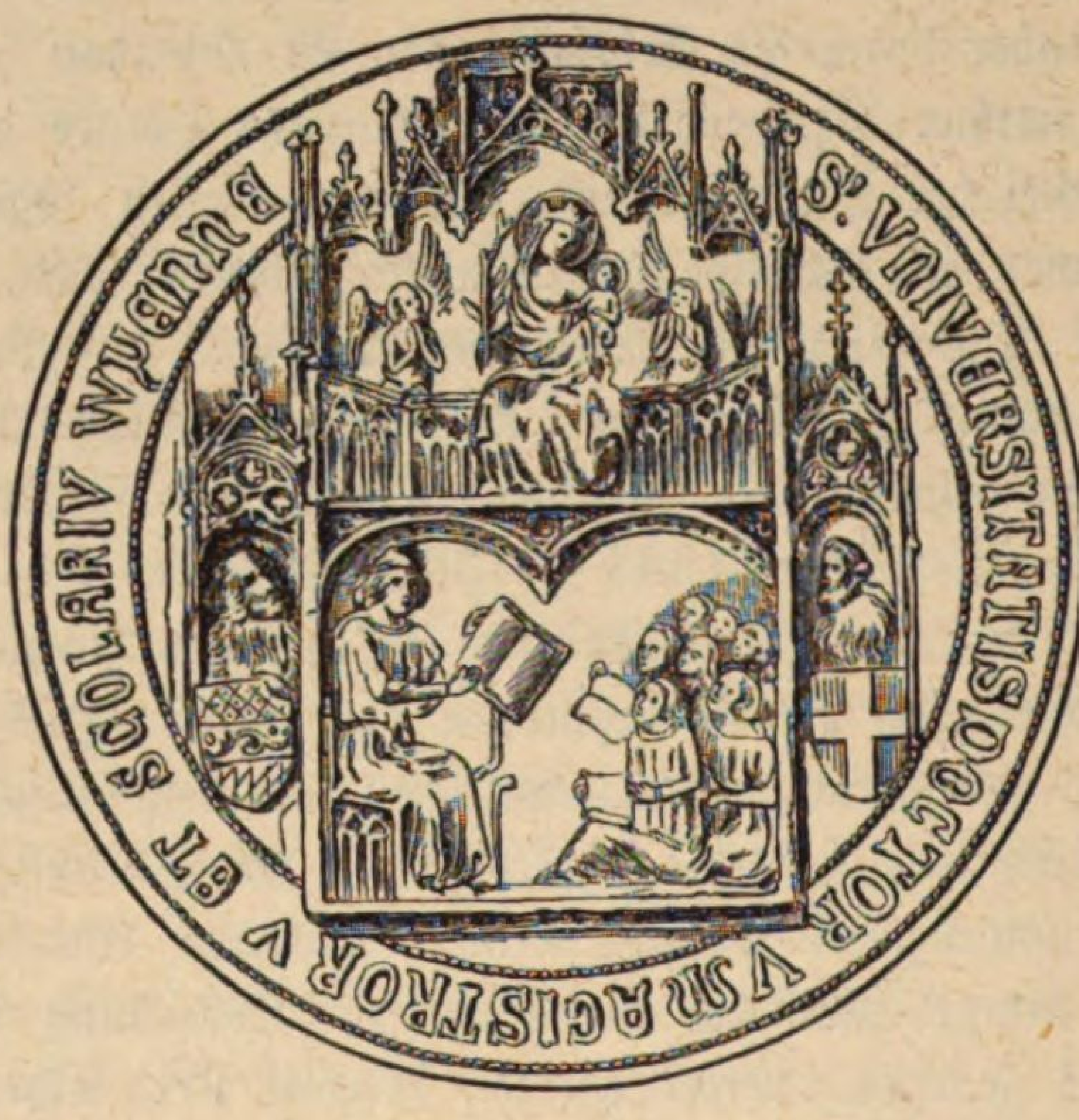
Auf diese Hilfsmittel beschränkten sich bis um die Mitte des XIV. Jahrhunderts die Anstalten unserer Stadt zur Heranbildung der Jugend und zur Vorbereitung für jene Auserwählten, welche den Beruf und die Neigung hatten, nach Bologna, Padua und Paris zu reisen, um an den dortigen Universitäten den höheren Studien in den vier Fakultäten obzuliegen. Da geschah es, daß Kaiser Karl IV. aus dem Hause Luxemburg, der selbst seine Bildung in Paris erhalten, seinen Plan zur Gründung einer Universität in Prag (1348) zur Ausführung brachte. Es war die erste deutsche Hochschule, eingerichtet nach dem Muster der Universitäten zu Paris und Bologna, mit deren Gründung der Kaiser aber nicht blos wissenschaftliche sondern auch politische Zwecke verfolgt hatte. Aus allen Theilen Deutschlands, aus Oesterreich, Ungarn und Polen strömten nun junge Leute nach Prag und es hatte den Anschein, als sollte diese Stadt für das deutsche Reich, für Ungarn und die slavischen Völker eine ähnliche Bedeutung wie Paris für die romanischen Völker erhalten.

Nicht ohne Eifersucht hatte schon Herzog Albrecht diesen Schritt Kaiser Karl IV., des hochstrebenden Rivalen der Habsburger, betrachtet, aber es

verfolgte dieser Fürst mehr politische als Kulturzwecke. Sein Sohn, Rudolf IV. dagegen erkannte, daß Wissenschaft und Kunst mächtige Faktoren im Staatsleben und durch sie nicht minder große politische Erfolge zu erzielen seien. Am Hof seines Schwiegervaters, Kaiser Karl IV. lernte er den mächtigen Einfluß der Hochschule auf das geistige Leben Prag's kennen und es entging ihm nicht, in welche Abhängigkeit seine Länder leicht gerathen könnten wenn die besten, edelsten Kräfte durch mehrjähriges Verweilen unter Lehrern stehen, welche nur den Interessen des luxemburgischen Hauses dienten. Sowie Rudolf daher durch die Erhebung von St. Stephan zu einer Propstei und den dadurch nothwendig gewordenen Ausbau des Domes die von Karl IV. gegründete Propstei bei St. Veit und den von diesem begonnenen Ausbau des Prager Domes in Schatten stellen wollte, ebenso sollte auch durch die Gründung einer Universität in Wien der Einfluß der Prager Hochschule geschwächt und damit zugleich seiner durch Unglücksfälle mannigfacher Art schwer heimgesuchten Hauptstadt eine neue Quelle des Emporblühens eröffnet werden. Zwischen den Jahren 1363 — 1364 wandte er sich an Albert von Sachsen, einen mit den Verhältnissen der Pariser Hochschule vertrauten Gelehrten, um durch ihn die Einrichtungen der Pariser Hochschule kennen zu lernen und dessen Vermittlung beim päpstlichen Stuhl in Anspruch zu nehmen, weil zu jener Epoche, wo noch die Theologie als der Schlußstein alles Wissens galt, ohne Zustimmung des Papstes keine vollständige Universität ins Leben gerufen werden konnte. Nachdem die Wege zur Erreichung dieses Zieles in Avignon geplant worden, berief Herzog Rudolf IV. Albert von Sachsen nach Wien, welcher im Verein mit den Bischöfen von Brixen und Passau und dem päpstlichen Legaten Agapetus von Colonna die Vorbereitungen zur Gründung der Hochschule zu treffen hatte. Am 12. März 1365, bevor noch die päpstliche Bulle über die Bestätigung der Universität eingelangt war, fertigte Rudolf den Stiftungsbrief aus. Vier Tage später, am 16. März, erließ er die Stiftung für die Propstei zu St. Stephan, worin ausdrücklich bemerkt war, daß beide Stiftungen mit einander „in einer Verpflichtung und Einigung" verbleiben sollten, damit der christliche Glaube gemehrt werde.

Die rudolfinische Hochschule war dem Plan nach eine großartige Schöpfung. Sie sollte aus vier Fakultäten bestehen, in denen Theologie, Naturwissenschaften, Moral und die freien Künste, kanonisches und bürgerliches Recht und Medizin gelehrt werden, worunter als die vorzüglichste jene der freien Künste oder die philosophische Fakultät angesehen wurde. Zur ruhigeren und bequemeren Betreibung der Studien bestimmte er einen ganzen Stadttheil, die „Pfaffenstadt" welche zwischen der Burg und dem Schottenthore gelegen, mit Mauern nach allen Richtungen hin und zwar der Quere

nach gegen die Burg und das Schottenkloster, und der Länge nach gegen die Ringmauer und die Hochstraße (Herrengasse) zu abgeschlossen werden sollte, worin die Studenten und Lehrer Wohnungen erhalten sollten. Letztere genossen das Recht der Steuerfreiheit während ihres Aufenthaltes in Oesterreich, Sicherheit an Leib und Gut. Das folgende Universitätssiegel (vergl. die Abbildung) wie die Privilegien waren in der Sakristei bei St. Stephan in einem sechsfach verschlossenen Schrank aufzuwahren.



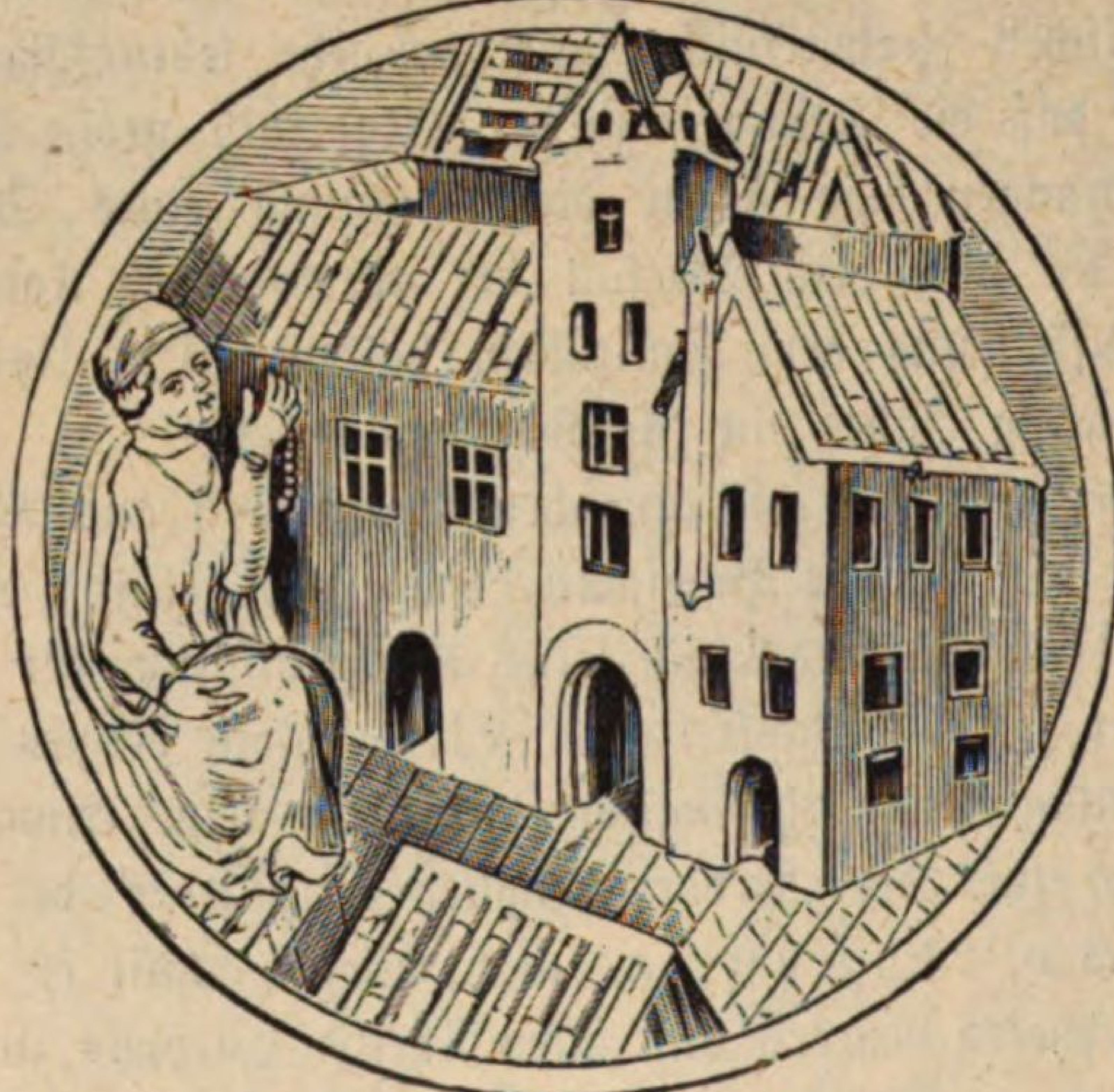
Unmittelbar nach dem Eintreffen der päpstlichen Bulle wollte Rudolf die Stiftung verwirklichen und zum ersten Rektor Albert von Sachsen ernennen, als in Avignon Kaiser Karl IV. alle Hebel in Bewegung setzte die Pläne seines Schwiegersohnes zu durchkreuzen. So erhielt er wohl am 18. Juni 1365 die päpstliche Bestätigung jedoch mit der Beschränkung, daß von dem Studium an der neuen Universität die Theologie ausgenommen sei. Kaum war Rudolf in Kenntniß der päpstlichen Bulle, als ihn am 27. Juli 1365 ein heftiges Fieber dahinraffte und seiner jungen Schöpfung den schwersten Schlag bereitete*).

*) Die Gründung der Universität war selbst von Einfluß auf die Judenverhältnisse. Zu jener Zeit, von 1360—1380, lebte in Wien als Rabbiner R. Meir Halewi aus Fulda. Um die jüdische Wissenschaft zu heben und den Rabbinerstand zu Ehren zu bringen, brachte er in Vorschlag, die an den Universitäten eingeführte Promotion, die in früherer Zeit unter den Juden übliche Semicha, wo die Meister die Jünger des Berufes würdig erklärten, einzuführen — eine Neuerung, die aber unter den Rabbinern einen großen Sturm hervorrief. G. Wolf, Studien zur Jubelfeier der Wiener Universität. Wien, 1865. S. 14.

Albert von Sachsen ließ es als Rektor der Universität nicht an Anstrengungen und Opfern fehlen, die Organisation der Universität zu Stande zu bringen. Aber nicht nur die Unmündigkeit, sondern auch die Uneinigkeit der beiden Herzoge Albrecht III. und Leopold III. und die daraus hervorgegangenen politischen Zerwürfnisse hinderten jede lebensfähige Entwicklung, wozu noch kam, daß die Stände und der Stadtrath große Bedenken gegen einzelne Bestimmungen wie gegen die Errichtung eines Studentenviertels erhoben, indem sie nach dem Wegfall der theologischen Fakultät nicht auf einen großen Aufschwung der Institution hofften. Die Universität fristete daher nahezu zwanzig Jahre ein kümmerliches Leben.

Zu derselben Zeit als die deutschen Professoren aus Anlaß des päpstlichen Schismas die Pariser Hochschule verließen, (1383) erkannte endlich Herzog Albrecht III. das Bedürfniß einer Reorganisation der Wiener Universität. Nachdem er sich bei Papst Urban VI. in Rom vergewissert, daß dieser gegen die Errichtung einer theologischen Fakultät keine Einwendung erheben werde, berief er eines der hervorragendsten Mitglieder der Pariser Hochschule, Heinrich v. Langenstein, nach Wien, damit er im Verein mit anderen ausgezeichneten Lehrern aus allen Theilen Europas zur Durchführung des Werkes schreite. Es wurde eine neue, am 20. Februar 1384 vom Papst bestätigte Stiftungsurkunde ausgefertigt, in welche nur einzelne Bestimmungen des rudolfinischen Briefes aufgenommen wurden. Dem Wunsch des Adels und der Bürgerschaft entsprechend, ließ Albrecht die Errichtung eines Studentenviertels mit besonderen Privilegien fallen und gab der Universität und dem Rektor, gegenüber dem Kanzler, welcher, wie schon erwähnt, der jeweilige Propst bei St. Stephan sein sollte, eine freiere Stellung. Auch eine veränderte Eintheilung der Universitätsangehörigen wurde für nothwendig erkannt. Nicht die bischöflichen Diöcesen sondern die Länder- und Völkerstämme hatte man als Grundlage genommen, um der Universität vorwiegend den Charakter einer deutschen Lehranstalt zu geben, weßhalb sie in eine österreichische, rheinische, ungarische und sächsische Nation zerfiel. Endlich wurde der allzu große Einfluß der artistischen Fakultät gebrochen und jede der vier Fakultäten in Bezug auf ihre Rechte gleichgestellt. Zur Unterbringung der Universität kaufte der Herzog drei dem Dominikanerkloster gegenüber gelegene Häuser an, ließ sie theils umbauen, theils herrichten und brachte damit ein Kollegium für zwölf Meister der freien Künste in Verbindung. Die Gestalt des ältesten Universitätsgebäudes ist noch auf einem Siegel vorhanden, welches wir hier in Abbildung folgen lassen. An der Spitze jeder der vier Fakultäten stand ein Dekan. Von den zwei landesfürstlichen Anwälten beim Stadtrath konnte die Universität sich je einen wählen. Für die Sicherheit ihrer Mitglieder waren besonders strenge Vorkehrungen getroffen. Die Bürgerschule bei St. Stephan

sollte in unmittelbaren Zusammenhang mit der Universität gebracht und auf Kosten der Stadt vier von den anderen dort schon bestehenden verschiedene Lehrer aufgestellt werden, welche die freien Künste öffentlich lehrten.



Die Ernennung stand dem Stadtrath zu. Einer derselben hatte das Amt eines Rektors und das Recht, die Schullehrer bei St. Michael und im Bürgerspital zu ernennen. Auf Grundlage dieses Stiftbriefes überließ es der Herzog der Universität gleich einer autonomen Körperschaft, sich selbst ihre Statuten und Einrichtungen zu geben. In Bezug auf die Dotation hatte sie es im Jahre 1405 bereits zu einem fixen Jahreseinkommen von 930 Pfd. Pfenn. gebracht. In den Jahren 1417—1435 wurde die Erweiterung des Universitätshauses durchgeführt, und 1435 besaß sie bereits eine so beträchtliche Bibliothek, daß sie ein eigenes Gebäude dazu bestimmte, welches 1473 vergrößert wurde. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts erwarb sie Gebäude für zwei Coderien der Studenten und fünf öffentliche größere Bursen; außerdem gab es noch eine Reihe kleinerer Bursen. Die größeren Bursen waren: die Lammburse an der Stelle, wo gegenwärtig die Universitätskirche besteht, gegründet von dem Wiener Bürger Ch. Czersdorfer; die Rosenburse gegenüber der Dominikanerkirche, gestiftet von Magister Grünwalder, die schlesische Burse, an der Stelle des heutigen Postgebäudes, von dem Breslauer Domherrn Glewitz gegründet, und die Lilienburse am alten Fleischmarkt, neben der Coderia Goldberg.

Durch die Gründung der Universität kam in das Leben der Stadt ein neues, fruchtbringendes Element. Neben der vorragenden Pflege der materiellen Interessen, war nun auch jener der höheren Geistesbildung ein weiter

Spielraum geschaffen, welche nicht ohne mächtigen Einfluß auf die verschiedenen Stände bleiben konnte. Der Adel und die Bürger sahen um sich eine neue Welt erstehen, von der sie bisher nur eine dunkle Vorstellung hatten, sie traten in Berührung mit Männern, die sich eine höhere, edlere Aufgabe gestellt, als nur den Werth der Münzen, Tücher, Weine und anderer Waaren nach dem täglichen Bedürfniß abzumessen, und lernten in unmittelbaren Ideenaustausch die Endziele der Wissenschaft, den Kampf um die Lösung der großen Fragen auf religiösem und philosophischen Gebiete kennen. Mit den Lehrern traf aber auch eine zahlreiche, aus allen Theilen Europa zusammenströmende Jugend auf den Schauplatz, welche zwar in ihrer Leichtlebigkeit, ihrer übersprudelnden Heiterkeit, ihrem Uebermuth und ihrer Rauflust den Bürgern oft Aerger und Verdruß bereitete, aber das Leben und Treiben in der Stadt erhöhte, und nach zurückgelegten Studien häufig Wien zu ihrer zweiten Heimat machten.

Litt auch die Universität in der Zeit von Herzog Albrecht III. bis auf Kaiser Max I. viel durch die Ungunst der politischen Verhältnisse, so daß in den Jahren 1395—1411 selbst ihr Fortbestand bedroht war, so entwickelte sie doch in der ganzen Epoche ihrer autonomen Verfassung ein reges Leben und sicherte sich in wichtigen politischen und religiösen Fragen einen großen, zuweilen selbst entscheidenden Einfluß. Ein Beleg ihres großen Aufschwunges ist, daß die Universität zwischen 1450—1460 regelmäßig von 5- bis 7000 Studenten besucht war — eine Zahl, die auch unter Kaiser Max I. kaum übertroffen wurde.

Maßgebend für den Geist der Hochschule blieb immer die Richtung der theologischen und artistischen Professoren, wie überhaupt nach dem Geist der mittelalterlichen Schulen der kirchliche Einfluß den weltlichen weit überwog. Da die Koryphäen der neu gestifteten Universität von Paris kamen, so fand auch hier die dort herrschende scholastische Methode Eingang. Während in Prag die Realisten oder Scotisten das Uebergewicht hatten, brachten die Pariser Professoren in Wien den Nominalismus in Schwung, in dessen Bestrebungen es lag, vorzüglich die Naturwissenschaften zu pflegen. Zu der Zeit, wo die Scholastiker in Wien einzogen, war aber ihre Bedeutung für die Wissenschaft durch die Pflege einer, alle Zweige des Wissens beherrschenden unfruchtbaren Dialektik schon gesunken. Im Jahre 1422 zeigte sich die Regung der ersten Opposition. Magister Christian v. Traunstein wagte es öffentlich bei einem feierlichen Schulakt auszusprechen, daß in der Art wie an der Universität die Disputationen gehalten wurden, der Wissenschaft und dem Leben nichts genutzt sei, daß sie nur Spiegelfechtereien und Phantastereien seien, welche die Wissenschaft zu Grunde richten. Der kühne Magister erregte zwar den Unwillen der artistischen Fakultät derart, daß er von der Hochschule für

einige Zeit ausgeschlossen wurde. Indessen gieng der Same nicht verloren und man änderte zunächst die Schulordnung, wodurch der scholastischen Dialektik Schranken gesetzt wurden. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts, während Aeneas Sylvius sich in Wien aufhielt, trat die Opposition schärfer hervor, namentlich als von Prag die deutschen Lehrer und Studenten, gezwungen durch die nationalen Reibungen und hussitischen Kämpfe nach Wien übersiedelten und die Zahl der Gegner der Scholastik stark vermehrten. Die artistische Fakultät theilte sich in zwei Parteien, die Alten und die Jungen, die durch eine Reihe von Jahren um die leitende, wissenschaftliche Richtung an der Hochschule kämpften. Die Jungen drangen auf das Studium der Classiker in guten unverfälschten Ausgaben und benützten die neue Erfindung der Buchdruckerkunst, um dem Virgil, Horaz, Cicero und Terenz in weiteren Kreisen Eingang zu verschaffen. Einzelne hielten Vorträge über Classiker und suchten dadurch die Schüler für humanistische Studien zu gewinnen. Alle diese Anstrengungen blieben lange Zeit vereinzelt und ohne Erfolg bis im J. 1499 durch eine gründliche Reform der Universität den Humanisten der Weg gebahnt, die humanistischen Studien Rhetorik und Poesie für obligat erklärt und die Realwissenschaften erweitert wurden.

Die kirchliche Stellung der Universität erlangte schon bei ihrer Reorganisation eine besondere Bedeutung durch das eingetretene päpstliche Schisma. Anfangs verhielt die theologische Fakultät sich unentschieden. Aber schon auf dem Konzilium zu Pisa (1409) waren ihre Abgesandten dahin instruirt, sich an den Ausspruch desselben und den von diesem gewählten Papst zu halten. Bei dem Konstanzer Konzil hatten ihre Abgesandten die Weisung, in Betreff der Simonie, der geistlichen Pfründenbesetzung und anderer Mißbräuche ein entscheidendes Wort mitzusprechen. Als auf dem Basler Konzil (1433) zur Sprache kam, ob den Böhmen die Reichung des Abendmals sub utraque zu gestatten sei, erklärte sich die Universität auf das entschiedenste dagegen. Durch diese hervorragende Stellung in kirchlichen Fragen zeigte sich aber im allgemeinen das Bestreben der Universität, ihren Schwerpunkt in der Aufrechthaltung einer engen Beziehung zur Kirche zu suchen und den weltlichen Schutz nur auf die Aufrechthaltung des landesfürstlichen Patronats und die Anweisung der Mittel zu ihrer Existenz zu beschränken. Am wenigsten bemerkbar machte sich die juridische Fakultät, welche mehr eine Ergänzung der theologischen Fakultät bildete, und deren Hauptstudium das kanonische Recht war. Aus der medizinischen Fakultät ist hervorzuheben, daß im Jahre 1404 zum ersten Male anatomische Demonstrationen veranstaltet wurden. Im Jahre 1452 hatte man den Leichnam eines Weibes zum anatomischen Unterricht benutzt. Als Platz hiezu bestimmte man den Friedhof des Bürgerspitals, bis 1484 beschlossen wurde, die Sektionen im medizinischen Fakultätsgebäude vorzunehmen. Die

Chirurgie galt lange als ein Handwerk und wurde erst 1458 mit dem Doktorat ausgezeichnet. Ihren Einfluß und ihr Aufsichtsrecht auf die Apotheken betonte die Fakultät zum ersten Mal 1405, indem sie versuchte, zur Führung einer Apotheke die Ermächtigung der Fakultät zu fordern und die Apotheken jährlich zweimal zu visitiren. Seit dem Jahre 1412 waren nur Mitglieder der Fakultät zur ärztlichen Praxis berechtigt. Quaksalber und Kurpfuscher wurden auf Andringen der Fakultät exkommunizirt oder sie mußten ihr Vergehen auf dem St. Stephansfriedhof öffentlich widerrufen. Als Dominikaner und Karmeliter und mehrere Nonnenklöster im Jahre 1469 durch Austheilen von Arzeneien in das Recht der ärztlichen Praxis eingriffen, drohte die Fakultät den Mitgliedern dieser Orden, in Fällen der Noth auf ihre ärztliche Hilfe nicht rechnen zu dürfen.

Gegenüber diesen Bestrebungen der Aerzte müssen wir hervorheben. daß die Bürger mit den Doktoren nicht auf bestem Fuße standen. Sie warfen ihnen Habsucht, Vernachlässigung ihrer Berufspflichten und Unwissenheit vor. Zu Ende des XV. Jahrhunderts richtete der Stadtrath sogar eine Beschwerde an den Rektor, worin es heißt: es sei mit den Aerzten Wiens so weit gekommen, daß, wenn der Rektor nicht ernstlich darauf bedacht sei, dem Uebelstand abzuhelfen, der Stadtrath gedrungen wäre anderswoher Aerzte zu bestellen. Als im Jahre 1494 der Dekan B. Steber beim Apotheker Krueg zu Tische saß, kamen zwei Wiener Bürger herbei und klagten, daß die Habsucht der Aerzte — sie verlangten damals 2 Dukaten für die Visite — nicht länger zu ertragen sei, und daß man sie aus Wien vertreiben müsse. Als der Dekan erwiederte, daß die Aerzte der Universität unterstehen, gab der eine der Bürger zur Antwort: „Man wird euch einen Strich durch eure Freiheit thuen,“ und entfernte sich. Und in der That regelte Kaiser Max im Jahre 1517 nach wiederholten Klagen die streitigen Angelegenheiten zwischen Aerzten und Bürgern.

Welch' ein reges wissenschaftliches Leben die Gründung der Universität hervorrief, davon geben die Namen und Werke der Gelehrten Zeugniß, welche der theologischen und artistischen Fakultät angehörten. Den Antheil des ersten Rektors der Hochschule Albert v. Riggendorf aus Sachsen († 1390) haben wir bereits hervorgehoben. Er begründete seinen Ruf in Paris durch seine Vorträge über aristotelische Philosophie. Wahrscheinlich ein Schüler derselben war Heinrich Langenstein v. Hessen, Astronom und Mathematiker und einer der ersten, welche gegen den astrologischen Aberglauben, die Abhängigkeit der Menschen von den Gestirnen, ankämpften. Später wandte er sich der Theologie zu und war nach dem ausgebrochenen päpstlichen Schisma gegen jede einseitige Parteinahme. Als sich von Paris aus der zwischen den Franziskanern und Dominikanern ausgebrochene Streit über die Lehre von

der unbefleckten Empfängniß der heil. Jungfrau Maria nach Wien verpflanzte, rieth er den Parteien die Sache unentschieden zu lassen. Gleichzeitig mit Langenstein kam auch Heinrich v. Oyta aus Friesland († 1397) an die Wiener Hochschule. Er glänzte als Kanzelredner und aristotelischer Philosoph. — Von Padua wurde Galeazo de S. Sofia († nach 1406), nach Wien berufen, einer der berühmtesten Aerzte seiner Zeit, welcher die inneren Krankheiten zuerst nach einer rationelleren Methode behandelte und die Anatomie zur Geltung brachte. — Zu den hervorragendsten Mitgliedern der theologischen Fakultät zählten ferner der Dominikaner Franziskus v. Retz († 1421), der die Universität auf dem Konzil zu Pisa vertrat; Petrus von Pulka († 1425), berühmt durch seine wiederholten Gesandtschaften auf mehreren Konzilien, Nikolaus v. Dünkelspühl († 1433), eine Zierde der artistischen und theologischen Fakultät, gewandt als Kanzelredner und Gesandter in zahlreichen kirchlichen und weltlichen Missionen, so daß er durch mehrere Dezennien für die bedeutendste Persönlichkeit der Hochschule galt. Als Mystiker genoß großes Ansehen Johannes Nider v. Isny aus Schwaben († 1438). Johann v. Gmunden (1442) ragte als Mathematiker und Astronom hervor, indem er das erste, auf mehrere Jahre hinaus brauchbare Kalendarium entwarf. Außerdem erwarb er sich noch ein anderes Verdienst. Seine Büchersammlung, die er der Universität schenkte, war der Anfang der Universitätsbibliothek. Einen europäischen Ruf erwarb sich Georg v. Peuerbach († 1461) durch seine Bemühungen, den Almagest des Ptolomaeus in seiner wahren Gestalt wieder herzustellen. Weit über die Grenzen der wissenschaftlichen Kreise hinaus drang die Bedeutung des Thomas Ebendorfer v. Haselbach († 1464), indem er nicht bloß ein ausgezeichneter Gelehrter, sondern auch ein vorzüglicher Redner und Staatsmann war. Als Gelehrter ist Ebendorfer's größtes Verdienst, daß er zuerst als Lehrer historische Studien betrieb und sich mit der Erläuterung der Landesgeschichte beschäftigte. Er schrieb eine Chronicon Austriacum, eine Art Weltchronik, deren erste Abtheilung zwar nur Kompilationen aus älteren Darstellungen enthält, dessen zweite Abtheilung aber, welche die Geschichte der Zeit Ebendorfer's behandelt, bei der hervorragenden Stellung und den Erlebnissen des Verfassers noch heute einen hohen geschichtlichen Werth besitzt. Aber nicht allein für die Profangeschichte auch für die Kirchenhistorie hat Ebendorfer mehrere interessante und wichtige Werke verfaßt. Als Staatsmann leistete er auf dem Basler-Konzil, später auf den Reichstagen zu Mainz, Frankfurt und Nürnberg dem Kaiser und der Universität große Dienste, indem er es vermied einen einseitigen Parteistandpunkt einzunehmen. Sowie Peuerbach glänzte auch Johann Müller († 1476) von Königsberg als Astronom; er gilt als Begründer des jetzigen Gebäudes der Trigonometrie und behauptete

zuerst mit seinem Freunde, Kardinal Nikolaus Cusanus, 60 Jahre vor Kopernikus, daß sich die Erde bewege. Manche hielten ihn auch für den ersten Erfinder der Buchdruckerkunst, was aber unrichtig ist.

Im Verband mit der Universität standen die Bücherabschreiber, später die Buchdrucker, dann die Buchhändler und Buchbinder. Ueber das Verhältniß der Abschreiber und Illuminatoren vor der Gründung der Hochschule wissen wir nichts Näheres anzugeben. Nur ist es wahrscheinlich, daß die Illuminatoren der Bücher zur Malerzunft gehörten. Sicher würdigte man aber schon damals die Gefahren, die aus der Verbreitung irreligiöser oder politisch oppositioneller Schriften erwuchsen und berechtigte nicht jeden weltlichen Gelehrten seine Abhandlungen ohne nähere Prüfung von Seite des Pfarrers von St. Stephan oder der herzoglichen Kanzlei zu vervielfältigen. Nach dem Inslebentreten der Universität waren die Bücherabschreiber und Illuminatoren, die Buchdrucker, die Buchhändler und Buchbinder (Buchfeller) akademische Bürger. Welcher Meister vor einem Kreis von Abschreibern ein Buch diktiren wollte, mußte dasselbe vorerst dem Dekan der Fakultät vorzeigen und nach genommener Durchsicht, ob es korrekt sei, dessen Genehmigung einholen. An diese Sitte reihte sich denn nach erfundener Buchdruckerkunst das von den Fakultäten ausgeübte Recht der Zensur. Das Vorkommen von Buchdruckern in Wien fällt aber erst in den Schluß des 15. Jahrhunderts. Von Ulrich Han, dem die Einführung der Buchdruckerkunst in Rom (1468 bis 1475) zugeschrieben, wird wohl behauptet, daß er sich bereits im J. 1462 in unserer Stadt aufgehalten habe. In einem 1468 erschienenen Druckwerke nennt er sich selbst: Ulricus Han de Wiena und in einem 1475 erschienenen Druck zu Rom: Han ex Ingelstadt civis Wienensis. Um dieselbe Zeit 1476 druckte Johann Wiener de Vienna zu Vizenza den Virgil. Daselbst lebte auch 1479 Stephan Kolblinger Viennensis. Aber es läßt sich nicht nachweisen, daß einer dieser Männer in Wien die Buchdruckerkunst ausgeübt hätte. Die ältesten in Wien ausgeführten Druckschriften mit beweglichen Lettern fallen, soweit bis jetzt festgestellt werden konnte, in das Jahr 1482, ohne daß wir aber den Namen des Druckers kennen. Die eine ist eine Postoralabhandlung Guidonis de Monte Rotherii über die Sakramente, die Glaubensartikel und zehn Gebote und besteht aus 86 Blättern; die anderen sind ein Traktat von Johann Meyger und eine Legende des heil. Rochus. Der älteste bekannte Buchdrucker Wiens ist Johannes Winterburger, von welchem eine Druckschrift aus dem Jahre 1492 bekannt ist. Wenige Jahre später im Jahre 1498, legte bereits der Buchdrucker Mathias Heuberger den Bürgereid ab. Die Buchhändler, auch stationarii (pergamenarii genannt, mußten einen Eid in die Hände des Rektors ablegen, daß sie beim Kaufe, Verkaufe und der Schätzung der Bücher nach Recht und Gewissen

vorgehen und waren gehalten an der Außenseite des Ladenfensters auf einer Tafel von Pergament die bei ihnen vorräthigen Bücher sammt ihren Preisen zu verzeichnen.

Welch große Vortheile der Stadt auch durch das rege wissenschaftliche Leben an der Hochschule erwuchsen, so standen die Bürger doch häufig in Konflikt mit deren Angehörigen. Die Quelle der Reibungen war die privilegirte Stellung der Angehörigen der Universität, welche sich nicht bloß auf die Professoren, Doktoren und Lizentiaten, sondern selbst auf die Scholaren bezog. Mochte sich einer derselben was immer für eines Vergehens in der Stadt schuldig gemacht haben so durfte er nicht von dem ordentlichen Richter bestraft, sondern es mußte die Anzeige dem Rektor erstattet werden. Die Handhabung der Disziplinargesetze von Seite des Universitätsrichters ließ aber oft viel zu wünschen übrig. In jedem Scholar wurde schon bei seinem Eintritt in die Universität das Bewußtsein geweckt, daß er einem besonderen Stand, einer auserwählten gelehrten Genossenschaft angehöre. Durch die „Fuchstaufe“ in das Studentenleben eingeweiht, mußte er sich den Satzungen desselben unterwerfen und durch eine eigene Tracht von den Laien oder Philistern unterscheiden. Dafür stand Jeder unter dem Schutz der Genossenschaft und ein Angriff von außen war eine Beleidigung der ganzen Genossenschaft. Je größer die Zahl der Studenten wurde — und sie erreichte wie schon erwähnt um die Mitte des XV. Jahrhunderts die Höhe von 5- bis 7000 Mitgliedern, von denen die meisten aus Oberdeutschland, aus Baiern und Schwaben, aber auch aus den Rheingegenden und aus Ungarn kamen — desto schwieriger war es, die Scholaren in Bursen, Koterien und Studentenhäusern unterzubringen und sie dadurch einer strengeren Ueberwachung zu unterziehen, daher es häufig vorkam, daß nach Schmausereien und Trinkgelagen Konflikte mit Bürgern, Handwerkern und Söldnern entstanden. Sie schweiften bei Tag und bei Nacht in den Straßen der Stadt, in den Weinbergen und Gärten der Umgebung herum, unterhielten mit Frauen vielfach Liebesverhältnisse oder verübten Gewaltthätigkeit.

Einer der ärgsten Excesse fand im Sommer des Jahres 1443 statt. Mehrere Studenten hatten in einem der Gärten der Vorstädte gezecht und kehrten Abends über die Kärntnerthorbrücke in die Stadt zurück, als sie auf dem Wege einen vornehmen Herrn mit ansehnlichem Gefolge zu Pferde begegneten. Der schmale Weg brachte sie ganz in die Nähe des Edelmannes und es reizte ohne Zweifel die Studenten der Muthwille, einen Streit anzufangen. Einer der Studenten streifte mit seinem Schwert wie zufällig das Pferd des Edelmannes, und machte es dadurch scheu, so daß es den Reiter aus dem Sattel warf. Als die Studenten darüber in ein schallendes Gelächter ausbrachen, nahm das Gefolge des Edelmannes sogleich den Kampf

auf. Man hieb auf die Studenten ein, welche sich aber tapfer zur Wehr setzten und bald Unterstützung an anderen Kommilitonen erhielten, während der Edelmann von den Bürgern unterstützt wurde. Es entspann sich auf der Brücke ein förmliches Gefecht Zuletzt unterlagen die Studenten der Uebermacht; einer wurde erschlagen, ein anderer auf den Tod verwundet und mehrere kampfunfähig gemacht. Der Vorfall rief in der Stadt eine außerordentliche Aufregung hervor. Der Rektor und die Dekane nahmen die Studenten in Schutz und verlangten die Bestrafung der Schuldigen. Kaiser Friedrichs Räthe wollten davon nichts wissen, so daß die Professoren mit der Auflösung der Hochschule drohten, bis man endlich dadurch einen Ausgleich erzielte, daß der Universität für die Zukunft ein kräftiger Schutz ihrer Privilegien zugesichert wurde.

Seit dieser Zeit wuchs die Spannung fort zwischen der Universität und der Bürgerschaft. Ein Scholar der Theologie hatte sich eine Ordnungswidrigkeit erlaubt, worüber ihn der Stadtrichter in Kerker setzen ließ. Wegen dieses Eingriffes in die geistliche Immunität sprach die Universität kraft des vom Papst erhaltenen Rechtes über den Stadtrichter die Exkommunikation aus. Als sich im Jahre 1451 die Exzesse neuerdings mehrten, begab sich eine Deputation der Universität zum Landmarschall. Vor dem Hause desselben wurde sie aber von einer bewaffneten Bürgerschaar überfallen, der Dekan der artistischen Fakultät zu Boden geworfen und mit den Füßen getreten. Ein anderes Mal kam es in der Riemerstraße zu einem förmlichen Kampf. Die Studenten schossen aus den Fenstern einer Burse mit Pfeilen auf eine bewaffnete Bürgerschaar, welche das Gebäude stürmte und sieben Studenten vor den Stadtrichter schleppte, damit dieser das Todesurtheil verhänge. Nur dem Einschreiten einiger besonnener Bürger gelang es, diesen Gewaltstreich zu verhüten. Erst durch eine Uebereinkunft zwischen dem Stadtrath und der Universität im Jahre 1452 gelang es, die Ruhe in Wien wieder herzustellen.

Durch die Gründung der Universität ergaben sich in der Stellung der vier niederen Schulen in Wien, namentlich jener zu St. Stephan, zu St. Michael, im Bürgerspital und bei den Schotten wesentliche Veränderungen. Sie wurden nun Elementarschulen für Jene, welche sich in den Anfangsgründen des Unterrichts Kenntnisse erwerben wollten, aber zugleich auch Vorbereitungsschulen für die Universität. Alle vier waren lateinische Schulen, da man damals die lateinische Sprache als die Grundbedingung der Bildung ansah und die deutsche Sprache noch kein Gegenstand des Schulunterrichtes war. Wer an den öffentlichen Angelegenheiten der Gemeinde oder des Landes oder der Kirche theilnahm oder im Verkehr mit dem Auslande stand, für den war die Kenntniß der lateinischen Sprache unentbehrlich. Aber

auch im Privatleben brachte sie Jedem großen Nutzen, weil noch im XIII. Jahrhundert alle Rechtsdokumente und richterlichen Entscheidungen in lateinischer Sprache ausgestellt wurden. Einen Beleg, wie verbreitet die lateinische Sprache war, gibt der Umstand, daß ein gewöhnlicher Bürger, der Wiener Rathsherr Paltram Vaczo seine wichtige Chronik lateinisch abfaßte. Den ersten Rang nahm die Schule bei St. Stephan ein; sie war in direkter Verbindung mit der artistischen Fakultät und der oberste Meister derselben der Inspektor der übrigen drei Schulen. Nach der ältesten Schulordnung vom Jahre 1446 bestand die Schule aus dem Rektor, drei Lehrern und den drei Bakkalaurien, für welche der Pfarrer Albrecht von Gars im Jahre 1370 die Bursa in der Kärntnerstraße gestiftet hatte. Sie wurden vom Stadtrath besoldet, weßhalb man die Anstalt fort Bürgerschule oder Bürgerkollegium hieß im Gegensatze zu dem herzoglichen Kollegium am Dominikanerplatz. Der Rektor und jeder der drei Meister erhielten von der Stadt im Jahre 1500 jährlich 52 Pfd. Pfenn., jeder Bakkalaurius 32 Pfd. Pfenn. Außerdem theilten sie unter sich das Schulgeld. Die Schüler wurden in drei Abtheilungen und jede davon wieder in drei Locatien unterschieden. Im Ganzen aber hatte die Bürgerschule nach der Schulordnung fünf Klassen. Die Versetzung von einer niederen in eine höhere Locatie konnte von Vierteljahr zu Vierteljahr geschehen. In der untersten waren Knaben, welche die ersten Anfangsgründe im Lesen lernten. Der Hauptgegenstand der Schule war der lateinische Sprachunterricht mit der in Fragen und Antworten gefaßten Grammatik des Donatus. An Feiertagen kamen die Schüler nach dem Essen auf den St. Stephansfreithof, wo sie ihre Spiele abhielten und sich im Lateinreden übten. An der Bürgerschule wurde auch nach der Instruktion vom 24. September 1460 an den Feierabenden durch den Kantor und Subkantor und zwei Gehilfen zu St. Stephan der Unterricht in der Musik für den Kirchendienst gelehrt. Aus der Schulordnung vom Jahre 1500 geht übrigens hervor, daß an der Bürgerschule Grammatik, Dialektik, Rhetorik und Philosophie gelehrt wurde und mit ihr eine Bibliothek (Liberey) in Verbindung war, deren Benutzung aber nur den Meistern, Bakkalaurien und Kollaboratoren offen stand. Sie war Eigenthum der Gemeinde und die Grundlage der alten Stadtbibliothek. In ähnlicher Weise, wenn auch nicht in diesem Umfange, mögen die übrigen drei Schulen eingerichtet gewesen sein. Außer diesen vier Schulen sind uns keine anderen Unterrichtsanstalten bekannt. Im Jahre 1369 wird einer Privatschule erwähnt, deren Lehrer von der Stadt einen Betrag von 10 Pfd. Pfenn. erhielt. Auch die Cisterzienser-Nonnen bei St. Niklas in der Stadt dürften arme Kinder in weiblichen Arbeiten unterrichtet haben.

Eilfter Abschnitt.

Kunstdenkmale.

Bei der Betrachtung der mittelalterlichen Kunstmale Wiens fällt vor allem ins Gewicht, daß uns die Völkerstürme, unter denen sich die ersten Keime des christlichen Kulturlebens entwickelt, nur spärliche Ueberreste der Römerherrschaft zurückließen. Ein verfallener Thurm, ein Stück Mauer oder Trümmer eines Tempels, nicht vielmehr standen wahrscheinlich zu der Zeit, wo sich die ersten deutschen Ansiedler niederließen, und die ersten Klöster in der Nähe Wiens ihre Zellen und Kirchen erbauten. Es fehlte an allem, um an eine im Lande lebende Bautradition anknüpfen zu können, namentlich an Vorbildern, um den Sinn für Bauformen zu wecken; dieser wurde von fremden Mönchen, den ältesten Künstlern ins Land getragen. Ein weiterer Umstand ist die Thatsache, daß Wien verhältnißmäßig spät, um die Mitte des XII. Jahrhunderts, inniger mit dem deutschen Kulturleben in Berührung trat, zu einer Zeit, wo die Gesetze der romanischen Bauweise bei kirchlichen und weltlichen Gebäuden schon in einer bestimmten Richtung festgestellt waren, so daß nur in der architektonischen Durchbildung der Einzelnheiten Spielraum zu einer freieren künstlerischen Thätigkeit vorhanden war.

Allerdings bestanden schon vor dem Jahre 1137 in Wien mehrere Kapellen, darunter auch St. Peter und noch zur Zeit des W. Lazius galt die Tradition als unanfechtbar, daß letztere schon von Karl dem Großen erbaut worden sei. Auch heute läßt sich dieser Tradition durch kein urkundliches Datum mit Bestimmtheit entgegentreten. Aus der dunklen Baugeschichte der Peterskirche wissen wir nur nach der noch erhaltenen Skizze eines Grundrisses, daß dieselbe im Jahre 1437 eine einschiffige, in der Richtung von

Norden nach Süden erbaute romanische Kapelle war, welche auf der nördlichen Seite mit einer halbrunden Apsis und an der Stirnseite mit einem quadratischen Thurme abschloß. Sie hatte daher den Charakter jener einfachen, romanischen Kapellenbauten, wie er uns noch in einem Beispiel bei Wien (St. Martin zu Klosterneuburg) erhalten ist.

Für die Beurtheilung der Entwicklung der Baukunst Wiens können immer nur die Kirchen zu St. Stephan und St. Michael den Ausgangspunkt bilden. Von der romanischen Pfarrkirche zu St. Stephan (erbaut zwischen 1137—1144) ist wohl gegenwärtig nichts mehr als die Westfaçade, und selbst diese nur theilweise in ihrer ältesten Anlage vorhanden, aber es ist nicht zweifelhaft, daß die ganze Kirche eine dreischiffige, gewölbte Pfeilerbasilika mit schmalen Seitenschiffen und einem etwas vorspringenden Kreuzschiffe war, über welches sich hinaus östlich in der Breite des Mittelschiffes als Chor ein Gewölbejoch mit einer halbrunden Apsis vorlegte. Ja, bei der künstlerischen Verwandtschaft, in der zu St. Stephan die Kirchen zu St. Ják in Ungarn und der Pfarrkirche zu Wiener Neustadt stehen, ist es sogar wahrscheinlich, daß erstere das Vorbild für eine Reihe romanischer Kirchenbauten in Oesterreich und Ungarn war. Die Ausdehnung der alten romanischen Pfarrkirche war noch bedeutend geringer, als jene des heutigen Domes. Sie hatte sammt den Seitenschiffen ungefähr eine Breite von 75 Schuh und eine Länge von 98 Schuh. In dem Riesenportal, mit seiner nach außen im Spitzbogen geöffneten, nach innen noch vorwiegend im Rundbogen gestalteten Vorhalle, den ehemals bemalten, ornamentirten Säulen, den Brustbildern der Apostel und Evangelisten auf den Kämpfern der Säulen und der Christusdarstellung im Tympanon spricht sich ganz entschieden der Charakter der spät romanischen Architektur und Sculptur aus. Die über dem Dache in Polygonform aufsteigenden Thürme bis zu den Thurmhelmen dürften aber nicht mehr der ältesten Anlage zuzurechnen sein. Diese, sowie die Thurmhelme mit den kleinen Gibelansätzen und den Gallerie-Einfassungen an den Thurmspitzen sind entschieden das Werk einer Restauration aus der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts und sie machen auf uns den Eindruck, als sollte dadurch der Theil der romanischen Façade mit dem gothischen Neubau in eine stylistische Harmonie gebracht werden. Ebenso sind auch das hohe schlanke Fenster über dem Riesenportal und die beiden gothischen Kapellenanbauten Werke einer späteren Bauzeit.

Der Kirche zu St. Stephan steht der Bauzeit nach am nächsten das Langhaus oder Schiff der Hofpfarrkirche zu St. Michael mit Ausschluß des Thurmes. Hier treffen wir zwar einen Grundriß, der mit jenem der Stephanskirche und der Frauenkirche bei den Schotten übereinstimmt, aber bereits ein ausgebildetes Pfeilersystem mit spitzbogigen Arkaden; die Pfeiler sind gegliedert

mit Halbsäulen, auf denen die Rippen des Kreuzgewölbes absetzen; die Kapitäle vorwiegend romanisch, bestehend aus Motiven der Pflanzen- und Thierwelt. Auch die Verhältnisse des mittleren Schiffes zu den Seitenschiffen verrathen noch den Charakter der alten Bauweise. Das Mittelschiff hat eine Höhe von 53 Fuß und eine Breite von 26 Fuß, die Seitenschiffe eine Höhe von 25 Fuß und eine Breite von 13 Fuß. Rundbogige Fenster oberhalb den Arkaden beleuchten das Mittelschiff und an der Außenwand der Kirche zieht sich längs des Langhauses unter dem Dache ein romanischer Rundbogenfries hin. Im Ganzen verräth die Anlage des Langhauses zu St. Michael, daß der Baumeister sich gleichfalls den Grundriß der alten St. Stephanskirche zum Vorbilde nahm. Es läßt sich aber doch nicht verkennen, daß die Verhältnisse des Baues schon schlanker und leichter geworden sind und in dem System wie in den dekorativen Formen der Kampf zwischen der alten und der neuen Kunstrichtung begonnen hatte, daher auch mit Recht St. Michael zu den Bauwerken des Uebergangsstyles gezählt wird.

Wie sich nach dem Ausbau der St. Michaelshofkirche die kirchliche Baukunst in unserer Stadt weiter entwickelt hatte, darüber belehrt uns kein noch erhaltenes Denkmal, wiewohl gerade zahlreiche Thatsachen dafür sprechen daß im XIII. Jahrhundert eine Reihe neuer Gotteshäuser entstanden. Die zwei großen, den Kreuzzügen ihre Entstehung verdankenden Orden: der deutsche Orden (zwischen 1200 — 1240) und die Johanniter (um 1200) errichteten Komthureien, an die Stelle der Templer wurde der Orden der Prediger (um 1250) berufen, fast gleichzeitig ließen sich auch die Minoriten nieder. Konstantia, die Gemahlin Königs Bela IV., gab die erste Anregung zum Bau des Klosters der Himmelspforte (um 1230) und unter König Ottokar begegnen wir (um 1228) bereits den Cisterzienser-Nonnen zu St. Niklas in der Singerstraße. Außerhalb der Stadtmauern entstanden die Pfarrkirche und das Cisterzienser-Kloster in der St. Niklas-Vorstadt (um 1200), das Heiligengeist-Kloster jenseits des Wienflusses (1208), das Bürgerspital vor dem Kärnterthor (um 1257), die Kolomanskirche (um 1250), der Klagbaum (um 1267), die St. Ulrichskirche zu Zaismannsbrunn (um 1211), St. Magdalena vor dem Schottenthore (um 1237). Welch' zahlreiche Aufgaben waren daher nicht der Architektur in dieser für den Uebergang vom romanischen zum gothischen Baustyle wichtigen Epoche zugefallen! Wäre uns das eine oder andere dieser Bauwerke noch erhalten, so würden wir einen interessanten Einblick in den ganzen Entwicklungsgang gewinnen und festzustellen vermögen, wie unsere Baumeister diesen Uebergang fanden und wie lange der ganze Umbildungsprozeß der Bauformen dauerte, bis der gothische Styl in seiner Reinheit auftrat.


C. WALDHEIM K.A WIEN

Das älteste gothische Bauwerk von größerem Umfang, welches noch besteht, ist der Chor der Domkirche von St. Stephan. Wann mit dem Bau begonnen wurde, darüber herrscht einiges Dunkel und nur als wahrscheinlich können wir aus einzelnen urkundlichen Andeutungen annehmen, daß der Beginn zwischen 1300—1310 fällt, wiewohl die Einweihung des Chores urkundlich erst 1340 vorgenommen wurde. Der Chor ist, wie jener von Heiligenkreuz, ein dreischiffiger Hallenbau mit gleich hohen Räumen und ansehnlichen Weiten; jedes Chorschiff bei St. Stephan hat aber einen dreiseitig polygonen Schluß, der in der Mitte stärker hervortritt. Die Pfeiler sind lebhaft gegliedert; ein starker Kapitälkranz theilt die Glieder von den ebenfalls stark profilirten Gurten und Rippen des Gewölbes. Die Fenster sind mit reichen Maßwerk geschmückt, die Strebepfeiler einfach; zwischen Fialen, welche sich über ihnen erheben, zieht sich eine kräftige Dachgallerie als obere Krönung hin.

Wenn man die imposante Choranlage bei St. Stephan in Betracht zieht und sie mit dem fortbestandenen romanischen Schiffe in eine Parallele bringt, so geht daraus hervor, daß unzweifelhaft schon der erste Habsburger, Kaiser Albrecht I., sich mit dem Gedanken beschäftigte, St. Stephan eine größere Bedeutung zu geben als die Kirche bisher besaß. Oder welchen Zweck hätte auch ein dreifacher Chor gehabt, wenn nicht schon damals der Gedanke vorhanden gewesen wäre, die Pfarrkirche in eine Propstei umzugestalten? Wollte man vielleicht annehmen, daß Albrecht nur den Umbau des mittleren Chores ins Auge gefaßt habe, und daß die Idee des Anbaues der zwei Seitenchöre erst später entstand, so wäre eine solche Anlage aus bautechnischen Gründen nicht zuläßig. Der dreifache Chor, wie er noch heute besteht, ist aus einer künstlerischen Konzeption hervorgegangen und hat noch eine besondere Bedeutung, weil er eine der frühesten deutschen Hallenbauten ist und die Anwendung des Hallensystemes der kirchlichen Architektur in Oesterreich eine bestimmte Richtung gab, indem sie sich der deutschen Bauweise anschloß. Der gothische Styl trat bei uns deshalb auch einfacher und nüchterner auf, wie in Prag, Kuttenberg, Kaschau u. s. w., wo unter dem Einfluß schwäbischer und französischer Künstler sich das prunkvolle System französischer Kathedralbauten Bahn brach, welches durch seine Chorumgänge mit eingeschobenen kapellenartigen Räumen, durch imposante Façaden mit reichgegliederten Portalen oder hoch in die Lüfte schwebenden Strebebögen und Fialen eine so mächtige Wirkung zu erzielen mußte.

Durch das System des Chores war übrigens auch der Weg für den Umbau des Langhauses vorgezeichnet, von dem die späteren Baumeister nicht mehr abweichen konnten. Die Anordnung der beiden großen Thürme weist dagegen darauf hin, daß man bei dem Entwurf des Planes den Fortbestand der Westfaçade mit den beiden sogenannten Heidenthürmen im Auge hatte.

Zum Langhaus und südlichen Hochthurm legte, wie gegenwärtig angenommen wird, Herzog Rudolf IV. im Jahre 1359 den Grund; die Vollendung des Langhauses fällt aber nach wiederholten langen Unterbrechungen und Störungen erst in das Jahr 1446, während welcher Zeit auch der Bau des Bischofs- und Singerthores, der sogenannten Tirna- und Eligiuskapellen zu beiden Seiten der Westfaçade und der Bau der Kathrinenkapelle an der Halle des Hochthurmes zu Stande kamen. Die Vollendung des Hochthurmes wurde im Jahr 1433 gefeiert.

Das Langhaus der Kirche sammt den Kapellenanbauten trägt deutlich die Spuren eines lange geführten bis in die Spätzeit der Gothik hinaufreichenden Bauwerkes. Es besteht aus drei gleich hohen Schiffen wie der Chor, welche mit spitzbogen Netzgewölben überdeckt sind, deren Rippen sich aus reichgegliederten Pfeilern entwickeln. Die Gliederung der Pfeiler aus runden Diensten und Hohlkehlen bestehend, wird von Baldachinen unterbrochen, unter denen Figuren auf Konsolen stehen. Mittelschiffe und Seitenschiffe sind durch spitzbogige Arkaden verbunden; große viertheilige mit reichen Maßwerk ausgestattete Fenster beleuchten die Seitenschiffe. An der Außenseite des Langhauses treten starke Strebepfeiler mit Tabernakeln und Fialen vor, zwischen denen an der Dachgesimsung große Giebel emporsteigen, wovon jedoch in älterer Zeit nur einer an der Südseite ausgebaut war, während die übrigen Giebelverkleidungen sowohl der Nordseite als der Südseite des Domes das Werk unserer Tage sind. Die Eckkapellen an der Westfaçade sind in zwei Geschosse getheilt. In dem unteren Geschoß der Nordseite ist die Tirna-, in jenem der Südseite die Eligius-Kapelle. In dem oberen Geschosse der Südseite ist die Bartholomäus-Kapelle und in jenem der Nordseite die Kapelle des Johannes des Täufers. An den Ecken der Außenseite dieser Kapellen stehen die erneuerten Standbilder Herzog Albrechts V. und seiner Gemalin Elisabeth. An beiden Seiten des Langhauses sind Eingänge mit reichgeschmückten polygonen Vorhallen, das Singerthor (Südseite) und das Bischofsthor (Nordseite), deren Portale durch ihre Tympanons mit der Darstellung der Bekehrung und Enthauptung des Apostel Paulus bemerkenswerth sind. Die Standbilder weltlicher Personen im Innern des Singerthores stellen Herzog Rudolf IV. und seine Gemalin Katharina und jene im Innern des Bischofthores wahrscheinlich Herzog Albrecht III. und seine Gemalin Elisabeth vor.

Der hohe südliche Thurm, auf breiter Basis sich aufbauend, mit kolossalen ins Eck gestellten Streben, hat zwei hohe viereckige Geschosse und einen noch höheren, von vier schlanken Fialen umgebenen zweistöckigen Aufbau, aus welchem sodann pyramidal der durchbrochene Steinhelm emporsteigt. Ueber jeder Seite des Erdgeschosses erhebt sich ein in Höhe und Form

jenen des Schiffes ähnlicher Giebel, über dem zweiten Geschosse zwei in einander verschränkte Giebel, während unterhalb der Letzteren die Fenster mit Eselsrücken gekrönt sind. Der freie Raum an der Südseite des Thurmes, der durch die stark vortretenden Streben entstand, wurde zum Bau einer Vorhalle benutzt, über den drei spitzbogigen Eingängen des „Primglöcklein=thores“ sind unter den zwei Fenstern die Wappen der österreichischen Lande angebracht. Im Innern des Thurmes zeigte man vor dem Umbau des Thurm=helmes die steinerne Bank, von welcher Rüdiger Graf Starhemberg während der zweiten Belagerung Wiens das feindliche Lager beobachtete. — Der unaus=gebaute nördliche Thurm ist im Allgemeinen übereinstimmend mit der Kon=struktion des vollendeten Thurmes und zeigt nur in Einzelheiten wie dem Aufbau der Giebel die Merkmale der Entartung der Gothik an sich. Der Ein=gang trägt hier den Namen „Adlerthor“. Im Innern der Thürme sind gegen Osten zu achteckige Kapellen mit kleinen vortretenden Chorabschlüßen eingebaut. Die in dem ausgebauten Thurme befindliche Kapelle führt die Bezeichnung: Kathrinenkapelle, jene in dem unausgebauten Thurme heißt: Barbara=kapelle. — Sowie das romanische Westportal, war auch das Innere der St. Stephanskirche Chor und Schiff bemalt. Die Maßverhältnisse der Kirche sind: Länge, Chor und Schiff 322 Fuß, Breite des mittleren Schiffes und Chores 33½ Fuß, Breite eines Seitenschiffes und Seitenchores 28 Fuß Höhe, des mittleren Schiffes 86 Fuß, eines Seitenschiffes 69 Fuß. Der aus=gebaute Thurm hatte vor der letzten Erneuerung des Helmes eine Höhe von 432 Fuß, gegenwärtig eine Höhe von 436 Fuß.

Unterhalb des Chores der Kirche liegt die herzogliche Gruft, zu deren Erbauung Herzog Rudolf IV. den Anstoß gab. Um dieselbe breiten sich noch über den Grundplan der Kirche hinaus, insbesonders in der Richtung gegen den Domherrn= und Zwettlhof, weite, tief liegende Grufträume aus, welche unter dem Namen: Katakomben bekannt sind. Mit deren Anlage wurde erst um das Jahr 1486 begonnen, nachdem das Beinhaus der Magdalenenkapelle für die Unterbringung der Gebeine nicht mehr ausgereicht hatte. Der älteste Karner bei St. Stephan lag am südlichen Seitenschiff an der Stelle der sogenannten unteren Sakristei. Aber schon 1340 befand sich am Stephansfriedhof ein neuer Karner, der bald darauf (1378) mit der Benennung die Maria Magdalenenkapelle vorkommt, die in späterer Zeit vergrößert und am 12. September 1781 durch einen Brand zerstört wurde. Sie lag hinter der Kantorei vor der Front des heutigen Hauses Nr. 875 am Stockimeisenplatz.

So schwierig es ist tiefer in die Entwicklung des ganzen gothischen Baues der St. Stephanskirche einzugehen, weil eben die wesentlichste Grundlage hiezu: eine erschöpfende, kritische Baugeschichte fehlt, aus demselben Grund

sind wir auch über die Baumeister des Domes nur theilweise unterrichtet. Die alten Tafeln der Wiener Baumeister-Genossenschaft erzählen, daß Oktavian Volkner die alte romanische Kirche erbaut habe. Worauf diese Angabe beruht, ist um so weniger zu ermitteln, als die Baumeister-Tafeln erst im XVI. Jahrhundert entstanden sind. Welcher Baumeister den Plan zum albertinischen Chor, dem ältesten gothischen Bau, entwarf, darüber ist nicht einmal eine Vermuthung aufgetaucht. Von Herzog Rudolf IV., welcher einen Plan zum gänzlichen Umbau des Domes anfertigen ließ, wird bloß erzählt, daß er einen Baumeister aus Klosterneuburg dazu berief, ohne daß dessen Name genannt wird. Nur als wahrscheinlich gilt die Angabe, daß dieß Meister Wenzla war, derselbe Baumeister, welcher später bei dem Bau des Hochthurms beschäftigt war und noch im Jahre 1404 in den Kirchenrechnungen erwähnt ist. Gleichzeitig mit Wenzla erscheint seit 1388 aber auch Ulrich Helbling als Baumeister beschäftigt. Nach dem Tod des Wenzla wird Peter v. Prachawitz genannt (1405—1429), dem aber Ebendorfer kein glänzendes Zeugniß hinterließ, indem er bemerkt, „daß die Nachfolger Wenzla's den hohen Verstand des ersten Meisters nicht begreifen konnten." Auf diesen folgte Hanns v. Brachadicz, dem das Glück vorbehalten war, die Spitze des Hochthurmes (3. Oktober 1433) zu krönen. Nach dessen Tod (1439), erscheint von 1439—1445 ein Meister Hanns und auf diesen kam Hanns Puchsbaum an die Reihe (1445—1454), welcher den Bau des zweiten unausgebauten Hochthurmes begann und den Bau des Langhauses zum Abschluß brachte. Hierauf waren an dem Baue Lorenz Spenyng bis 1461, die Meister Georg Pann und Simon Achleitner bis 1481 und Leonhart Steinhauer von Erfurt bis 1485 beschäftigt. An die beiden letzten bedeutenden Meister Georg Oechsel und Hanns Pilgram von Brünn (von 1495—1511) knüpft sich der bekannte Werkstreit, wornach Ersterer durch Pilgram von dem Bau von St. Stephan, wider die Satzungen der Bauhütte verdrängt wurde. Pilgram wird der Bau der beiden Vorhallen beim Bischof- und Singerthor und der Plan zur schönen Kanzel im Schiff der Kirche zugeschrieben. Auf Pilgram folgte Georg Hauser (um 1516—1520), der mit Pilgram an dem Halbthurm arbeitete.

Von der einstigen reichen Ausschmückung des Domes geben noch die gegenwärtigen Ueberreste Zeugniß. Im Innern des Schiffes stehen beim Eingang in die Tirna- und Eligiuskapelle zwei zierliche gothische Ciborien-altäre; im Mittelschiffe die früher erwähnte prächtige Kanzel, an deren Fuß unterhalb der Treppe das Bildniß des Baumeisters Pilgrams angebracht ist. An der Brüstung der Kanzel sind die Brustbilder der vier Kirchenväter Gregor, Augustin, Hieronymus und Ambrosius sichtbar. Im nördlichen Seitenschiff ist über dem St. Peter und Paul der von Meister Georg



Dechsel herrührende Orgelfuß, an dem ähnlich wie bei der Kanzel das Brustbild des Meisters sichtbar ist. Die Kathrinenkapelle schmückt ein gothisches mit Figuren geschmücktes Taufbecken aus Marmor. Im mittleren Chor stehen die schönen im Jahre 1484 von dem Wiener Bildhauer Wilhelm Rollinger angefertigten Chorstühle, welche, aus doppelten erhöhten Reihen bestehend, zu den hervorragendsten Werken dieser Art gehören. — Hinter dem Hochaltar sind im Chorschluß noch zwei Fenster vollständig mit alten Glasmalereien geschmückt. Ueberreste solcher Malereien sind auch in den Vorhallen der Seiteneingänge und an zwei Fenstern der Eligiuskapelle erhalten. — Unter der großen Anzahl von Grabmälern ist von hoher künstlerischer Bedeutung im südlichen Seitenchor das Grabdenkmal von Kaiser Friedrich IV. Dasselbe, in Salzburger Marmor ausgeführt, ruht auf einem zwei Fuß hohen Sockel und ist von einem aus Pfeiler und Bögen bestehenden Geländer umgeben. Der Sargdeckel zeigt die Gestalt Friedrich IV. im Kaisergewand mit dem Reichsapfel in der Rechten und dem Scepter in der linken Hand und umgeben von den Wappen der fünf österreichischen Hauptlande. Um den Rand des Deckels läuft eine Inschrift. Die Längen und Schmalseiten des Sarkophages sind mit Wappen und bildlichen Darstellungen, welche sich auf kirchliche Stiftungen des Kaisers beziehen, geschmückt. Die Ausführung dieses Denkmals, deren Kosten 40.000 Dukaten betrugen, wurde dem Meister Nikolaus Lerch aus Leyden übertragen. Bei dessen Tode im Jahre 1493 war nur der Sargdeckel vollendet. Von wem die übrigen Theile des Monuments, ist noch nicht genau ermittelt und wir wissen nur, daß damit bis zum Jahre 1513 Meister Dichter beschäftigt war.*) Das älteste Grabdenkmal steht im nördlichen Seitenchor. Auf dem Sargdeckel sind die lebensgroßen Figuren eines Herzogs und einer Herzogin angebracht, welche bald auf Rudolf IV., bald auf Albrecht III. bezogen werden. Ebenso unaufgeklärt ist das Grabdenkmal, welches im Aeußern der Kirche neben dem Singerthore steht. Man hielt es bisher für das Grab des Meisters der höfischen Dorfpoesie Nithart, was aber ungeachtet des Umstandes, daß Wolfgang Schmelzl gleichfalls darauf hinweist, keine Berechtigung hat.

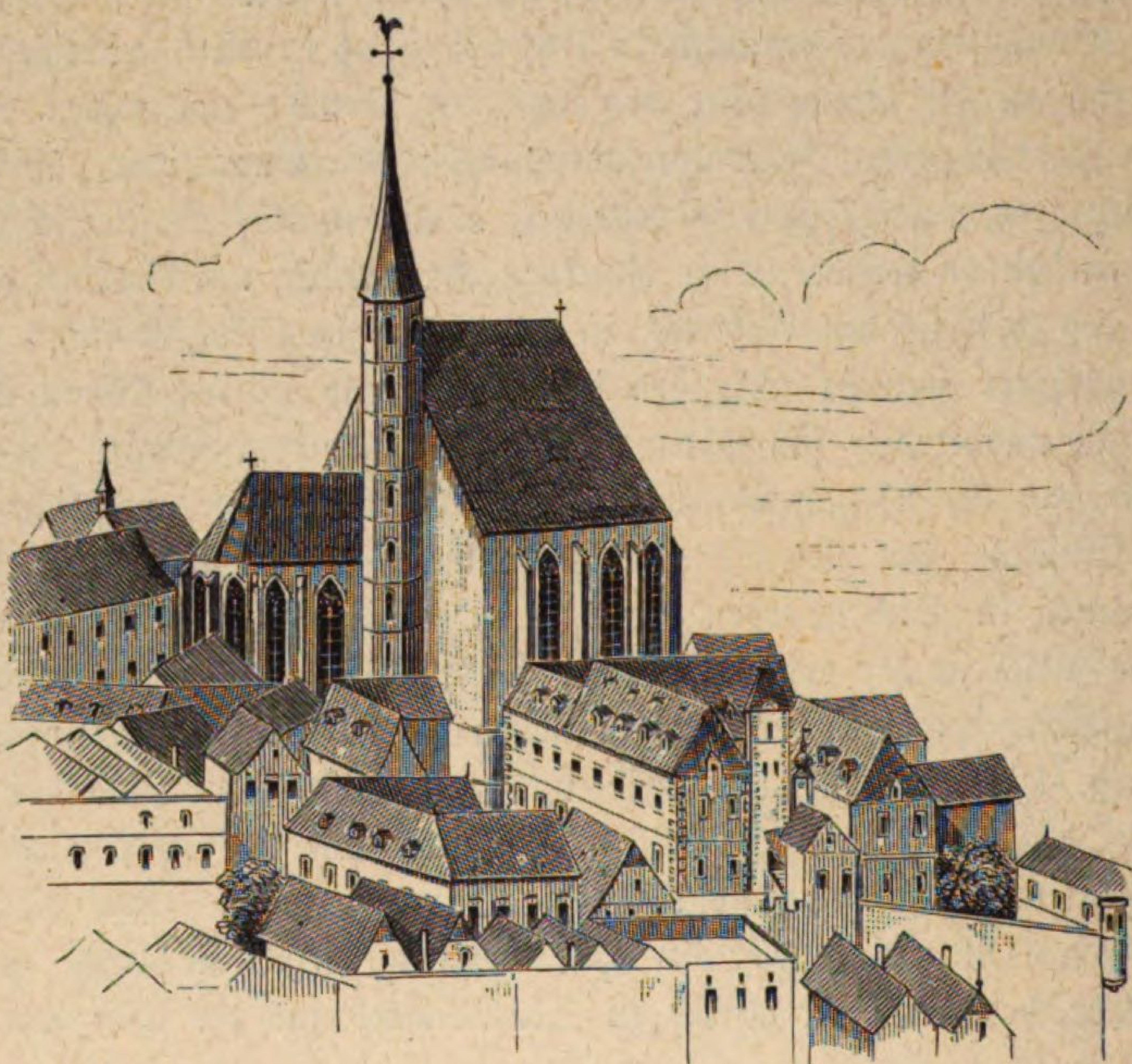
Ein so großartiges Bauwerk wie der Dom zu St. Stephan, an dessen Ausführung durch die ganze Epoche des gothischen Styles gearbeitet wurde, konnte nicht ohne Einfluß auf andere kirchliche Bauten in- und außerhalb Wiens sein. Es lag dieß schon im Geist der Organisation der großen Baugenossenschaften, welche, aus den engen Genossenschaften der Klostergemeinden hervorgegangen, sich an den Hauptorten Deutschlands gebildet hatten. Wir

*) Auf Seite 145 haben wir bemerkt, daß dieses Grabdenkmal ursprünglich für die Kaiserin Eleonora bestimmt war — ein von uns begangener Irrthum, den wir hiemit berichtigen.

wissen, daß schon frühzeitig das ganze deutsche Reich in vier große Baubezirke, „Haupthütten", getheilt worden war. An der Spitze desselben stand die Bauhütte zu Straßburg, welcher die drei Bauhütten zu Köln, Zürich und Wien untergeordnet waren. Ein Großmeister der deutschen Steinmetze, der seinen Sitz in Straßburg hatte, leitete die Angelegenheiten der vier Bauhütten; er entschied in letzter Instanz in allen wichtigen Fragen und genehmigte die Pläne aller bedeutenderen Dome. Bei außerordentlichen Anläßen wurden große Generalversammlungen der Baumeister, ähnlich den Architektentagen unserer Zeit, abgehalten, in denen über künstlerisch-technische Fragen entschieden wurde. Jeder einzelnen Haupthütte unterstanden die Baumeister des betreffenden Gebietes in allen wichtigen künstlerischen Fragen. Die Haupthütte von St. Stephan in Wien reichte an der Donau aufwärts bis Passau und kreuzte sich oben in Sachsen mit dem Bezirk der Kölner Bauhütte, an der Donau abwärts, soweit überhaupt die christliche Kultur drang. Einflüsse der St. Stephans-Bauhütte lassen sich selbst an den Kirchenbauten in Siebenbürgen verfolgen *). Wien selbst eröffnete aber der Bauhütte gleich in der ersten Epoche des gothischen Styles das reichste Feld der Thätigkeit. Zunächst der Burg erhoben sich 1303 das Nonnenstift bei St. Clara, 1316 die Ludwigskapelle und um 1330 der Bau der großen Kirche bei den Minoriten und 1330 die Kirche und das Kloster der Augustiner. Weiters entstanden um 1300 die Salvatorkapelle, 1326 die deutsche Ordenskirche, 1330 die Kirche der Himmelpforte, 1340 die Kirche zu Maria am Gestade, der Chor der Kirche zu St. Michael und der neue Karner am

*) In welchem Verhältnisse die Wiener Bauhütte zur Zunft der Wiener Steinmetze und Maurer stand, darüber wissen wir keine näheren Aufschlüsse zu geben. Soviel läßt sich nur annehmen, daß die eigentlichen Verbrüderungen der Maurer und Steinmetze, welche die Technik des Handwerks in sich begriffen, von den Zünften der Maurer und Steinmetze gänzlich verschieden waren. Erstere unterstanden in Bezug auf die kunstgerechte Behandlung der auszuführenden Werke den Gesetzen der Meister der vier großen Haupthütten Deutschlands. Die Baukunst wurde geheim gehalten und daher in eine symbolische Sprache und in symbolische Formen gehüllt, deren schriftliche Aufzeichnung oder Mittheilung an Fremde strenge verboten blieb. Nach dieser Richtung hin standen die Meister und Gehilfen unter der Gerichtsbarkeit der einzelnen großen Bauhütten. Die Zunft der Maurer und Steinmetze, welche sich dem Stadtrath unterordnen mußte, hatte nur jene Beziehungen im Auge, welche die Rechte der Meister und das Lohnverhältniß zu den Gesellen betraf. Die ältesten Wiener Steinmetz- und Maurer-Ordnungen vom Jahre 1412 und 6. Juni 1430 beschäftigten sich daher auch nur mit der Regelung des Lohnes für die Gesellen und jene vom 2. August 1435 gibt zwar einige Andeutungen über die Bedingungen, unter denen sich hier ein Steinmetz oder Maurer als Meister niederlassen durfte, aber die Zechmeister hatten vor dem Rath nur zu bestätigen, daß er sich über die ordentliche Erlernung seines Handwerks ausgewiesen. Ein Unterschied zwischen einheimischen und fremden Meistern ist daraus nicht ersichtlich.

St. Stephansfriedhof. Außerhalb der Stadt wurden 1330 St. Martin vor dem Widnerthore, 1350 die Pfarrkirche in St. Niklas, 1349 St. Theobald auf der Laimgrube, 1350 die Pfarrkirche St. Niklas auf der Landstraße und 1387 das Hieronymuskloster erbaut.



Bei der noch erhaltenen Kirche des ehemaligen Minoritenklosters begegnen wir, wie bei St. Stephan, der Anwendung des Hallensystems. Zwei Reihen von je vier Pfeilern theilen den Raum in drei gleich hohe Schiffe, von denen jedoch das Mittelschiff breiter ist. Kreuzgewölbe mit profilirten Rippen bedecken die Gewölbjoche; die Rippen laufen an den Pfeilern ohne Unterbrechung tief herab, stützen sich drei Klafter über den Fußboden auf Halbsäulen und Dienste und geben dadurch den Pfeilern eine leichte, durchgebildete Form. Das Mittelschiff schließt gradlinig, das nördliche Seitenschiff polygon aus dem Achteck ab. Die Façade der Kirche wird durch zwei ungleich starke Nebenpfeiler untertheilt. Am westlichen Abschluß des Mittelschiffes erhebt sich ein schlanker Thurm im Viereck und geht über dem Dachgesims in das Achteck über. Einen werthvollen Bestandtheil der Kirche bildet das Hauptportal durch seine edlere Gliederung und seine schönen Skulpturen. Als Baumeister der ältesten nicht mehr bestehenden Kapelle (aus dem J. 1289), nennen die Tafeln der Bau- und Steinmetzmeister den Hanns Schimpfenpfeil von Stockholm. Im 14. Jahrhundert erscheinen als Baumeister 1385,

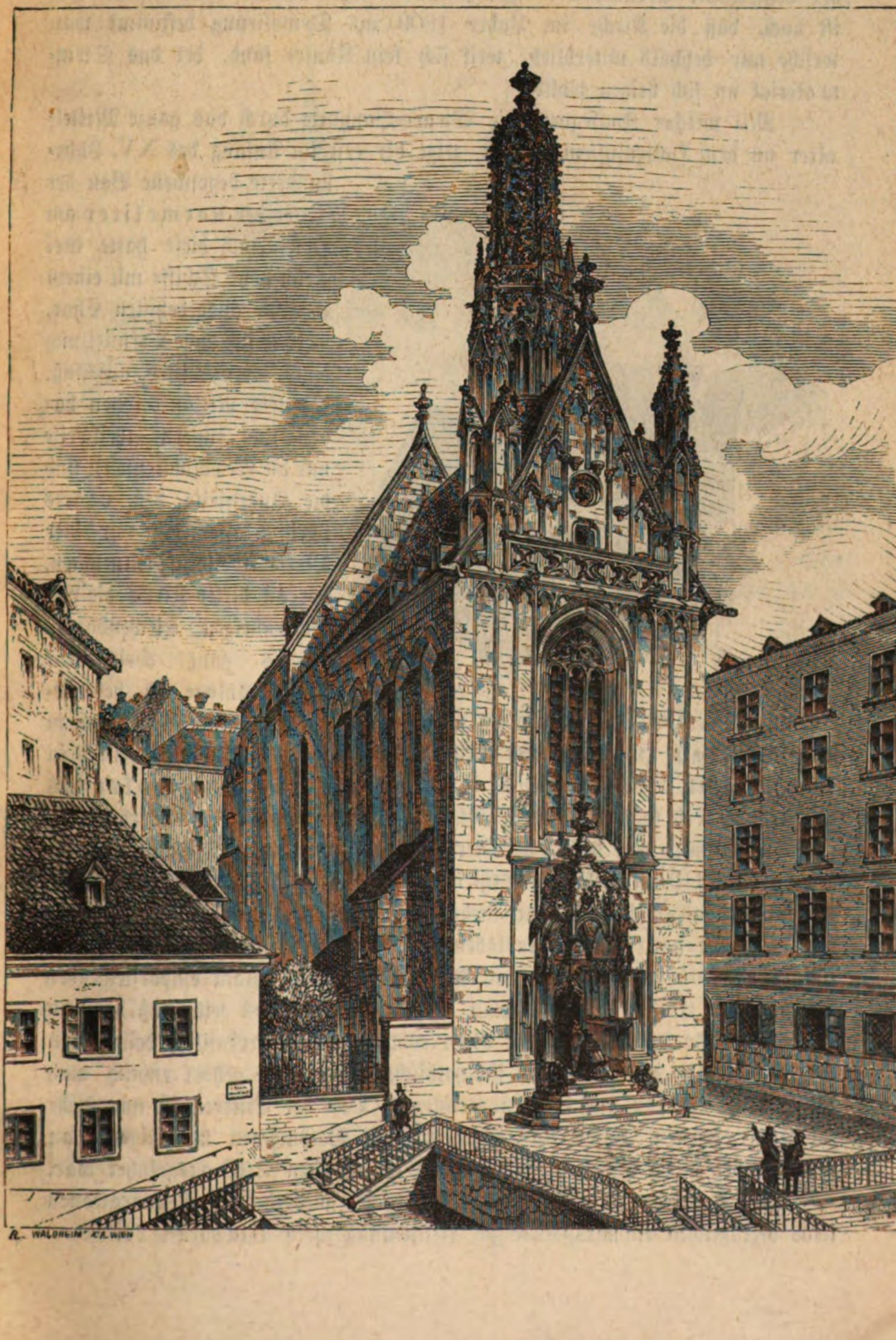
Nikolaus, Ordenspriester der Minoriten, und Hanns, Ordensbruder der Franziskaner.

Auch das gleichzeitig mit dem Chor von St. Stephan und der Minoritenkirche erbaute Langhaus der Hofkirche bei den Augustinern zeigt die Anwendung des Hallensystems. Fünf schlanke Pfeilerpaare, welche jedes der Schiffe in sechs Joche theilen, tragen die Kreuzgewölbe, die Rippen der Letzteren setzen in der Mitte wie an den Wänden auf den Laubwerkkapitälen von Pfeilerdiensten ab, welche bis an den Sockel herabreichen. Der um vier Stufen höher liegende, um dieselbe Zeit erbaute Chor schließt sich in der Breite des Mittelschiffes an und ist, wie bei St. Stephan, lang gestreckt, indem er aus fünf gleich großen Travue's besteht, welche mit Doppel-Gewölben eingedeckt sind. Die Gewölbrippen setzen in derselben Gliederung wie im Schiff an den Wandpfeilern ab. Der Chorschluß, mit einem Sterngewölbe überdeckt, schließt mit sieben Seiten eines Zehnecks ab. Beleuchtet werden Schiff und Chor von ungewöhnlich hohen spitzbogigen Fenstern, die einst zum Theil mit Glasgemälden geschmückt waren. An die Südseite des Chors schloß sich früher ein Kreuzgang, in dessen ehemaligem Hofraum die gleichzeitig mit dem Kirchenschiffe erbaute Georgskapelle steht, ein zweischiffiger in 3 Gewölbjoche getheilter Bau mit dreiseitigem Chorabschluß, der in der Durchbildung der Formen mit dem Kirchenschiff vollständig übereinstimmt. Als Baumeister der Kirche bezeichnen die Tafeln den Bau- und Steinmetzmeister Dietrich Landtner aus Baiern. Für die mittelalterliche Architektur Wiens ist die Augustinerkirche noch von dem Gesichtspunkt aus von besonderem Interesse, weil sie der einzige einheitlich und in rascher Zeitfolge durchgeführte Bau aus der Blütezeit des gothischen Styles ist.

In die Frühzeit der gothischen Architektur gehören noch der Chor der Hofkirche zu St. Michael und zwei größere Kapellen, jene des Rathhauses und des deutschen Ordens. Ersterer entstand in zwei verschiedenen Perioden. Das erste Chorquadrat mit seinen Doppelgewölben fällt noch in die erste Hälfte des XIV. Jahrhunderts; das zweite Quadrat mit dem Abschluß und den Absidialkapellen in die erste Hälfte des XV. Jahrhunderts, wie dieß auch aus der Art der Einwölbung und der Gliederung der Dienste ersichtlich ist. Die Baumeister des Chores wie des Schiffes sind unbekannt. — Von der Rathhauskapelle gehört in die Blütezeit der Gothik nur der gegen die Wipplingerstraße zu gelegene Theil, und selbst dieser ist nicht mehr in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten, sondern die Kapelle, ursprünglich im ersten Stockwerke gelegen, wurde im Jahre 1361 umgestaltet, indem der Fußboden auf die ebene Erde herabgelassen wurde. Dadurch erhielt sie nur die Ausdehnung zweier Gewölbe und schließt mit einem polygonen Chore ab. Die ungemein schlanken Verhältnisse und die Gliederung

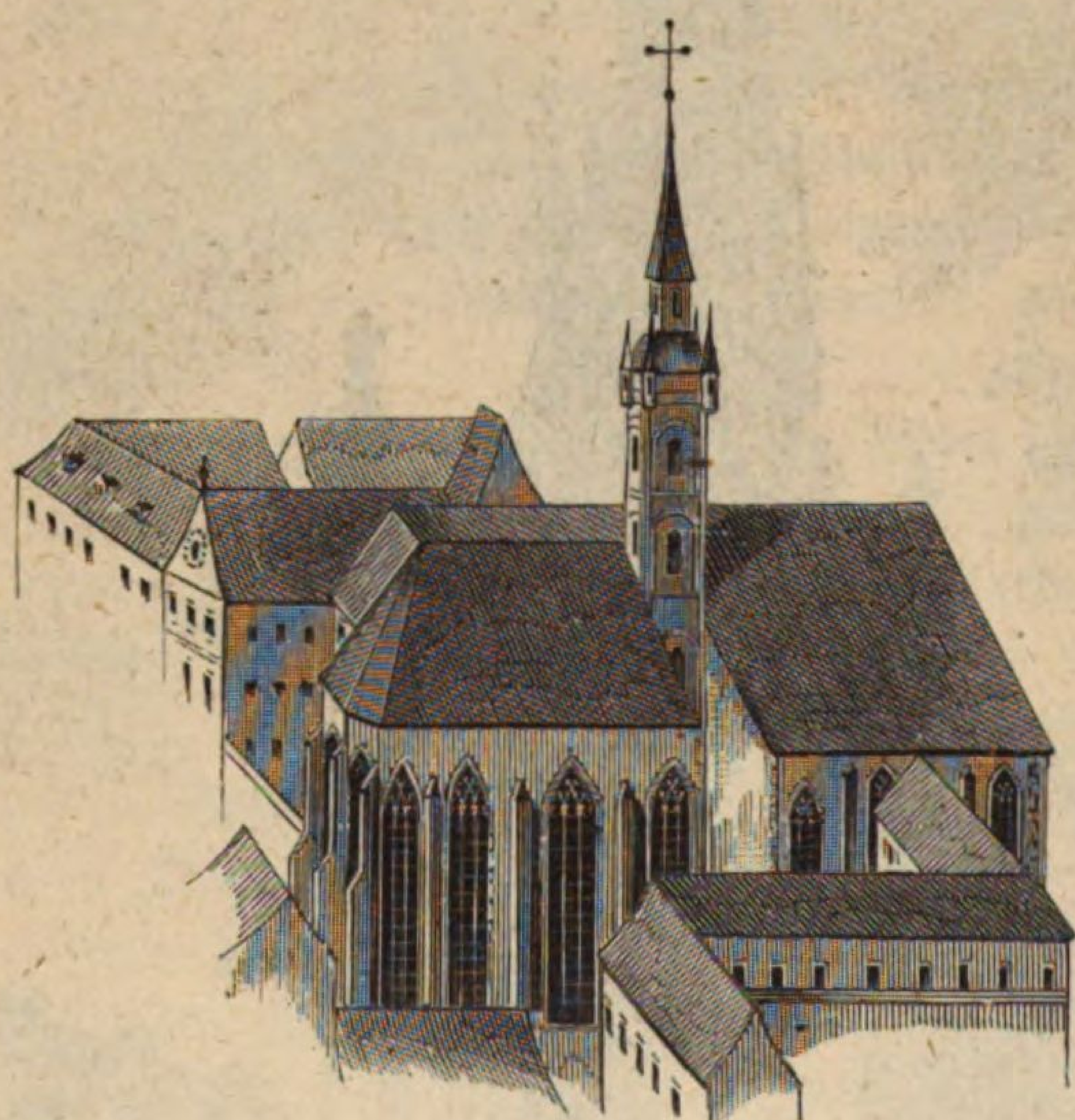
der Dienste, auf welche die Rippen der Kreuzgewölbe absetzen, erinnern an die Augustinerkirche. Die zweite anstoßende Kapelle mit ihrem verschobenen Grundriß, dem unregelmäßigen Netzgewölb und den breiten Zierrippen weist hin, daß dieselbe erst im XVI. Jahrhundert erbaut wurde. Der Baumeister des ältesten Theiles der Kapelle war nach den Tafeln der Bau- und Steinmetzmeister Nikolaus Scheibenböckh aus Linz. Am Fußboden der jüngeren Kapelle ist eingemauert der Grabstein eines Kaplans der Kirche aus dem Jahre 1342. — Der Bau der Elisabethkapelle des deutschen Ordens ist ein einschiffiger Bau mit Kreuzgewölben, dessen Rippen in Form von Diensten bis zu den Sockeln der Wandpfeiler herabreichen. Erbaut wurde die Kirche nach den Tafeln der Baumeister von Georg Schiffering aus Nördlingen.

Zu den interessantesten Werken gehört die Kirche bei Maria am Gestade (vergl. die beifolgende Abbildung). Im Grundriß hat sie wegen des schmalen, nach Norden zu abschüssigen Terrains eine ganz unregelmäßige Gestalt; aber die Durchbildung der Formen einzelner Bestandtheile gibt ihr ein ganz eigenthümliches Gepräge. Noch in die Blüthezeit der Gothik fällt der dreiseitig geschlossene und aus drei Gewölbjochen bestehende Chor (erbaut zwischen 1358—1365). Die runden Dienste, aus denen die Rippen der Kreuzgewölbe emporsteigen, setzen in der Mitte der Pfeiler auf Säulen ab. Unter den hohen spitzbogigen Fenstern schmücken die Abschlußwand zierliche Triphorien. Das schmälere, zwischen 1396—1412 angebaute Schiff hat fünf Sterngewölbe, deren Rippen an den Abschlußwänden ohne Vermittlung in schlanke Dienste übergehen. In der Mitte der Abschlußwände werden sie von Baldachinen unterbrochen, unter denen Heiligenstatuen stehen. Eine hervorragende Zierde ist die Hauptfaçade mit ihrer schön verzierten Giebelbekrönung und dem ganz eigenthümlichen Portale, über welches sich ein freistehender Baldachin aufbaut. Eine ähnliche architektonische Anordnung hat das Seitenportal. Weisen schon die beiden Portale auf die Zeit der dekorativen Spätgothik hin, so bildet der Thurm mit seinem kuppelförmigen durchbrochenen Helm eines der originellsten Werke der Schlußepoche der Gothik in ganz Deutschland. — Einen sehr werthvollen Bestandtheil der Gothik bilden auch die Glasgemälde in den Fenstern des Chores mit Vorstellungen aus der Leidensgeschichte Christi, da sie noch der Mitte des XIV. Jahrhunderts angehören. Die Kirche von Maria am Gestade hat aber für uns noch deßhalb einen besonderen Werth, weil sie, mit Ausnahme von St. Stephan, der einzige hervorragende Bau ist, welcher urkundlich nachgewiesen von Wiener Baumeistern ausgeführt wurde. Deren Namen sind: Michael Weinwurm (1394), Ulrich der Breitenfelder und Konrad der Rampersdorfer (1403), Ulrich Entzenfelder (1417) und Benedikt Kölbl (1534). Von diesen ist

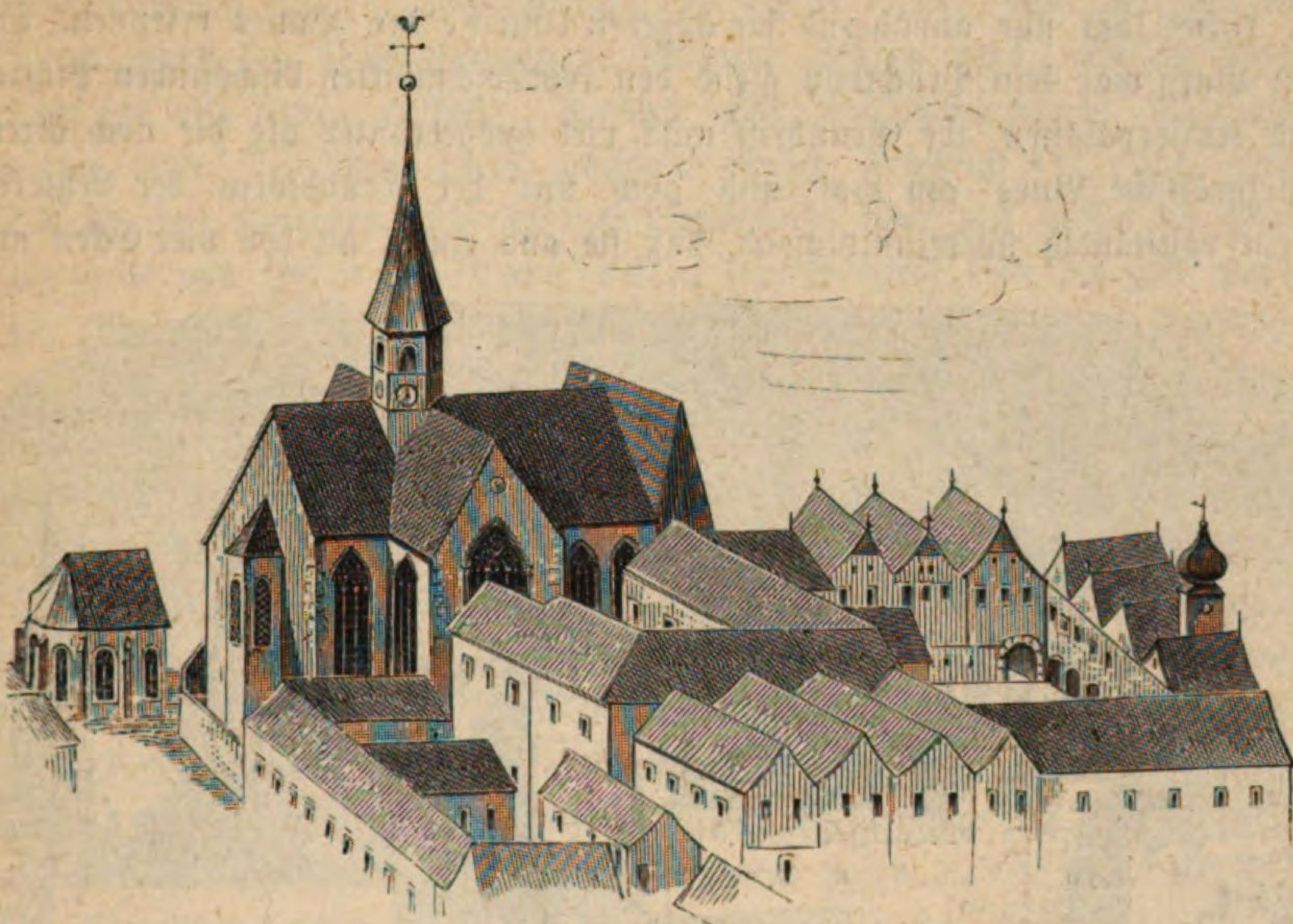


der Letztere der Erbauer des eigenthümlichen Thurmhelmes. Bemerkenswerth ist noch, daß die Kirche im Jahre 1809 zur Demolirung bestimmt war, welche nur deßhalb unterblieb, weil sich kein Käufer fand, der das Steinmaterial an sich brigen wollte.

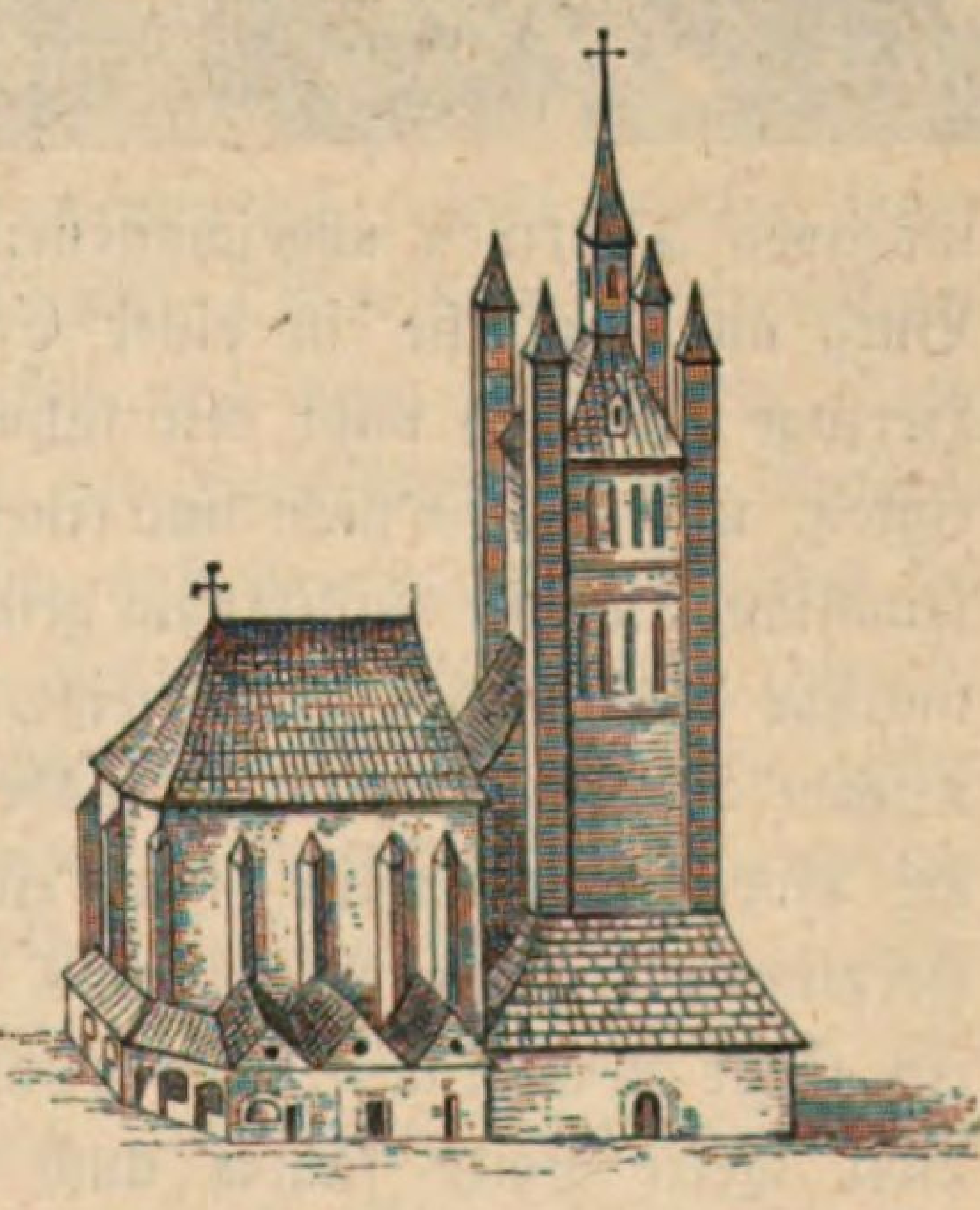
Mit welcher Konsequenz die Wiener-Bauhütte durch das ganze Mittelalter an dem Hallensystem festhielt, zeigt der erst im Anfang des XV. Jahrhunderts begonnene Bau der Kirche der Karmeliter am Hof. Auch diese hatte drei gleich hohe Schiffe mit einem ziemlich ausgedehnten Chor, welcher sich ohne Vermittlung eines Kreuzschiffes anschloß. Spätere Restaurationen haben im Innern theilweise nur die Gewölbbildungen und die Außenseite des Chores übrig gelassen. Wie wir einer älteren Abbildung entnehmen, bot an dieser Kirche die von den übrigen Kirchenbauten Wien's ganz verschiedene Thurm-Anlage ein besonderes Interesse. Der Thurm stieg im Quadrat auf, war bei dem Uebergang zu dem schmächtigen Helm mit vier Eckthürmchen flankirt, ein Motiv, welches in Wien vereinzelt blieb. Baumeister der Kirche war Lukas Schwendler aus Magdeburg. Erst später führten Meister der Wiener Bauhütte das Werk weiter.



Abweichend von dem Charakter der Wiener Architektur scheint auch die um das J. 1410 im gothischen Styl umgebaute Kirche der Schotten gewesen zu sein, wovon gleichfalls nur mehr die nebenstehende Abbildung auf uns kam. Dieselbe hatte ein weitausladendes Kreuzschiff, keine selbstständige Choranlage und über der Vierung des Kreuzstiftes einen schlank emporsteigenden Thurm. Von Einfluß dürfte hierauf der Umstand gewesen sein, daß bei dem Umbau die Hauptanordnung der alten romanischen Pfeilerbasilika beibehalten wurde. — In die Reihe der spätgothischen Bauwerke gehört endlich auch die Burgkapelle und die Rudpertskirche. Von der Ersteren ist nur mehr der Chor erhalten, dessen Aussenseite mit den Baldachinen und Figuren an den Strebepfeilern hinweist, daß dieselbe im reichsten Styl ausgeführt war. — Die Rudpertskirche bietet in Folge wiederholter Restaurationen keine verläßlichen Anhaltspuncte zur Feststellung ihres Bauharakters.

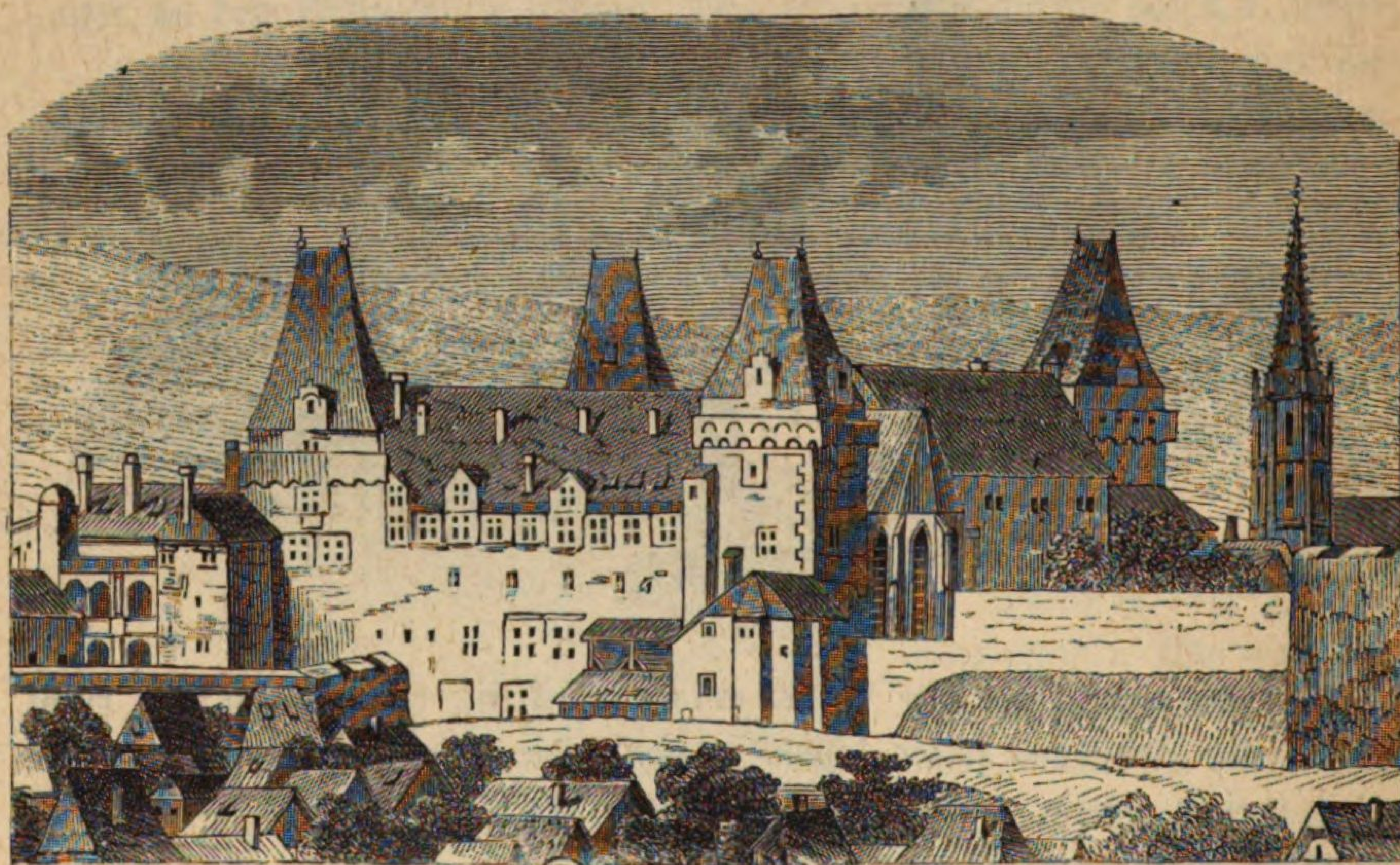


Was endlich die alte Peterskirche betrifft, von der wir hier ebenfalls eine Abbildung folgen lassen, so scheint die romantische Kapelle noch in der zweiten Hälfte fortbestanden zu haben, und in dieser Zeit im gothischen Styl restaurirt worden zu sein. Dafür spricht der Thurm, dessen quadratischer Aufbau den Eindruck eines romanischen Baues macht, der erst später durch die Eckthürmchen verstärkt und mit einem neuen Thurmhelm ausgestattet wurde. Die alte Kapelle lag hinter dem Thurm; der auf unserer Abbildung sichtbare gothische Bau neben dem Thurm war die Valentins-Kapelle, ein Zubau aus der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts.



Von den Werken der profanen Baukunst des Mittelalters kann Wien nur einzelne Ueberreste aufweisen. Wohl stehen heute noch die Mauern und Thürme der alten, von Herzog Leopold VII. erbauten Burg oder des „Pallas“ wie sie Herzog Rudolf IV. in seinem Stiftungsbrief für die Wiener-Universität bezeichnet, aber sie wurde wiederholt so wesentlich umgestaltet, daß davon nichts mehr erkennbar ist. Selbst die älteste hier folgende Abbildung auf der Lautensack'schen Ansicht der Stadt Wien vom

J. 1558 läßt nur annähernd die äußeren Umrisse des Baues erkennen. Die alte Burg war kein Prachtbau gleich den reichgeschmückten bischöflichen Pfalzen und Kaiserpalästen, ihr Grundriß nicht viel ausgedehnter als die noch ältere markgräfliche Burg am Hof und auch mit der Grundform der Letzteren darin vollständig übereinstimmend, daß sie aus einem an den vier Ecken mit



massiven Thürmen abgeschossenen Quadrat bestand. Man sieht es der alten Burg an, daß sie in einer Epoche angelegt wurde, wo die österreichischen Herzoge sich noch nicht mit kühnen hochstrebenden, politischen Plänen beschäftigten, und daß sie nicht nur einen bequemen, sondern auch einen sicheren gegen feindliche Angriffe vollständig geschützten Wohnsitz abgeben sollte. Die gedrückte massive Anlage der Burg zeigt, daß sie noch unter dem Einfluß der romanischen Baukunst entstand, insbesonders, wenn im Auge behalten wird, daß die Burg ursprünglich nur ein Stockwerk hatte und erst unter Kaiser Ferdinand I. das zweite und dritte Stockwerk erhielt. Die Burg umgab ein tiefer Wallgraben, der noch gegenwärtig an der Nordwestseite besteht. Von dieser Seite führte auch eine Zugbrücke zum Haupteingang, welcher durch einen über das Dach emporsteigenden Thorthurm betont war. Vor der Nordwest-Façade der Burg war ein freier, von einer Mauer umschlossener Raum, der Vorhof, in welchem die Turniere und Festlichkeiten abgehalten wurden. An der entgegengesetzten Seite lag bis zu den Augustinern der Burggarten. An der äußeren Umfassungsmauer standen gegen Norden und Süden Nebengebäude für den fürstlichen Hofstaat. Im XIV. Jahrhundert wurde die Burg im gothischen Styl restaurirt; noch zahlreicher waren die

Umgestaltungen im 15. Jahrhundert, in welcher Zeit auch der nördliche Thurm gegen den Michaelerplatz zu erneuert worden war. Welche Wohnräume die alte Burg enthielt, darüber gibt der merkwürdige Theilungsvertrag vom 29. Mai 1458 zwischen Kaiser Friedrich IV. und seinen Brüdern, den Herzogen Albrecht und Sigismund, über den Besitz der Burg, mitgetheilt von Herrn von Karajan in seinem Werk über die alte Kaiserburg (Berichte und Mittheilungen des Wr. Alterthums V.), nähere Aufschlüsse

Dasselbe Schicksal wie die Burg theilte auch das im J. 1455 neugebaute Rathhaus. Noch steht der gegen die Salvatorgasse gerichtete Haupttrakt dieses Baues, aber seine alte Gestalt ist in Folge späterer Restaurationen in seinem Aeußeren nicht mehr erkennbar. Nur die spitzbogigen Gewölbe mit schweren Mittelpfeilern, hie und da eine Gewölbrippe im Innern charakterisiren die einstige Anlage. Durch neuere Untersuchungen wurde auch die Gestalt der alten Rathsstube festgestellt. Sie war ein quadratischer Raum, dessen Plafond, gestützt auf einen in der Mitte stehenden Pfeiler, vier in Viereck aneinander gereihte quadratische Gewölbfelder mit besonders zierlicher Rippenstellung in Netzform hatte. (Siehe S. 154.)

Die Wohnhäuser der Bürger erhoben sich in der Regel auf schmalen aber langen Grundflächen in der Höhe von ein bis zwei Stockwerken. Je nach der Breite der Façaden traten im ersten Stockwerk ein oder zwei breite Erker vor, deren Brüstungen mit gothischem Maßwerk, zum Theil auch mit den Wappen der Hausbesitzer geschmückt waren. Der Ueberrest solch einer Brüstung mit vier Bürgerwappen erhielt sich bis heute im Steyrerhof (Nr. 3, Steyrerhof in der Stadt). Oben schlossen die Häuser meist giebelförmig ab. Einzelne Häuser hatten nach dem System der Backsteinbauten treppenförmig anlaufende Giebel und Herrenhäuser noch überdieß hoch emporragende Thürme. Auf den Plätzen und in einzelnen Straßen der Stadt waren den Häusern Vorhallen oder „Lauben“ vorgebaut, die für den kaufmännischen Verkehr große Bequemlichkeiten boten. In manchen Fällen bildeten sie aber keinen Bestandtheil des Hauses, sondern waren nur angebaut und hatten auch einen von dem Haus selbst verschiedenen Besitzer. Die Fenster schlossen mit geradlinigen Sturzbalken ab; selten begegnen wir ihnen auch mit rundbogigen oder spitzbogigen Abschlüssen. Zu Anfang des XV. Jahrhunderts war ein Theil bereits verglast. Vor dieser Zeit war es auch hier Sitte, die Fenster der bürgerlichen Wohnhäuser mit Tuch, Leinwand oder Pergament zu verschließen. Ueber den Charakter der bürgerlichen Architektur Wiens belehrt uns am anschaulichsten eine prächtige Ansicht der Stadt vom J. 1483 auf dem Stammbaum der Babenberger in der Schatzkammer des Stiftes Klosterneuburg. (Vergl. das beifolgende Bild.) Von der inneren Einrichtung der Häuser bemerkt Aeneas Sylvius, daß die Gemächer

aus weiten gewölbten Räumen bestanden, welche Ausstattungen mit kostbaren Hausgeräthen besassen. Ueber die innere Eintheilung der Wohnräume sind wir ohne nähere Nachrichten. Im frühen Mittelalter mögen wohl die Bürger allein ihre Häuser bewohnt und nur auf die ihnen schon im 13. Jahrhundert zugefallene unentgeltliche Einquartierung fürstlicher Gäste und Diener Rücksicht zu nehmen gehabt haben. Aber schon im 14. Jahrhundert wurden die bürgerlichen Wohnhäuser auch an Handwerker und andere Bewohner der Stadt vermiethet.

Aeneas Sylvius erwähnt auch, daß die Façaden der Häuser bemalt waren, eine wahrscheinlich aus Italien verpflanzte Sitte, die aber erst in der Spätzeit des Mittelalters hier in Anwendung kam. Die Bemalung der Häuser bestand aus Ornamenten, welche die Flächen der Wände zwischen den Fenstern belebten; sie geben uns zugleich den Fingerzeig, daß in Wien schon im Mittelalter nicht wie in Norddeutschland der Rohziegelbau sondern der Mörtelverputz der Façaden in Uebung war. Spuren solcher Bemalung sind heute noch an dem Hause (Nr. 1 Rothenthurmstraße) gegenüber dem erzbischöflichen Palais sichtbar. Einzelne Wohnhäuser waren auch mit figuralischen Darstellungen bemalt. Solche Bemalungen vertraten dann die Stelle der Basreliefs aus Stein oder gebranntem Thon, mit denen andere Häuser geschmückt waren. Als Darstellungen dieser Malereien und Skulpturen traf man Wappen und Embleme der Besitzer, religiöse Bilder und Hausschilde.

Die Sitte, Häuser mit bestimmten Schildern und Inschriften zu versehen, war in Wien im Mittelalter stark verbreitet, sie scheint hier aber erst in der Mitte des 14. Jahrhunderts in Schwung gekommen zu sein. Die Veranlassung hiezu war, bei dem Wechsel der Besitzer dem Hause eine bestimmte bleibende Bezeichnung zu sichern, wobei allerdings meist an lokale Beziehungen angeknüpft wurde. Nur in einzelnen Fällen gingen die Schilder durch bestimmte an das Haus sich knüpfende Vorfälle oder Sagen in den Volksmund über. An dem Hause Nr. 2 am Judenplatz mit dem Schilde „zum großen Jordan" ist noch ein schönes Relief mit einer lateinischen Inschrift, eingemauert, welches die Taufe Christi im Jordan vorstellt. Noch im verflossenen Jahrhundert war an demselben Haus eine deutsche Inschrift, des Inhalts, daß hier (auf diesem Platze) im J. 1421 die Juden verbrannt wurden. An dem ehemaligen bis 1429 im Besitze der Stadt gewesenen



Taschnerhause (Nr. 4 am Lichtensteg) stand in einer Nische ein weiblicher Engel als Schildträger mit zwei bemalten Wappen, dem städt. Kreuz im rothen Feld und dem österr. Bindenschild. Diese Skulptur wurde in unseren Tagen an der Ecke des Rathhauses befestigt und irriger Weise als das Wappen der Stadt vielfach angewendet. An dem Eckhaus



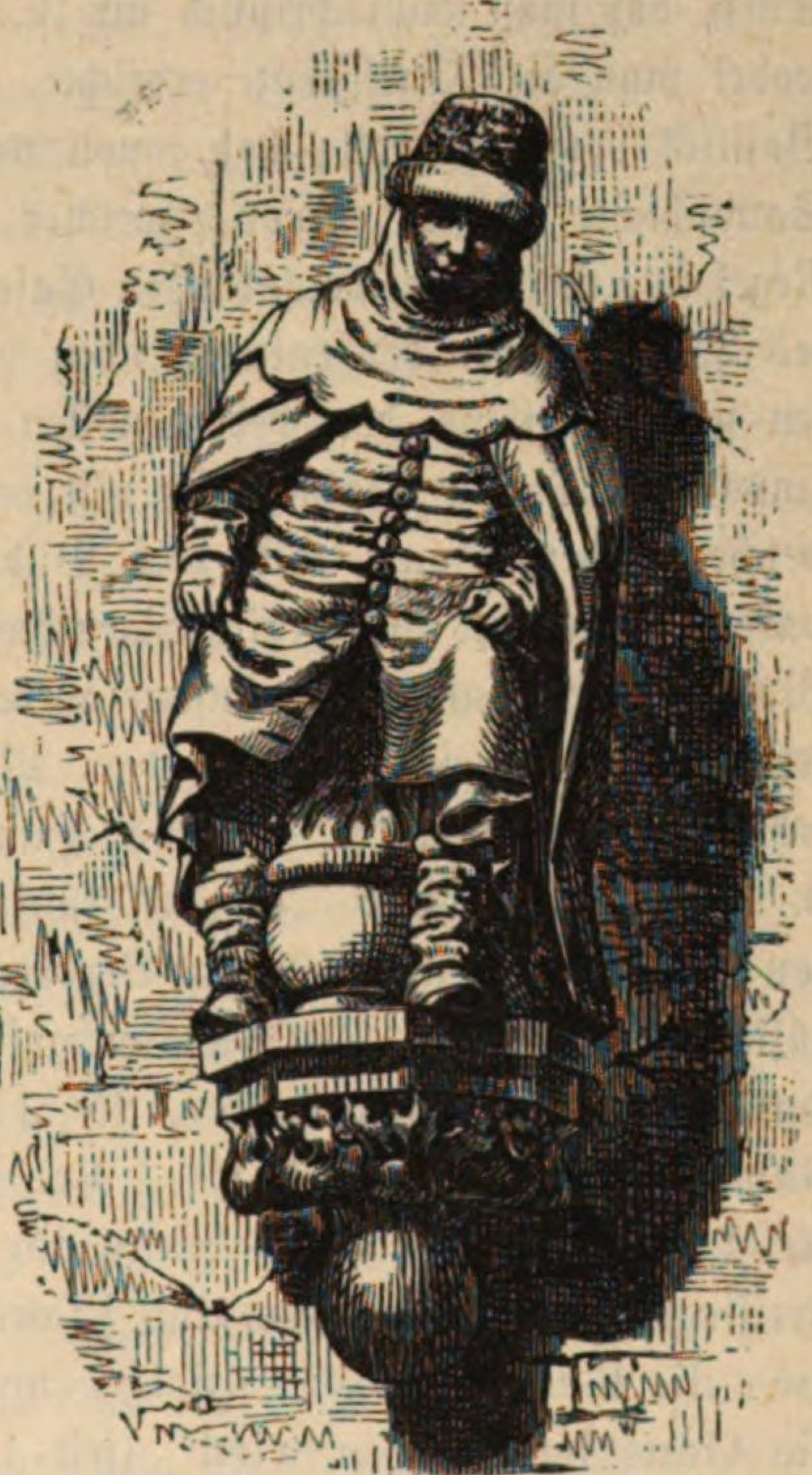
Nach einer Orig. Zeichg. v. Alb. v. Camesina

Lith. Anst. v. F. Köke Wien.

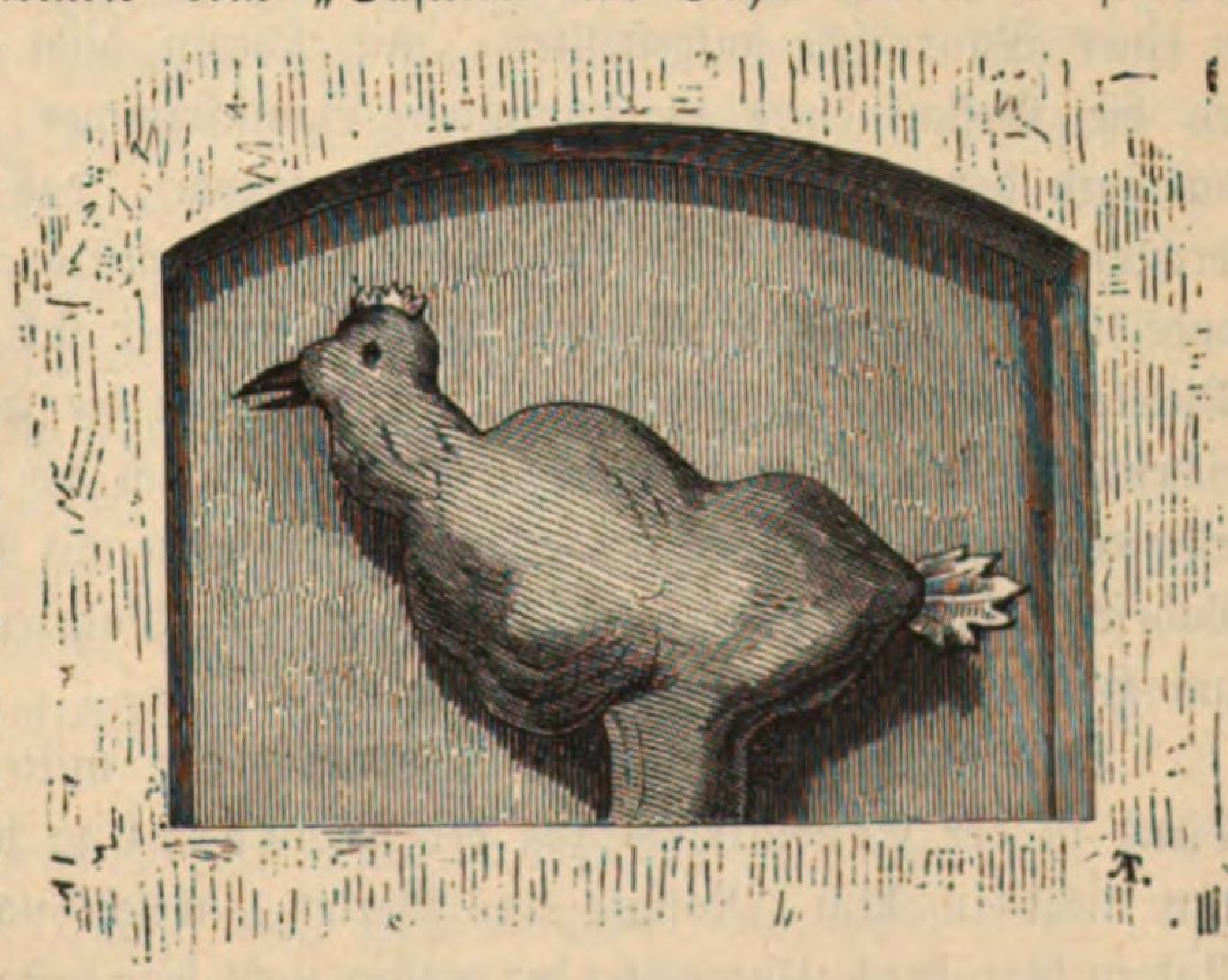
Zu Weiss: Geschichte der Stadt Wien.

Wien im J. 1483.

unter den Tuchlauben, das den Eingang in die Landskrongasse bildet, und schon 1421 den Schild „zum Winterhaus“ führte (Nr. 26 Tuchlauben) ist eine Figur angebracht, die einen mit Winterkleidern angethanen, über einem kleinen Kohlenhafen stehenden Bauer vorstellt. Sie galt lange Zeit für eine Abbildung des verkleidet nach Wien gekommenen König Mathias Korvinus, versinnlichte aber wahrscheinlich nichts als den „Winter“. In der Schönlaterngasse führt noch heute das Haus Nr. 7 den Schild zum „Basilisken“, der auch an der Façade des Hauses in einer Steinfigur, deren Schweif, Kamm und Schnabel aber aus Eisen besteht, abgebildet ist. Eine Inschrift erzählte einst, daß im Jahre 1212 sich in dem Brunnen dieses Hauses ein gräuliches Ungethüm vorfand, welches das Wasser und die Luft in der Umgebung so verpestete, daß er verschüttet werden mußte. Lambeccius widmete dem „Basilisk“ im Jahre 1675 in seinem



gelehrten Werke über die Hofbibliothek einen eigenen Abschnitt, der viel Wunderliches enthält. Das Räthsel über diesen sagenreichen Basilisken hat erst in jüngster Zeit Eduard Sueß in einer für die ältere Sagenbildung sehr bemerkenswerthen Weise gelöst. Er fand, daß die Figur nichts als ein Aggregat von Sandstein-Sphaeroiden sei, dem man eine Krone, einen Schnabel und einen Kamm angefügt hatte. Aehnliche Steinplatten wurden auch an anderen Orten



Wiens im Tegelniveau gefunden. Die Sage von dem Ungethüm erklärt Sueß, daß man wahrscheinlich im J. 1212 hier einen tieferen Brunnen grub, wobei man die Tegelgrenze erreichte. Als man die Steinplatte, die einen Basilisk vorstellen soll, hob, quoll wahrscheinlich aus der darunter liegenden Sandschichte Wasser empor, welches, wie dieß bei unseren Tegelgewässern Regel ist, von einem betäubenden Gase begleitet war. Aus dem üblen Geruche des Wassers oder der entweichenden Luftart, mag die weitere Fabel entstanden sein. — Eine der bedeutendsten Verzierungen enthielt jedenfalls das Haus Nr. 7 am Hafnersteig mit dem Schilde: „zu den zwölf Aposteln", welche an dem Hause mit dem Bildnisse Christi in Thonfiguren angebracht waren. Sie sind heute ein Eigenthum der Stadt und werden im österr. Museum für Kunst und Industrie aufbewahrt. In kunstgeschichtlicher Beziehung geben sie uns ein Beispiel der Modellirkunst in Wien in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts. — Das Haus Nr. 1 Bankgasse führte seit dem J. 1501 den Schild „zu den fünf Morden" mit Bezug auf die dort von Bäckerknechten verübten Verbrechen. Andere Häuser hatten folgende auffallende Schilde: Nr. 2 Strauchgasse: „do der Haiden scheusst gegen den Kiel über" (seit 1442), Nr. 17 Wallnerstraße: „da der Wolf den Gänsen predigt" (seit 1419), Nr. 8 Schulhof: „zum Elend" (seit 1545), Nr. 4 Eisgrübl: „wo der Hahn im Spiegel schaut" (seit 1443), Nr. 3 Freisingergasse: „zum küss den Pfenning" (seit 1411), Nr. 16 Bäckerstraße: „wo die Kuh am Brett spielt" (um 1540), Nr. 3 Himmelpfortgasse: „wo die Gans beschlagen wird" (seit 1526), Nr. 6 Kärntnerstraße: „beim Stock im Eisen". Das letzt erwähnte Haus erhielt diesen Schild von dem in einer Wandnische aufgestellten, mit Nägeln dicht beschlagenen Holzklotz, der die Gestalt eines abgestumpften Baumstammes hat. Aus den Untersuchungen des Botanikers Unger ging hervor, daß das Holz von einer Lerchtanne herrührt. Die Bedeutung dieses Holzklotzes rief eine Reihe absonderlicher Sagen und Märchen hervor, von der sich aber keine bis in das Mittelalter hinauf verfolgen läßt. Unger erklärt die Entstehung dieses Wahrzeichens aus der alten heidnischen Sitte, wornach die Lerchtanne als ein geheiligter Baum gilt, der bei allen Völkern gerne mit Nägel beschlagen wurde. Wahrscheinlich um das J. 1575 wurde das Wahrzeichen vom Haus Nr. 6 zum Haus Nr. 3 Stockimeisenplatz versetzt.

Weit schwieriger als der Charakter der mittelalterlichen Architektur Wiens ist der Entwicklungsgang der Malerei zu bestimmen. Der Grund dazu liegt in dem Mangel an Werken, welche nachweisbar von Wiener Malern herrühren. Ungeachtet der großen Zahl hier bestandener Klöster sind wir nicht einmal im Stande aus der Frühepoche des Mittelalters Miniaturmalereien zu bezeichnen, deren Ausführung von Mönchen herrührten, welche in Wiener

Klöstern lebten. Erst aus dem Schlusse des 14. Jahrhundert ist eine miniirte Handschrift in der kaiserlichen Hofbibliothek, nämlich eine deutsche Uebersetzung des Rationale divinorum officiorum von Durandus vorhanden, welche Bildnisse Herzogs Albrecht III. († 1395) und seiner Gemalin Beatrix von Hohenzollern, dann die Bildnisse Herzogs Wilhelm († 1406) und seiner Gemalin Johanna v. Durazzo enthält, die man für das Werk des Malers Johannes hält, wiewohl die Grundlage dieser Annahme schwankend ist. — Schnaase hält den Verfertiger dieser Malereien für einen bedeutenden Meister, der wohl der idealen Schule angehörte, aber seinen Gestalten schon einen höheren Grad von Naturwahrheit gab.

Auch von Tafelmalereien des Mittelalters sind uns bisher nur Werke eines Wiener Künstlers bekannt geworden. Der Name dieses Malers ist Wolfgang Rueland. Er lebte zwischen 1446—1501 in Wien und war jedenfalls auch hier ansäßig, weil er zwischen den Jahren 1458—1474 acht Mal in den Stadtrath berufen worden war, eine Auszeichnung, woraus wir auch entnehmen dürfen, daß er ein gewisses Ansehen genoß. Rueland's Werke werden gegenwärtig in der Gemäldesammlung des Stiftes Klosterneuburg aufbewahrt. Sein größtes Werk besteht aus 12 Tafeln, vier die Gründungsgeschichte des Klosters, vier die Geschichte des Johannes des Täufers, vier endlich Scenen der Leidensgeschichte Christi darstellend von denen zwar jede dieser Reihen eine andere Hand, alle aber doch im Ganzen ein so gleiches Gepräge tragen, daß sie als das Werk einer Schule zu betrachten sind. Auf der Hellebarde eines Kriegsknechtes bei der Gefangennehmung Christi steht ganz ausgeschrieben der Name: Rueland, während das Schlußbild der Legende des heil. Leopold die Jahreszahl 1501 enthält. Ein zweites Werk desselben Meisters, eine figurreiche Kreuzigung enthält das Monogramm und die Jahreszahl 1446. Die Bilder zeigen einen entschiedenen Einfluß der flandrischen Schule, der Goldgrund auf dem großen Werk ist verschwunden, die Landschaft mit Vorliebe ausgeführt, wenn auch mit etwas conventionellen Bäumen und allgemein gehaltenen Bergmassen. Die Kreuzigung Christi mit der Jahreszahl 1446 ist auch insoferne merkwürdig, weil hier der Einfluß Eyck'scher Schule in einer sehr frühen Zeit nachgewiesen ist. In dem beifolgenden Bild aus dem Cyclus der Darstellungen, welche die Geschichte des Johannes des Täufers behandeln, soll das charakteristische Gepräge der Rueland'schen Malereien veranschaulicht werden.

Und doch weisen alle urkundlichen Nachrichten darauf hin, daß hier eine nicht bedeutende Anzahl von Malern ihren Sitz hatte, welche um das J. 1360 bereits in einem zunftmäßigen Verband standen.

Der älteste uns bekannte Wiener Maler fällt in das Jahr 1342. Er nannte sich Ulricus und saß in der Kurbauner- (Seizer-) Straße. Ein Maler,



Albert, als Zeuge in einer Urkunde vom Jahre 1356 erscheinend, besaß das Bürgerrecht und einen Hof in Enzersdorf. Im Jahre 1360 erscheint Heinrich der Vaschang, Schilter des Herzogs Rudolf, 1368 Kunz, Herzog Albrechts Schilter, 1376 Henricus pictor, dictus Sternseher, „cujus domus jacet ym Fluder prope Eberbardi (Maler)". Derselbe war 1375 Maler des Herzogs Leopold und Käufer eines Hauses am alten Kohlmarkt; 1382 kaufte Leonhard, Maler, das Haus des Wiener Spruchdichters Peter Suchenwirth in der Kurbaunerstraße. Im Jahre 1385 lebte hier Hanns Sachs, Maler Herzog Albrecht III. Welches Gebieth der Malerei diese Künstler pflegten, ist nur bei zweien durch die Benennung „Schilter" näher angegeben. Daß die übrigen Tafelmaler waren, dürfen wir aber mit Grund annehmen, weil sie sonst ausdrücklich die Bezeichnung Illuminatoren (Miniaturmaler) oder Glasmaler geführt haben würden. In der ältesten Ordnung der Malerzunft oder St. Lukaszeche, welche kein Datum hat, aber sicher noch in das XIV. Jahrhundert hinaufreicht, erscheinen die Maler allein in einem Verband. Es werden darin unterschieden: Schilter und geistliche Maler. Der Beruf der Ersteren war es, das blanke oder mit Leder überzogene Schild- und Rüstzeug der Ritter und Knechte anzufertigen und zu bemalen. Wenn sie schlechte Arbeit lieferten, so konnten diese die Beschaumeister verbrennen. In der Ordnung vom 3. Juli 1410 sind zu einer Zunft vereinigt: die Schilter, geistlichen Maler und Goldschlager. Wer sich auf dem „Schiltwerk" zum Meister setzen wollte, hatte innerhalb sechs Wochen einen Stechsattel, ein Brustleder, einen Roßkopf und einen Stechschild anzufertigen und der Zusatz: „daß er auch das Malen kann, wie es Ritter und Knechte fordern", deutet eben an, daß die Schilter nicht blos die Anfertigung sondern auch die Bemalung dieser Gegenstände besorgten. Ein geistlicher Maler mußte auf eine mit Gold polirte, eine Elle lange Tafel mit seiner Hand in drei Wochen ein Bild malen, ein Glaser ein Stück in der Länge einer Elle anfertigen und Glaswerk mit Bildern hineinbrennen. In der Zunftordnung vom 28. Juni 1446 sind mit den Malern auch die Seidenwirker (Seidensticker) vereinigt. Zur Erprobung der Fertigkeit mußte jeder Seidensticker in acht Wochen ein Bild mit Perlen sticken, oder „anderhalb spanlankh" einen Schild „verwappnen." Der Illuminatoren wird in dieser Ordnung keine Erwähnung gethan.

Zwölfter Abschnitt.

Hof- und Volksfeste.

Schon in früher Zeit hatten sich die Wiener an heitre, lebensfrohe Genüße, an den Glanz und die Freuden des weltlichen Lebens gewöhnt. Bevor noch die Babenberger den markgräflichen Hof an der Westseite der Stadt bezogen, mögen Märchen aus dem Morgenland, Schilderungen der Reisenden von der fabelhaften Pracht der Stadt am goldnen Horn an ihr Ohr gedrungen sein. Berauscht von den empfangenen Eindrücken verließen die Bürger Haus und Hof, um sich den Pilgerzügen anzuschließen. Bald darauf entfaltete sich auch in ihren Mauern ein buntes, bewegtes Hofleben. Fürstenversammlungen, Turniere, Hochzeitsfeste, Ritterschläge führten die Blüthe des Adels in die Herzogenburg. An der Grenze der alten Ostmark bei Linz erschollen auf der Burg des Kürenbergers die ersten Minnelieder; bald jauchzte dem Frühlingsschlag der ersten Nachtigall ein ganzer Wald entgegen und die Freuden an der himmlischen und irdischen Minne, die Wettkämpfe der Sänger fanden nirgends eine freundlichere, gastlichere Aufnahme als am Hofe der Babenberger.

Da fehlte es denn nicht an Abwechslung und Zerstreuung. Kehrten die Herzoge von der Jagd zurück oder ruhten die Kampfspiele, so zog man sich aus dem Freien oder dem Baumgarten des Hofraumes in den Saal zurück oder vergnügte sich am Schachbrett oder beim Würfelspiel, am liebsten aber mit Ballspiel und Tanz. Als drittes Element trat zuweilen der Gesang dazu, ein Liebeslied oder die Erzählung eines galanten Abenteuers, ange-

stimmt von einem Vorsänger, während die Mittanzenden in den Refrain einstimmten. Fanden sich Freunde und Verwandte von den benachbarten Höfen ein, um über politische Fragen zu berathen, Bedingnisse abzuschließen oder zu Kriegsunternehmungen auszuziehen, so fehlte es nie an größeren Festen, bestehend aus Ritterspielen und Trinkgelagen. An einzelnen hohen, kirchlichen Tagen zog der Herzog mit seinem Gefolge in die Schottenkirche, um den jungen Sprößlingen des Adels, welche Proben ihrer Tapferkeit abgelegt, den Ritterschlag zu ertheilen. Als der Minnesang die Herzen der ganzen abendländischen Welt bezauberte und auch die Herzoge, der Mode ihrer Zeit huldigend, dichteten, da wurden die Sänger, meist vom armen Adel, die stets gerne gesehenen Freunde der Fürsten und außer den Kampfspielen mit dem Schwert, den Tjosten und Buhurten, wurden nun am Wienerhofe auch geistige Wettkämpfe geführt.

Die Seele der Turniere und Sängerkämpfe waren die Frauen. Ein Wiener Dichter Peter Suchenwirth, gibt uns aus der letzten Epoche des Ritterthums eine anschauliche Schilderung des höfischen Geschmackes. Gab man Gästen zu Ehren ein Fest, so wurden die Frauen gebeten, dasselbe zu verherrlichen. Sie schmückten sich mit Perlen, Borten und Spangen, mit Kronen, Bareten und Kränzen und führten dann mit den Gästen allerlei Tänze auf. Eine schöne Frau war jene, die einen Fuß mit hohlgebogenem Rist besaß, so daß sich unter ihm ein Zeisig verbergen konnte, die einen mäßig langen zarten und schlanken Körper, weiße Hände mit langen Fingern, einen runden, blendend weißen Hals und Nacken, im Kinn ein Grübchen, purpurrothe Lippen, elfenbeinweiße Zähne, Wangen mit einem zarten Kampf zwischen Weiß und Roth, eine kurze, wenig gebogene Nase, braune Falkenaugen und goldenes, gelocktes Haar hatte, worin ein Band von Gold mit Edelsteinen und Perlen gewunden war. Als Schmuck des Ritters galt ein Helm mit Straußfedern, Gold, Silber und Edelsteinen, Gewänder aus reichgewebten Stoffen, silberne Gürtel und seidene in Zöpfen geflochtene Bänder. Ueberaus prachtvoll waren die Prunkzelte. Die Decke bestand aus saphirblauem Sammt mit in Gold gestickten Baumästen und Vögeln, mit Smaragden und Amethysten. Die Stühle der Gezelte wurden aus Elfenbein geschnitzt und darauf phantastische Thiergestalten angebracht.

Auch der letzte Babenberger Friedrich II. pflegte an seinem Hofe den Minnegesang. Wie hatte aber schon an dessen Hof die Mode, diese Fälscherin jeder wahren natürlichen Empfindung, die zarte Blume der Minne mit wildem Gestrüpp überwuchert, den inneren sittlichen Gehalt der Idee des Ritterthums verflüchtigt! Das mehr auf Sinnlichkeit beruhende romanische Element, das Sehnen nach galanten Abentheuern trat in den Vordergrund. Das politische und soziale Leben wurde durch die Entfremdung des nationalen

Sinnes, das Gefallen an fremden französischen Sitten und Gewohnheiten, und durch das Hinübergreifen in eheliche Verhältnisse vergiftet. Die Poesie war kein edler Falke mehr, welcher über der Minne die männliche Freiheit nicht vergaß, sondern ein girrender Tauber, der gehorsam auf dem Finger der Herrin saß und schmachtend aufblickte nach dem schelmischen Auge. Weil die Mode gebot, daß jeder Ritter seine im Stillen und Verborgenen angebetete Geliebte habe, welcher er seine Dienste weihen mußte, so fehlte es nicht an phantastischem Aufputz, erkünstelten Gefühlsschwärmereien und sittenlosen Vorfällen.

Ein Vertreter dieser Ritterromantik war Ulrich von Liechtenstein (1227—1275), welcher viel am Hof Friedrich des Streitbaren lebte und uns in seinem „Frauendienst" ein Bild hinterlassen, wie weit es mit dem Minnedienst gekommen war. Für uns haben seine Schilderungen einen doppelten Werth; denn sie gestatten uns einen interessanten Einblick in das Wiener Hofleben der letzten Jahre Leopold des Glorreichen und seines Sohnes Friedrich. Zuerst schildert Ulrich das Hochzeitfest bei Gelegenheit der Vermählung der Tochter des Herzogs Agnes mit einem Fürsten von Sachsen. (1223.) Ein so schönes Fest, schreibt er, habe er noch nie gesehen. An dritthalb hundert Knappen erhielten den Ritterschlag, an 1000 Ritter gab er Pferde und Kleider, und an 5000 Ritter aßen an dem Tische des Herzogs. Kampfspiele, Tänze und andere Spiele erheiterten die Gäste. Bei diesem Feste sah Ulrich nach langer Zeit seine Geliebte, ohne aber mit ihr gesprochen zu haben. Als Ulrich im Jahre 1227 zu Ehren seiner Geliebten seine abentheuerliche Fahrt durch die Lombardei, Kärnten, Steier, Oesterreich und Böhmen unternahm, mit der offenen Ankündigung an alle Ritter, daß die Minnegöttin und Königin Venus zu ihnen kommen werde, um sie den Frauendienst zu lehren, da kam er im Frauenkleid mit 80 Rittern, welche sich ihm auf dem Zuge angeschlossen, auch nach Wien. Auf der Straße dahin ritt ihm sein neuer Marschall, der ritterliche Domvogt von Regensburg, entgegen mit einem roth-weißen Banner, dann 50 Schützen mit hochgehobenen Armbrusten, vor ihnen noch 50 schnelle Laufpferde, deren jedes einen türkischen Sattel trug und 50 wohlgekleidete Knappen. Dann kam ein zweites Banner mit 50 Pferden und 50 neuen Schilden, hinter denen man 300 Speere führte. Dieser glänzende Zug ging an Ulrich von Liechtenstein, der Königin Venus, vorüber und hatte den Zweck ihm seine Dienste anzubieten. Sowie in Wien die Ankunft der Königin bekannt geworden, legten alle Frauen ihre schönsten Kleider an und Ulrichs Herz erfüllte sich mit Freude, als er alle Gassen von ihnen besetzt fand und sich so wohl von ihnen empfangen sah. Vor der Herberge eines reichen Bürgers empfing ihn bereits Hadmar von Kuenring mit einer ritterlichen Schaar und eröffnete einen Buhurt vor dem Haus,

worin Ulrich in Frauenkleidern vom Balkon aus zusah. Am nächsten Tag, Dienstag den 18. Mai 1227, begann ein großes Stechen, nachdem Ulrich vorher die Messe gehört hatte. Er hatte sich nach Ritterweise wohl gewappnet, aber über den Harnisch ein weißes gefaltetes Röcklein angelegt, darüber einen drei Finger breiten Gürtel gethan und ein breites Heftlein an die Brust gesteckt. Dann ließ er die Posaunen blasen, daß der Klang durch die Stadt erscholl und alle Ritter zogen ihm nach. Hierauf bestieg er sein mit silberweißer Decke geschmücktes Roß, ließ dreißig silberfarbne Speere mitnehmen, deckte sein Gesicht mit einem durchsichtigen Schleier und verließ, geleitet von seinem Kämmerer Wolfker von Gars, die Herberge. Unter einem großen Volksgedränge durchzog er die Straßen und alle Balkone und Fenster waren mit schönen Damen gefüllt, welche die Königin begrüßten. Auf dem Felde erwartete ihn der ritterliche Domvogt mit einem wehenden Schleier, einem ellenhohen Busch von Pfauenfedern auf dem Helm und einem Waffenrock von rothem Sammt. Nun begann das Stechen. An 20 Ritter stach die Königin Venus nieder, worüber solcher Lärm und Gespötte entstand, daß der Marschall sie aus dem Gedränge führen und entwappnen ließ. Am andern Morgen verließ Ulrich die Stadt und zog mit seinem Gefolge nach Korneuburg zu einem neuen Stechen. Von dort ging der Zug nach Mistelbach und Feldsberg, wo die Venusfahrt ihr Ende erreichte. Ulrich legte die Frauenkleider ab, trennte sich von seinem Gesinde und gieng nach Wien zurück, um hier Vorbereitungen zu einem in Korneuburg abzuhaltenden großen Turnier zu treffen.

Ulrich und seine Freunde, an 50 Grafen und Ritter, verweilten hier durch vier Tage, wo er, wie er schreibt, manch schönes Weib sah, bei dessen Anblick die Herzen der Ritter in Liebe entbrannten. Sonntag am 30. Mai 1227 zog die Ritterschaar zum Turniere aus. Ulrich ließ sein Banner vorausführen, wohlgeschnitten von weißem Seidenzendal mit zwei schwarzen Balken, die schräg nach dem Schwert zu Thal liefen; vor diesen kamen noch die Posaunenbläser die einen fröhlichen Marsch bliesen. Hinter dem Banner führte man seinen blanken Helm mit rothgoldner Helmdecke und einem Busch von Pfauenferdern und dem Schild, auf dessen weißen Hermelinüberzug die beiden Schrägbalken seines Wappens von schwarzem Zobel geschnitten waren. Das Pferd desselben trug eine weite und lange Scharlachdecke, die mit goldnen Borten gegittert und über und über mit silbernen Rosen beschlagen und mit gelber Seide gefüttert war, ebenso reich und prächtig waren Roß und Waffen des Domvogts. Vor Neuburg kamen die Kuenringer dem Zuge der Wiener entgegen, dann nahm jeder seine Herberge im Ort und des Nachts gab es noch viel Leben und Lichterglanz.

Mit dem letzten Babenberger gieng am Wiener Hof der Minnegesang zu Grabe; Spiel und Tanz verstummten in den trüben, unruhigen Tagen, welche nun über Oesterreich hereinbrachen. Woher sollte die Lust und Hingebung an heiteren Festen bei der tiefen Umwälzung in den politischen Verhältnissen des Landes kommen! Viele, einst reich und mächtig, wurden arm, Friede und Recht lagen schwer darnieder und Milde und Gastfreundschaft wurden immer seltener in den Burghöfen. Mit der ersterbenden Lust am Minnegesang änderte sich auch der Ton und die Haltung der Dichtungen und nur die roheste Sorte der fahrenden Sänger, welche ihre Späße derb vortrugen oder durch unsaubre Schilderungen zu würzen verstanden, fanden noch Gehör bei den Trinkgelagen der Ritter oder in den Tavernen der Stadt. Als die ersten Habsburger die Burg bezogen, fehlte es wohl nicht an prunkvollen Festen, aber sie umgab nicht jener Glanz, welchen ihnen die Anwesenheit und die Theilnahme der Dichter verlieh. Es war eine andere mehr nüchterne Zeit gekommen, in welcher der Blick sich von dem tändelnden, fremdländischen Hofleben abwandte und das auf mehr praktische Lebensinteressen gerichtete Bürgerthum eine immer entschiedenere Geltung verlangte.

Ueber den Inhalt der Feste im XIV. und XV. Jahrhundert haben wir aber nur spärliche Nachrichten. Die Dichter, nicht mehr dem Adel sondern meist dem Bürgerstand angehörend schweigen, weil sie dazu nicht geladen waren oder werden Moralisten und Chronisten, und die eigentlichen Chronikenschreiber, trockene, ernste Männer, welche an solchen Freuden wenig Gefallen fanden, beschränkten sich darauf, dieselben mit kurzen Worten zu verzeichnen. Turniere und Tänze, untermengt mit leckeren Gastmalen, wobei gerne Malvasier getrunken wurde, blieben wahrscheinlich die Hauptsache. Zuweilen fanden sich auch Lautenschläger ein, ohne Zweifel Sänger, welche ihren Gesang zum Tanz mit dem Lautenschlag begleiteten. Spuren einer Musikhofkapelle finden wir erst unter Kaiser Max I, bestehend aus einem Kapellmeister, 1 Organisten, 2 Posaunisten, 1 Lautenschläger und 1 Zinkenisten; unter diesen war J a s q u i n d e s P r e s, eines der größten musikalischen Genie's aller Zeiten, der Vater der neueren Harmonie, der gleichsam die große Epoche eröffnet, welche für die Pflege der Musik am Hofe der Habsburger begann.

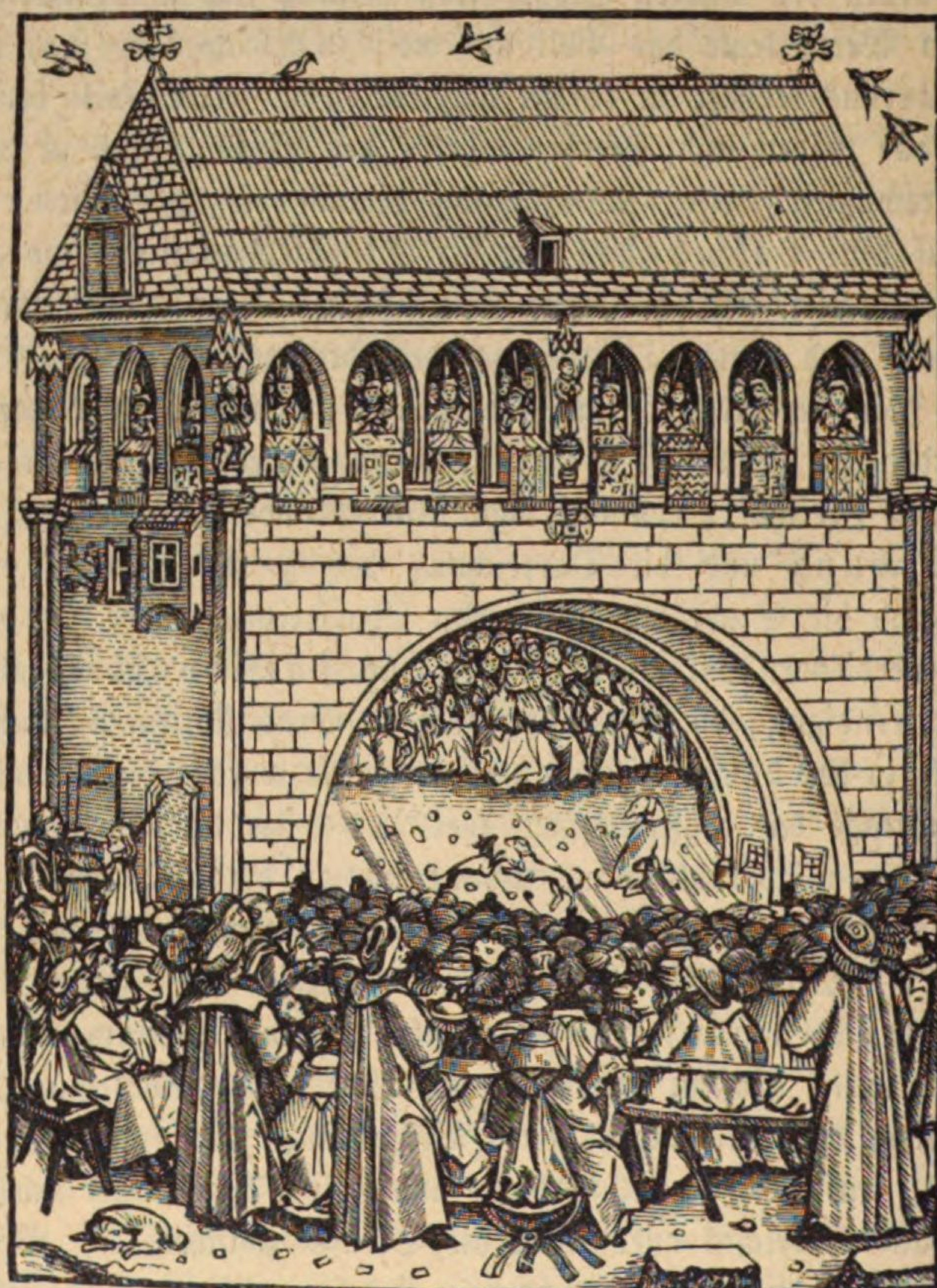
An dem Leben der höfischen Kreise hatten die Bürger keinen Antheil. Es war ein Standesvorrecht des höheren und niederen Adels an den Turnieren, Stechen und Rennen mitzuwirken und die unteren Stände erschienen höchstens als stumme Zuseher, außerhalb der Schranken. Der Antheil der Bürger beschränkte sich darauf, für die Küche des Herzogs zu sorgen, Tische, Bänke und Bettforrituren nach Hofe zu senden, wenn die fürstliche Vor-

rathskammer dazu nicht ausreichte und die Last der Einquartierung der Dienstleute, der Diener und Knechte des Hofes und ihrer Gäste zu tragen, eine Last, womit, wie schon aus dem Stadtrecht vom Jahre 1296 zu entnehmen ist, die Bürger häufig überbürdet wurden. Nur die reichen und angesehenen Bürger und deren Frauen scheinen zu gewissen Festen geladen worden zu sein.

Das Leben der unteren Stände floß ziemlich still und einförmig dahin. Den größten Werth legte das Volk auf die kirchlichen Feste, welche die Gemüther überaus lebhaft zu fesseln wußten. Von alter Zeit her bot die Charwoche, das Leiden und Sterben Christi, der Kirche Anlaß zu den bedeutendsten Ceremonien. Am Palmsonntag begann die Prozession mit dem Palmesel auf dem Palmbühel vor der St. Stephanskirche, wo auf einem Teppich ausgebreitet, ein hölzernes Kruzifix in einem blauen Meßgewand eingehüllt lag, und unter Theilnahme des Herzogs, des Klerus und des Stadtrathes die Ceremonien stattfanden. Am Mittwoch, Donnerstag und Freitag wurden im Dom drei Pumpermetten gehalten, womit eine Prozession um den Freithof verbunden war. Am Gründonnerstag fand die Feier der Fußwaschung und die Darreichung des h. Abendmales an die Domherren und die Stadträthe statt. Am Charfreitag wurde in der Kirche von den Steuerdienern auf einer Tribüne das Passionsspiel aufgeführt, nach dessen Beendigung die Prozession zum h. Grab stattfand. Nachdem das Hochwürdigste in das h. Grab gesetzt und versiegelt worden, setzten die Steuerdiener Nachmittags das Passionsspiel fort*). — In der Christnacht wurde der Wolfssegen abgehalten zur Erinnerung an die Zeit, wo in der Umgebung der Stadt die Bewohner viel von der Grausamkeit der Wölfe zu leiden hatten. — Mit großer Pracht wurden bereits im Jahre 1334 hier zwei Frohnleichnamsumgänge gefeiert und am Sonntag nach Ostern fand jährlich unter großem Andrang des Volkes die Aussetzung der Reliquien und kirchlichen Kleinodien vom Heilthumstuhl aus statt. Der Heilthumsstuhl, im Jahre 1483 erbaut und erst 1700 wieder abgebrochen, war ein Gebäude, welches quer über die Straße zwischen der Brandstätte und den der Stephanskirche vorgebauten Häusern stand. Wir geben hier eine Abbildung nach dem alten Heilthumbüchlein, einem sehr seltenen 1502 bei Johann Winterburger in Wien erschienenen Druck. — Außer diesen besonderen Festen führten in der Regel die Schüler der Bürgerschule an Sonntagen Nachmittags auf dem St. Stephansfriedhof geistliche Spiele auf, deren Nachklänge sich bis in das XVIII. Jahrhundert herauf verfolgen lassen.

*) Der vollständige Text dieses Passionsspieles wurde erst jüngst in einer, der Mitte des XVI. Jahrhunderts angehörenden Fassung von Alb. v. Camesina in den Berichten und Mittheilungen des Wiener Alterthumsvereines, X. Band, veröffentlicht.

Geräuschvoll verfloß nun die Jahrmarktszeit. Da strömten Gaukler, Spieler, Tänzer und Sänger aus aller Herren Länder in die Stadt und trieben zur Erlustigung der Jugend nach dem Gottesdienste und der Vesper allerlei Kurzweil. Solche Leute müssen sich hier schon 1221 öfter eingefunden haben, weil das Stadtrecht ihrer besonders erwähnt. In Wien wurden



die Jahrmärkte im Mai und November abgehalten, wobei es am Christi Himmelfahrtstage und am Kathrinentage immer ein großes Scharlachrennen am heutigen Rennweg, oder eigentlich ein Pferderennen gab, bei welchem der Besitzer jenes Pferdes, das am schnellsten an das Ziel gelangt war, ein Stück rothen (Scharlach-) Tuches als ersten Preis erhielt. Als zweiter Preis waren zwei Stück Barchent und als dritter Preis eine „Spensau“ aufgestellt. Später widmete hiezu der Hannsgraf auch eine neue Armbrust. Wer mit einem Pferde an einem Rennen theilnehmen wollte, hatte dieß am Rathhaus anzumelden und eine bestimmte Gebühr zu erlegen. Am

Tage des Rennens setzte sich der Zug in Bewegung, voran die Trompeter mit den Pferden in der Zahl von 8—15 mit ihren Führern, dann folgten die öffentlichen Frauen in Festkleidung, die jungen Bürger, die Armbrust- und Büchsenschützen, die Träger und Führer der Preise und endlich der Bürgermeister und die Rathsherren. Bei St. Marx wurde das Scharlachtuch an einer Stange befestigt und die Rathsherren fungirten an einem bestimmten Platz als Preisrichter, worauf das Rennen begann. Die Rennbahn befand sich in der Richtung des heutigen sogenannten oberen Rennweges, erstreckte sich bis zu dem Wienflußufer und bog von dort gegen die Rabengasse und Ungergasse in den unteren Rennweg ein. Nach Beendigung des Festes nahm der Stadtrath in der Wohnung des Bürgermeisters Erfrischungen ein, die in älterer Zeit ziemlich bescheiden gewesen sein müssen, weil sie der Stadt in der Regel keine größere Auslage als 2 Pfd. Pfennige verursachten. Erst um die Mitte des XV. Jahrhunderts wurden förmliche Tafeln gehalten, deren Kosten etwas höher, auf 18—42 Pfd. stiegen. Das glänzendste Rennen dürfte jenes im Jahre 1515 gewesen, wobei 39 Pferde liefen.

Eine Nachahmung der Turniere war das Bürgerstechen auf der Brandstätte am Faschingdienstag, zu welchem gleichfalls der Stadtrath Preise widmete. Es hatte den Zweck, die jungen Bürger in den Waffen zu üben. Ueber die Anordnung dieses Festes haben wir keine näheren Andeutungen: auch erscheint das Bürgerstechen nur im 15. Jahrhundert durch mehrere Jahre und wird im Jahre 1444 zuletzt erwähnt. In eine hohe Zeit hinauf reichte die Sonnenwendfeier. Sie bestand darin, daß am St. Johannesabend an den öffentlichen Plätzen Feuer angezündet und im XV. Jahrhundert auch Feuerwerke abgebrannt wurden. Der Bürgermeister und die Rathsherren ritten unter Begleitung der Musik um diese Feuer herum, die öffentlichen Frauen führten die Tänze auf, wofür sie dann mit Bier bewirthet wurden. Auch für die Stadträthe war der Schluß des Umzuges, daß sie sich in das Bierhaus verfügten und den Abend verzechten. Die Freude an dem Erwachen der Natur sprachen die Wiener schon zur Zeit Leopold des Glorreichen durch das Veilchenfest aus. Wenn im Frühling das erste Veilchen aufblühte eilte der Herzog mit seinem Hofstaate an den Ort, wo sich das erste Kind des Frühlings fand. Es wurde ein Reihen aufgeführt und das sittsamste Mädchen durfte die Blume pflücken. Zur Fastnachtszeit wurden Tänze und Umzüge in den Straßen veranstaltet, die Gesichter durch Masken unkenntlich gemacht — ja selbst ganze Maskenanzüge angelegt, um damit allerhand Neckereien auszuführen. Daß damit zuweilen viel Unfug getrieben wurde, ersehen wir aus einem Ruf vom Jahre 1465 „daß Niemand in Bauernkleidern oder Kopfverhüllungen in den Fasching gehe."

Dem Tanzvergnügen huldigten die Wiener nicht blos zur Faschingszeit sondern auch zu anderen Zeiten. Es gab kein Familienfest bei den reicheren Bürgern, wobei es an Musik und Tanz fehlte und berühmt waren in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts die glänzenden Bälle, welche der reiche Wiener Bürger Niklas Teschler in seinem Hause am Graben veranstaltete. In den Tavernen gab es Tanzböden, wo sich gern die Handwerker und Studenten an Sonn- und Feiertagen einfanden, und die wiederholt dagegen erlassenen Rufe, die Klagen der Prediger und Moralisten, gegen das Uebermaß im Genuße des Tanzes verrathen, wie tief die Freude daran im Volke Wurzel gefaßt hatte.

Weiss, Karl,

Geschichte der Stadt Wien

Bd.: 1

Wien 1872